Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Das Käſtchen oder der neue Kombab	7
Claudia. Eine altrömiſche Novelle	97

Das Kästchen

oder

Der neue Lombab.

Eine Streitfrage.

Sind die Frauen der Freundschaft fähig?

Ist ein Freundschaftsbund zwischen einem Mann und einer Frau, im Alter von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren möglich? —

Diese Fragen wurden von einem Herrn und einer Dame erörtert, die Beide im hellen Portikus eines kleinen Sommertempels saßen, beschienen von dem Monde, der seine einsamen Strahlen zwischen dem Laub der Bäume und den Säulen des Tempels hindurchschimmern ließ.

Es war eine stille, laue Sommernacht.

Der Gesang der Nachtigall schwieg eben, nachdem er sich in langen, schmelzenden Rouladen ergangen hatte. Das Geflüster der Pappel und der ferne Ruf der Wachtel waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen. Die Dame saß in

ihrem Armstuhl zurückgelehnt, den Oberkörper in einen Shawl gehüllt, den sie eng um die Schultern anzog. Der Herr saß ungefähr drei Schritte von ihr; es war ein junger Mann, etwas über dreißig, so wie sie noch nicht das dreißigste Jahr erreicht hatte. Er blickte sinnend vor sich hin und beschrieb mit seinem Stöckchen Zeichen in den Sandboden. Der Mond beleuchtete nur den Unterkörper Beider, die Brust und die Züge waren in Schatten gehüllt.

Nun? rief die Dame, der die Pause zu lange dünkte und die eine Antwort auf ihre Frage erwartete.

Was wünschten Sie zu wissen, Lucinde?

Wie Sie zerstreut sind.

Die Nacht ist beängstigend schwül.

Wir sprachen über die Freundschaft, Aristipp, und Sie hatten die Güte, mir erklären zu wollen, warum wir Frauen die Freundschaft nicht kennen und nicht üben. Nun, mein Freund, war es nicht so?

Allerdings; aber ein solches Versprechen hab' ich nicht gegeben.

Wie? Nicht? So hätte ich Sie mißverstanden.

Wie hätte ich den Frauen so direkt das edelste Gefühl, das wir kennen, absprechen mögen! Ich

sagte nur, unter der großen Anzahl Beispiele, die man zu Gunsten eines solchen Phänomens, wie ein Freundschaftsbund zwischen einem noch jungen Manne und einer ebenfalls noch jugendlichen Frau ist, findet, läßt sich nur wenig entdecken, was der Wahrheitsfreund für einen Beleg des Satzes halten würde, daß die Frauen der wahren, ächten Freundschaft fähig sind.

Also? —

Also wäre es zu bezweifeln, daß Frauen Freundinnen der Männer sein können.

Sondern nur —

Ihre Geliebten. Oder mit anderen Worten, es giebt keine Freundschaft, die nicht das Wort Liebe zu führen verdiente, wenn nicht gleich Anfangs, doch späterhin sicherlich.

Lucinde machte eine unwillige, rasche Bewegung und schmiegte sich in die Ecke des Polsters ihres Stuhles. Man sah es ihr an, daß sie etwas Unangenehmes gehört, und daß sie mit dem Gefühl kämpfte, es los zu werden. Sie wandte ihr schönes Gesicht ab, und die edlen Züge desselben drückten Mißmuth und Verlegenheit aus. Ich habe Sie nicht für so materiell gehalten, Aristipp, rief sie nach einer kleinen Pause. Die gewöhnliche Menge urtheilt so, aber ich glaubte nicht,

daß Sie zu ihr gehörten. Ein Irrthum ist besonders schmerzlich, wenn er die zartesten Saiten unserer Seele berührt.

Warum schmähen Sie die Liebe auf Kosten der Freundschaft? fragte der junge Mann mit einem Anflug von Schadenfreude und Hohn.

Warum? fragte Lucinde rasch, weil Liebe ein gewöhnliches, gemeines Gefühl ist.

Behüte Sie die Göttin der Liebe, Lucinde! Welche arge Lästerung haben Sie sich aber auszustoßen erkühnt. Die Liebe ein gemeines Gefühl? Und das wagen Sie zu sagen, die Sie unmittelbar unter der Herrschaft derselben stehen? —

Ich? Durchaus nicht.

Soll ich die Menge der Männer herbeirufen, die Ihnen zu Füßen zu liegen pflegt? Soll ich sie auffordern, offen zu bekennen, was sie zu ihrer schwärmerischen Abgötterei führt, und wer es ist, der ihre Flammen immer wieder erneut, wenn sie zu erlöschen drohen?

Wie, Aristipp, Sie halten mich für fähig, das frivole Spiel alberner Koketten zu treiben? Alsdann sind wir geschiedene Leute. Sie erhob sich und wollte unwillig enteilen; doch der ungestüme Geliebte, der da fühlte, er habe zu viel gesagt, hielt sie mit Bitten und Beschwörungen zurück.

Geben Sie, Lucinde, die erste Probe, daß Sie der Freundschaft fähig sind, indem Sie eine rasche Aeußerung verzeihen, die nur diesem heiligen Gefühl zu Ehren gesagt wurde.

Also sind wir Frauen der Freundschaft fähig? rief die junge Dame, indem sie sich mit anmuthiger Freundlichkeit umwandte, und ihre Hand dem jungen Manne ließ, der sie gefaßt hatte und an seine Lippen zog.

Gewiß! rief Aristipp. Wenn Sie mit dieser Versicherung eines Geliebten zufrieden sind?

Spötter! Was soll der Geliebte hier?

Ich weiß nicht, wie er dazu kommt, war die verwirrte Antwort; allein er ist da.

So schicken Sie ihn fort; ich will nur mit Aristipp, dem Freunde sprechen.

Gut, setzen wir uns wieder. Wo blieben wir nur? Ja, richtig, bei der Fähigkeit des Weibes, ein freundschaftliches Gefühl für einen Mann zu äußern, ein Gefühl, das nicht Liebe ist, bei Leibe auch nicht Liebe sein und werden soll? Gut. Der heilige Augustin sagt —

Nichts vom heiligen Augustin, wenn ich bitten darf —

Der große Plato —

Nichts von Plato.

Montaigne —

Ernsthaft gesprochen, Aristipp, was soll mir der Wust von Gelehrsamkeit, wenn ich dadurch nicht überzeugt werde. Untersuchen wir unser beiderseitiges Verhältniß. Sie sind mein Freund, Aristipp, nicht wahr?

Der junge Mann stützte das Haupt auf den Arm und hauchte schwermüthig und kaum hörbar: Leider!

Warum leider? —

Weil ich tausendmal lieber Ihr begünstigter Liebhaber wäre. —

Welch' eine materielle Natur! Wenn ich Ihnen nun versichere, daß Sie unendlich höher stehen als Lucindens Freund, denn als Lucindens Liebhaber? Hören Sie mich an. Gesetzt, wir hätten Seelen, die aus feinerem Stoff geschaffen sind, als die Ihrigen; wie? und diese feinen Seelen sollen nicht lieben können, ohne die Zwischenträgereien der Sinne zu bedürfen? Wenn wir fähig sind, mit unseren Seelen das All zu umspannen, will man uns da in den kleinen, goldenen Käfig der Geschlechtsliebe einsperren, damit wir, gleich abgerichteten Vögeln, Euch, Ihr Herren der Schöpfung, stets unser Liedchen vorsingen, wie es uns befohlen worden? Schmachvoll! Wir, die wir Fittige

haben, uns zur Sonne emporzuschwingen, sollen immerdar nur um ein kleines Küchenfeuer herumflattern, das Euch beliebt anzuzünden, damit Ihr es gemüthlicher habt? Erkennt unsere Natur, demüthigt Euch vor ihr! Wir Frauen sind allein jener erhabenen Freundschaft fähig, die, wenn sie sich mit dem Manne verbindet, ihn allein geschickt macht, große Thaten zu thun. Fein und gewaltig zugleich, wirken wir himmlisch im Irdischen, und uns gelingt es, den Herrn der Schöpfung von der Sklavenkette der Sinne frei zu machen!

Ach, wenn Sie das vermöchten, Lucinde!

Sie zweifeln daran?

Und mit Recht! Sie üben eine Gewalt über uns aus, aber diese Gewalt zieht uns zur Erde. Wir erstehen wieder und sind frei, wenn wir sie abgeworfen haben.

Trauriger Irrthum! Unseliger Stolz der Männer! — Unwillig über diese Wendung des Gesprächs, erhob sich die junge Dame und schritt mit verschränkten Armen den Portikus hinauf und hinab. Ihre weißen Gewänder flutheten ihr nach, und sie erschien in diesem Augenblicke als einer der seligen Geister, mit denen die Phantasie stets die Erde bevölkert hat, die so flüchtig sind wie der Strahl des Mondes, der sie bildet, und so launen-

haft gegen den armen Sterblichen, der sich ihren Gesetzen nicht fügt, wie die Elemente, aus denen der Stoff ihres mährchenhaften Leibes besteht. Sie blieb vor Aristipp stehen, als sie bei ihm vorbeikam, und sagte mit traurigem Tone: So ist denn keine Verständigung zwischen uns möglich? So müssen wir den Streit aufgeben? —

Der Ton ihrer Stimme klang so gedankenschwer und war von einer so unheilsamen Schwermuth niedergedrückt, daß Aristipp sich bewogen fühlte, darauf zu erwidern: Wollen wir das Wesen der Freundschaft untersuchen. Lassen Sie uns prüfen, worin sie besteht. Es ist hauptsächlich Zweierlei, das sie bewirkt: sie befriedigt und erhebt. Sie handelt stets uneigennützig, während die Liebe, im grellen Gegensatz zu ihr, nur sich und ihren Zweck vor Augen hat. Das Weib will den Mann für sich; sie will ihn nicht der Welt geben, sie will ihn für sich behalten. Es liegt ihr wenig daran, ihn groß, tugendhaft, für das allgemeine Wohl wirkend zu sehen, sie will ihn einzig mit sich beschäftigt wissen. Je mehr sie dies erreicht, um so befriedigter wird sie sich fühlen. Es ist ein glücklicher Zufall, wenn der Gegenstand ihrer Liebe nebenbei auch ein großer Mann ist, das wird ihrer Eitelkeit schmeicheln, aber ihrer Liebe weiter keinen

Zusatz geben. Im Gegentheil, diese Liebe erscheint in ihrem schönsten Glanze, wenn sie einen von der Welt aufgegebenen, unwürdigen Gegenstand umfaßt.

Wie reich ist die Seele, die das kann!

Hab' ich das je geläugnet? Die Seele einer Frau ist unendlich reich in ihren Mitteln, sich ihres Gegenstandes zu bemächtigen, ihn auf alle Weise zu umspinnen, und bei diesem Reichthum ist sie zugleich erfinderisch und biegsam. Sie weiß sich selbst zu täuschen, um sich unausgesetzt glücklich zu machen, und läßt sich gern zu ihrem Gegenstand herab, wo dieser nicht fähig ist, zu ihr hinaufzusteigen. Anders handelt die Freundschaft: sie erhebt. Während die Liebe nur am Gegenstand klebt, und mit diesem untergeht, schafft die Freundschaft nach unwandelbaren, ewigen Prinzipien aus ihrem Gegenstand ein Wesen, das ihr gleich sei, eben so groß, göttlich und erhaben zu denken und zu handeln, wie sie selbst. Sie ist an den bewegten Nerv gebunden, sie verschmäht die Glut, die auf Minuten Wunder schafft, welche eben so schnell wieder vergehen. Dann, die zweite Eigenschaft, die sie besitzt — sie befriedigt. Die Liebe hat einen bestimmten sinnlichen Zweck. —

O, was das betrifft —

Lassen Sie mich ausreden. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Zartgefühl beleidige, zugleich nöthigen Sie mich nicht, mir die Welt, Ihnen zu Gefallen, anders zu construiren, als ich sie vor mir sehe. Wenn dieser sinnliche Zweck nicht erreicht wird, so stirbt die Liebe. Bei der Freundschaft ist es die Idee, die beide Liebende zusammenhält, und die stirbt nie.

Es giebt also keine Freundschaft zwischen Mann und Frau?

Keine. Verlassen Sie sich darauf: so oft Sie auch die Dichter davon sprechen hören, es ist immer eine Täuschung und die Liebe ist damit gemeint, der man sehr uneigentlich diesen Namen beilegt.

Sollten wir nicht in der Geschichte irgend ein Beispiel finden, das die Wahrheit Ihres Satzes umstößt? —

Ich zweifle.

Wollen wir die berühmten Freundschaftspaare durchgehen.

Sie waren immer unter Männern.

Wie? Lassen Sie sehen: war Aspasia nicht die Freundin des Perikles.

Seine Geliebte war sie.

Hörte nicht Numa Pompilius auf den freundschaftlichen Rath der schönen Nymphe Egeria?

Wenn Sie Nymphen und dergleichen Zauberwesen für Beweise halten wollen. —

Nun, martern Sie etwas Ihr Gedächtniß, Aristipp. Fällt Ihnen wirklich kein Freundschaftsbund zwischen einem Mann und einer Frau ein? Ich sage Ihnen, es muß ein solches geben.

Halt, Sie haben recht; mir kommt eine Geschichte in den Sinn, die auf unsere Streitfrage paßt, und die Wahrheit Ihres Satzes zu bekunden scheint.

Geschwind, erzählen Sie sie.

Sie spielt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und ich erfuhr sie zufällig von einem Freunde, der längere Zeit in Paris vor Anfang der großen Revolution lebte und noch die Zeiten des Regenten mitgemacht hatte, wo diese Geschichte Aufsehen erregte.

Wie heißt sie?

Der neue Kombab.

Hinter diesem Titel, vermuthe ich, steckt eine Spötterei. Doch lassen Sie uns hören. Wenn Ihr Kombab nicht so endigt, wie ich es wünsche und wie Sie es mir versprochen haben, so haben Sie es mit mir zu thun. Sie werden mich zu Ihrer unversöhnlichen Feindin bekommen. Nun fangen Sie an. —

Das Abenteuer.

In einer kleinen Grenzstadt Polens saßen spät in der Nacht zwei junge Offiziere beim Kamin zusammen. Sie waren beide blühend und frisch; sie hatten ihre Laufbahn beide zu gleicher Zeit angetreten und man nannte sie in dem Regiment nur die beiden Freunde, oder wer gelehrte Anspielungen liebte und verstand, Orest und Pylades.

Sie besprachen Mancherlei aus ihrem frühern Leben, aus der Zeit, wo sie zusammen die Militärschule in Warschau besucht hatten, und während bei einem Glase Wein die Rede von Mund zu Mund ging, lauschte das Ohr unbewußt dem Wettersturm draußen, der gegen die Scheiben des kleinen Fensters schlug, des einzigen in diesem Zimmer des Gasthofs, der von den Reisenden verlassen, anfing in Trümmer zu fallen.

Calixt, der jüngere von den beiden Freunden, war auch der lebhaftere und redselige. Ehe eine Stunde vergangen, hatte er bereits von tausenderlei Dingen berichtet und schwieg jetzt einen Moment, um die Kohlen im Kamin zusammenzuscharren und neues Holz aufzulegen.

Diese Pause benutzte Stephan, um aufzustehen, sich eine Pfeife zu stopfen, und sich dann wieder mit den Worten zum Freunde zu setzen:

Du hast mir noch Nichts von Deinem Besuch zu Micislawa erzählt.

Von Micislawa? fragte Calixt gedankenvoll.

Von Deinem Empfang daselbst. Du weißt, der Oheim sandte Dich dorthin, wo Du den alten Pan Gudowitsch finden solltest.

Ganz recht; den fand ich nicht, statt seiner aber traf ich daselbst auf ein sehr seltsames Abenteuer. O höre, mein Freund! Nie in Deinem Leben wirst Du etwas so Sonderbares und Wunderliches erleben. Man befindet sich wie im Traume; das Unerhörte wird wahr und bewegt sich ungezwungen vor uns! Wir greifen zu, und wir erfassen das Wunder. Man denkt, daß wir unbefangen von einem Zimmer in's andere gehen, und siehe da, wir gehen von der Prosa in die Fabel. Eben begrüßt Dich das Althergebrachte

und jetzt siehst Du Dich umgeben von dem Zauber des Längstgeschiedenen, zum Liede Gewordenen, in's Mythenreich Versetzten. Nie werde ich diese Reise nach Micislawa vergessen.

So erzähle doch.

Für's Erste mußt Du die Gegend kennen, in der das alte Schloß Micislawa liegt, hub Calixt an, indem er, von der Flamme und der natürlichen Lebendigkeit geröthet, sein schönes Antlitz zum ältern Freunde emporhob, und zugleich die Zange nicht frei ließ, mit der er die Kohlen bearbeitete. Ich weiß nicht, ob Dir die alten Starosteien bekannt sind, die im Norden des Reiches, oberhalb Wizwaick, ihre freudlosen und starren Distrikte ausdehnen? Aus ihnen ging der düstere, widerstrebende Geist aus, der die Reichstage von 46 und 48 beseelte und an dessen unheilvollen Bestrebungen die Vereinigung der Freunde der guten Sache scheiterte. „Wie kommt von Wizwaick guter Rath?" heißt es im alten Sprüchwort; „in den Wellen der Wrzwa baden sich Narren und Thoren," heißt ein anderes Sprüchwort. Immer ist es diese Gegend unsers Vaterlandes, die man bezeichnet, wenn Zwietracht, Gezänk oder etwas rein Thörichtes und Albernes vorgebracht werden. Ist die Mitte Polens gleich

dem schönen Frankreich, dem Süden des brandheißen und tückischen Italien, so ist dafür jener Norden das verwünschte Land der Böotier, mit seinem Lappländischen Schnee und seiner Eskimoischen Erstarrung.

Du brauchst eine lange Vorrede, mein Freund, warf Stephan dazwischen.

Du wirst finden, daß sie nöthig ist, tönte die Antwort.

Beide füllten ihre Gläser frisch, und Calixt erhob das seine mit dem Ausruf: Auf Dein Wohl, Stephan!

Danke, und auf Deines gleichfalls, entgegnete dieser. Er hielt eine Weile das schöne purpurne Getränk, gleichsam dessen Feuer mit dem Auge messend, gegen die Gluth des Kamins und sagte dann: Du kennst den Auftrag meines Oheims; er war nicht ganz leicht auszuführen. Ich sollte mit einem alten Eisenkopf in Verkehr treten, mit einem Pulverschlucker, der in den Gefechten zu Anfang des Jahrhunderts, die zu den blutigsten gehören, welche die polnische Geschichte kennt, mitgewirkt, da sollte ich kecke Worte zu Jenem sprechen, der mich für einen Knaben ansah, nicht werth, seinen Heldennamen auszusprechen. Bedenke, was das heißt, und zu welchem ungewöhnlichen

Muth ich mein junges Herz hinaufzustacheln hatte, um das Verzweifelte zu wagen. Ich sollte ihn ferner zu überreden suchen, mit meinem Vater gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn es zum Kriege käme. Eine essigsaure Arbeit. Ich eilte nicht sehr nach dem Drachenneste zu kommen, wo der Alte hauste. Eine Tagereise vor Micislawa hielt mich ein Edelhof auf, der in alterthümlichem Style gebaut, an die romantischen Zeiten Polens erinnerte, wo die Fahne des Reichs gegen den deutschen Orden zu Felde lag. Ich befahl meinem Kutscher, dorthin zu lenken, und erhielt von ihm zur Antwort: Herr, das Schloß ist nicht bewohnt. — Wie, nicht bewohnt? rief ich! siehst Du Maulwurf nicht die erleuchteten Fenster dort in der Ecke? — Herr, es sind Gespenster, die dort ihr Wesen treiben. — Gut, so beherbergen wir uns für diese Nacht bei den Grabesvögeln! — Wir rückten langsam gegen das Ziel unserer abenteuerlichen Fahrt vor.

Die Nacht war ein dämmerndes Sommerschattenspiel; nicht so hell, um deutlich die Gegenstände zu sehen, nicht so dunkel, um nicht zu bemerken, daß ein Graben uns von dem Schlosse trennte. Die Brücke war niedergelassen, und wir gelangten bis zum Thore, wo ich einen Glocken-

zug in Bewegung setzte. Es dauerte lange, ehe es im Innern der Burg sich regte. Zuerst waren es Hunde, die uns anbellten, dann ließ sich eine Stimme vernehmen, die da fragte: Wer da sei? Ich erwiderte auf gut Polnisch, indem ich einen Fußtritt gegen das Thor führte und ein paar Flüche hinzufügte: daß ein Fremder, der sich verirrt habe, um ein Nachtquartier bäte. Man antwortete mir, daß der Fremde willkommen sei. Ich zog ein, mein Wagen bewegte sich langsam hinter mir, und ich war erstaunt, Niemanden vor mir zu sehen, als ein kaum drei Fuß hohes Männchen, das mich mit Abnahme der Bärenmütze begrüßte und die Pforte wieder schloß.

Wer wohnt hier? fragte ich.

Gott ist unser Herr, erwiderte die kleine Bärenmütze.

Ueber das Lustige dieser Antwort lachte ich laut auf.

Die Bärenmütze sah mich betroffen an.

Wie heißt Dein Herr? fragte ich wieder.

Pan Ludomirski, erwiderte er bedächtig, indem er nach rückwärts wies. Er ist des Kron-Landboten, des Starosten Stanislaus Ludomirski Bruder.

Gut, so melde mich bei des Kron-Landboten

Bruder. Bist Du der einzige Diener, den er besitzt? fing ich von Neuem zu fragen an.

Ich bin der Intendant des Schlosses! sagte er mit einer Wichtigkeit, der Nichts gleich kam. Gudroi, Lempschik, Anastas sind die Diener des Herrn. Wir sind sämmtlich alte Leute. Zu uns kommt Niemand; deshalb, Herr, mußt Du es nicht übel nehmen, wenn nicht Alles geschieht, wie es geschehen sollte.

Ich ging mit ihm eine Treppe hinauf, und während er mich in ein Vorzimmer wies, ging er hin, um einen seiner Kameraden aufzusuchen, der mich bei seinem Gebieter einführen sollte. Ein noch älteres Subjekt in einem rothen Kaftan mit enganschließenden blauen Hosen kam, und die Mütze in der einen, den Leuchter mit einer Wachskerze in der andern Hand, meldete er mir, daß es bereits spät sei, daß es gut sein würde, wenn ich mich umkleiden wollte, und daß ich punkt elf Uhr den Pan sehen würde bei der Abendtafel. —

Es war zehn Uhr, also noch eine Stunde warten! murrte ich vor mich hin, indem ich in ein alterthümliches Gemach trat, in welchem ein Gardinenbett, so breit und geräumig, um Jupiter und Juno; und noch dazu den halben Olymp, wie er auf der Tapete dargestellt war, in sich aufzu-

nehmen, der Thür gegenüber sich ausdehnte. Ich betrachtete das Bett, ich betrachtete den kleinen vergoldeten Tisch, auf dem das Licht stand, und endlich prüfte ich den Armstuhl, der zur Seite eines kleinen Kamins stand, indem ich mich der Länge nach in seine Arme warf. Mein Diener entkleidete mich, indem er aus dem Mantelsack meine Uniform hervorsuchte; denn ich wollte in diesem seltsamen Hause anständig erscheinen. Derselbe alte Diener, ich glaube, er hieß Lempschik, erschien mit einem Knechte mit Holz und ließ dieses in den Kamin werfen und anzünden. Als Lempschick allein mit mir sich befand, hub er zu fragen an: wo ich herkäme, was ich dort wollte, wohin ich ginge, ob ich bereits in dieser Gegend gewesen sei? Ich vergalt es ihm durch Gegenfragen, und da erfuhr ich, daß mein Wirth ein reicher Mann sei, der hier in der Zurückgezogenheit lebe mit einem Freunde und mit seiner Frau. Alle drei sonderbare Menschen.

Du wirst sie sehen, Herr, sprach der Diener, ja Du wirst gestehen, daß ich nicht zu viel versprochen habe. Aber das macht das Geheimniß.

Ein Geheimniß, fragte ich, und welches?

Ja, das darf ich nicht sagen. Es ist ein großes und wichtiges Geheimniß, das alle Drei zu-

sammenkettet, und sie von der Welt losmacht. Nie ist wohl auf der Welt ein wunderlicheres Paar gewesen, als unser Herr und seine Dame, und zu diesen wunderlichen Menschen ist der dritte, der Freund gekommen, der allerwunderlichste. Es ist mir ein Bedürfniß, Jemanden zu haben, dem ich Etwas mittheilen kann; denn die Stille und Einsamkeit hier im Hause ist für jedes lebende Wesen gar zu drückend.

Er sprach noch Einiges, und entfernte sich dann. Mein Diener brachte die Uniform, ich zog sie an, befestigte meine Orden daran, und als es elf Uhr schlug, war ich bereit, in das Gesellschaftszimmer zu gehen, wo gespeist werden sollte. Denke Dir einen hohen, durch zwei Stockwerke gehenden Saal, auf das Alterthümlichste aufgeputzt, mit Figuren aus Stuck, die von der Decke niederschauten mit bleichen, bestaubten Gesichtern, braungewordene Vergoldung, zwölf lange Fenster, einander gegenüber haushohe Kamine, vor denen Figuren in Holzmosaik gebildet waren und in einem Halbkreise auf dem Fußboden sich ausbreiteten. Ein Teppich, und darauf die Tafel gedeckt, mit prächtigem, altmodigem Silber bedeckt, vier Plätze, doch meiner etwas abgesondert von den

übrigen dreien. Eine tiefe Stille herrschte im Saal.

Vier Diener stellten sich hinter den Stühlen auf: sie waren sämmtlich alt und in veraltete Livreen gekleidet. Jetzt öffnete sich die hohe Flügelthür rechts, und ein Herr, eine Dame führend, trat ein. Der Herr, wie soll ich ihn Dir beschreiben, war vollkommen wie aus dem Rahmen eines Ahnenbildes herabgestiegen. Steif, mit unbeweglichen Zügen, die Augen niedergeschlagen, in der Uniform eines Regiments gekleidet, das jetzt nicht mehr existirt. Eine hohe Perrücke in langen Scheitellocken beschattete das bleiche, harte, ich möchte sagen felsige Gesicht, dem unten eine zierlich gelegte Spitzenkrause als Schmuck diente. An seiner Seite die Dame, war eben so aus einer frühern Zeit zu uns herabgestiegen. Ihre Züge, nicht so hart und versteinert, als die des Mannes, trugen Zeichen von ehemaliger Schönheit. Sie hatte ihre Fingerspitzen ihrem Gefährten gegeben und schritt an seiner Seite eben so stumm, so niederschauend, so steif wie der Mann. Das seltsame Paar ging auf die gegenüberliegende Thür zu, ohne mich einer Begrüßung zu würdigen. In diesem Augenblicke öffnete sich diese, und auf ihrer Schwelle erschien ein Mann, der dem Paare ganz

ähnlich war, nur mit etwas phantastischer Zuthat in der Kleidung. Er war dürr zum Erschrecken, dennoch flatterte um sein Haupt ebenfalls die Lockenperrücke, und um diese herum wand sich ein Kranz von Rosen. Eine Binde von rosenrothem Atlas schmückte seine Brust und hing an den Hüften herab. Seine Blicke, die er mit bescheidener Demuth auf jene zwei, ihn Begrüßenden richtete, glühten unter seinen dunkeln Brauen hervor, und seinen Mund umspielte ein sanftes und beschämtes Lächeln. Mit affectirten Worten nahm er die Begrüßungen des Ehepaars an, die sich tief vor ihm neigten, gab seine Rechte der Dame, seine Linke dem Herrn, und so geführt, nahten sich alle Drei dem Tische, vor dem neue Verbeugungen stattfanden, ehe sie sich setzten. Meine Gegenwart bemerkt man jetzt auch, und ich wurde zuerst von dem Ehepaar, und dann von diesem dem bekränzten Ritter vorgestellt.

So sehr ich auch durch die Erzählungen des Dieners auf etwas Besonderes gespannt war, so übertraf doch dieser Anblick alles Erwarten. Ich mußte mich besinnen, ob ich nicht träumte. Die Personen, die ich vor mir sah, erschienen mir wie seltsame Masken. Ich fragte mich: zu was dies Alles? Zu welchem Zweck diese Vermummung?

Unterdessen ging das wunderliche Abendessen seinen Gang fort. Lautlos kamen die Diener herbei, wechselten die Teller, gaben neue und trugen die Schüsseln umher. Der Rosenbekränzte saß zwischen dem Hausherrn und seiner Dame, die sich gegen ihn wie gegen einen Fürsten benahmen.

Ich kann mir denken, wie Du Dich befunden hast, rief Stephan. Du, lustiger Bursche, unter diesen Masken.

Hätt' ich nur irgend gewußt, um was es sich handelte! rief Calixt. Aber ich wußte Nichts. Ich sah nur das Seltsame und begriff nicht dessen Zweck. Wer war dieser alte, feierliche, rosenbekränzte Narr? Was hatte er gethan, daß die beiden Anderen ihn so ehrerbietig behandelten, und weshalb geschah diese Zusammenkunft? Fand sie alle Tage so statt, und war sie heute ausnahmsweise? Lebte man immer so, ah, so war dies ja eine Tollheit!

Trotz dieser Gedanken feierte mein Appetit nicht. Ich aß tüchtig, denn mich hatte die Fahrt hungrig gemacht. Die Dame schielte von Zeit zu Zeit auf mich und meinen Teller, und schien von Beiden nicht recht zu wissen, was sie denken sollte,

während ich eben so wenig wußte, was ich von ihr denken sollte. Die beiden Herren fragten mich Einiges; sie schienen nicht ganz unbewandert mit den Ereignissen in der Welt, obwohl ich in manchen Dingen ihre eingerosteten Begriffe berichtigen mußte. Als das Abendessen zu Ende ging, wurde Wein herbeigebracht, und dieser in einen großen Humpen gegossen, der vor dem bekränzten Ritter stand; zwei niedrigere Becher standen für das Ehepaar bereit, für mich nur ein Glas.

Plötzlich standen die Beiden mir zur Seite auf, und ihre Gläser erhebend, riefen sie: Hoch lebe Adolar! Der Bekränzte dankte äußerst verbindlich, indem er sich links und rechts neigte: Adolar dankt Zephisen, seiner Dame, und Romaniro, seinem Freunde. Hierauf umarmte er die Dame, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, indem er dabei einen tiefen Seufzer ausstieß, und schüttelte dann Romaniro die Hand. Alsdann dankten alle Drei mit einem flüchtigen Gruße meiner Gesundheit, die ich auf das so innig verbundene Kleeblatt auszubringen den Muth hatte. Zephise ergriff ein Licht, Romaniro ebenfalls eines, und Beide geleiteten den bescheidenen und sittsamen Adolar wieder bis zur Schwelle seines Gemachs,

wo er, sich nochmals verbeugend, endlich verschwand.

Die Mahlzeit war zu Ende, und ich wurde entlassen.

Den andern Morgen, wo ich früh abreiste, sah ich das seltsame Dreiblatt nicht wieder.

Eine Erklärung.

Die erste Frage, die ich an meinen Onkel richtete, als ich ihm weitläufig von meinem Empfang beim Pan Gudowitsch und dessen Antwort berichtet hatte, bestand darin, daß ich um Auskunft über jene drei wunderlichen Menschen bat.

Also Du hast bei ihnen übernachtet? fragte mein Onkel.

Gewiß, entgegnete ich; in einem ganz besonders guten Bette habe ich geschlafen, so gut geschlafen, daß ich, wenn Du Dir nur etwas Mühe geben willst, mich leicht überreden lassen werde, ich habe nur geträumt.

Geträumt hast Du nicht, erwiderte der alte Graubart! doch könnte es sein, daß Du etwas so Sonderbares erlebt hast, daß Die, denen Du Dein Abenteuer erzählst, mehr die phantastischen Aus-

schmückungen eines Traumbildes, als etwas wirklich Erlebtes darin erkennen werden. Dieses alte Paar, mit dem Liebhaber der Frau, war, als ich jung war, das sind jetzt nun schon vierzig Jahre her, das beliebte Thema des Gesprächs in der Provinz. Jetzt ist es bereits etwas in den Hintergrund getreten, und die heroische That des Amanten wird unserer Jugend, wenn sie zufällig davon sprechen hört, eher zum Gegenstand des Gelächters, als der Pietät. Wir finden Wunder was für eine Heldenthat darin, und ich weiß, daß es mehr als Einen gab, dem das Gelüste beikam, dem Manne der Entsagung seinen Eulenspiegelstreich nachzuahmen.

Von welchem Streiche sprichst Du? fragte ich.

Vor allen Dingen, hub er an, mußt Du wissen, daß der, den sie Romanero nannten, unseres Kron-Landboten Stanislaus Gudomirski Bruder ist, der Starost Anastas Gudomirski. Er bekleidete zur Zeit der Kaiserin Anna einen Gesandtschaftsposten in Petersburg. Dort lernte er seine Gemahlin kennen, die Du gesehen hast, welche zu ihrer Zeit für ein Wunder der Schönheit galt. Beide reich, jung, schön, galten sie als das vollkommenste Paar in der Residenz, ihre Tugend war gleichmäßig mit dem Preise ihrer Schönheit,

so daß am verdorbenen Hofe der russischen Zaaren kein geeigneteres Ideal des Eheglücks zu finden war, als in diesen zwei tadellosen Sterblichen.

Zu diesen Zweien gesellte sich alsbald ein Dritter, der junge Graf Petron Galensky, der mit beiden Eheleuten auf dem ehrerbietigsten, aber zugleich vertrautesten Fuße lebte. Auch ihn hast Du gesehen: unter dem Namen Adolar ist er Dir bekannt geworden. Zähle funfzig Jahre zurück und Du wirst begreifen, daß er damals anders aussah, als er sich jetzt zeigt, wo er nahe an siebzig sein muß.

Bei allen öffentlichen Gelegenheiten sah man diese Drei beisammen. Immer gleich schön, gleich zärtlich, gleich tugendhaft. Wenn Anastas verhindert wurde zu erscheinen, so führte Graf Petron die junge Gemahlin in die Oper und in die Conzerte. Fehlte sie, so sah man die beiden Freunde, auf's Innigste verbunden, zusammen erscheinen. Nie vermochte es der Neid, nie die Scheelsucht, einen Flecken an dem tadellosen Bunde der Drei aufzufinden. Sie waren und blieben ein Muster für alle Die, welche der Tugend zustrebten, ein Verdruß für das Heer der Lüstlinge an diesem Hofe.

Nun geschah es, daß Anastas eine bedeutende

Erbschaft machte, bei welcher Gelegenheit es nöthig war, daß er selbst kam, sie zu heben. Er erbat sich Urlaub und reiste ab, indem er seine Geschäfte dem Grafen, seinem Freunde, anvertraute. Noch mehr, er vertraute ihm auch seine Frau an, die in Petersburg zurückblieb. Es war Sommer, und sie bezog einen Landsitz, nahe bei der Stadt. Graf Petron forderte, bevor Anastas abreiste, ein Zwiegespräch mit seinem Freunde, und erhielt es. Als Beide sich allein sahen, fiel der Graf dem edlen, herrlichen Manne, der ihm so großes Zutrauen schenkte, um den Hals, vergoß Thränen und sagte mit wankender Stimme: Anastas! weißt Du, was Du thust? Bis jetzt hat Deine Gegenwart mir beigestanden in der Bekämpfung meiner Wünsche, was soll nun werden, wenn Du fort bist? Ueber diese Worte erschreckt, blickte der Gefragte lange und forschend dem Fragenden in's Auge. Wie? Petron, rief er, wie soll ich Deine Worte verstehen? Du liebst meine Frau? — Ich liebe sie, entgegnete der junge Graf, und in seiner Stimme lag eben so viel Trauer wie Beklemmung. Des Grafen Benehmen, früher edel und frei, war jetzt schüchtern und beengt. — Um Gotteswillen! rief Anastas, was ist Dir? Ist Deine Liebe so groß, daß Du fürchtest zu fallen?

Soll ich Dir mein Zutrauen, das felsenfest ist, entziehen? Um Christi Blut willen sprich! Reiße mich aus dieser entsetzlichen Angst.

Der Graf antwortete Nichts; er beugte sich nieder und weinte.

Um der Gerechtigkeit Gottes willen, so hab' ich Dich noch nie gesehen.

Der Graf stand auf, und nachdem er ein paar Schritte geschwankt, warf er sich an die Brust seines Freundes und fiel dann in Ohnmacht.

Es wurde Hülfe herbeigerufen und der Erschütterte wieder zum Gebrauch seiner Sinne gebracht. Die beiden Freunde waren wieder allein. Mein Anastas, hub der Graf mit scharfer Stimme an, indem er gleich einem Sterbenden mit gebrochenem Auge zu dem Freunde emporsah, wirst Du mich verstehen, wenn ich jetzt zu Dir spreche? Meine Worte werden anders klingen, als Du sie von mir gewohnt warst bis jetzt; aber die entsetzliche Stunde gebietet mir und das ewig fluchdrohende Verhängniß über meinem Haupte ist zum Niederstürzen und Zermalmen bereit.

So rede! rief der Geängstete.

Ich liebe Dein Weib, schluchzte der Gequälte, liebe sie mit all' dem entsetzlichen Feuer, mit dem

nur jemals eine verbrecherische Leidenschaft gewüthet hat.

Petron! erwiderte Anastas, Du bist ein Mann.

Ich weiß, was Du sagen willst; ich soll meine Leidenschaft bekämpfen? rief der Weinende. Sicherlich! ich habe es bis jetzt gethan. Jetzt, da Du Dich entfernst, fehlt mir der Muth, es ferner zu thun oder — Gott im Himmel — die Furien peitschen mich so stark, daß ich willenlos in mein und Dein Verderben renne!

Was ist zu thun? fragte Anastas und stand sprachlos und vernichtet da.

Was zu thun ist? rief der Gepeinigte, daß Du Deine Frau mitnimmst! —

Das geht nicht; auch würde ich in dem Falle Dir einen Beweis meines Mißtrauens geben, den Du auf keine Weise verdient hast. Sie bleibt und Du bewachst sie. Damit ist die Sache entschieden, und nun kein Wort weiter.

Anastas wankte zum Zimmer hinaus.

Es vergingen mehrere Wochen, bis der Tag der Abreise erschien. Am Morgen des Tages erschien Petron vor dem Freunde, ein Kästchen in der Hand. Er war blaß, aber seine Stimme war fest und entschieden. Ich übernehme das Amt, das Dein Vertrauen mir zugetheilt hat, begann er,

verlaß Dich darauf, daß Alles in bester Ordnung geschieht. Du läßt Deine Helene vollkommen sicher zurück, in meiner Bewahrung wird sie vor jedem Angriff auf ihre Tugend geschützt sein. Du kennst meinen Muth; wehe Dem, der es wagt, ihr mit unehrerbietigem Antrage nahe zu treten.

Ich weiß es; dessen bedarf es keiner Worte, entgegnete der Freund.

Den schlimmsten Feind ihrer Ruhe habe ich selbst besiegt! Der Ausdruck, mit dem er diese Worte sprach, war so erhaben; es lag so viel männliche Seelengröße darin, und doch umhüllte eine Art Zauber die einfache Erklärung, daß Anastas unwillkürlich fragte: Wie meinst Du das, mein edler Freund.

Ich habe gethan, was die Tugend mich lehrte, erwiderte der Gefragte mit einem eigenthümlichen schmerzhaften Ausdruck in seinem blassen Gesicht. Einmal für allemal hab ich den Quell des irdischen Glücks verstopft, da sein Aufbrausen mir sündlich zu werden drohte.

Noch immer versteh' ich Dich nicht, sagte Anastas.

Du sollst mich auch nicht verstehen, rief der Graf; genug, Deine Ruhe, mein Frieden ist hergestellt. Wenn im Laufe Deiner Reise irgendeinmal Dein Argwohn rege werden sollte, durch die

giftige Zunge der Verleumdung aufgestachelt, wenn Du jemals vergessen solltest, daß ich Dein Freund bin, wenn Dein verblendeter Sinn einen Schatten auf das klare Engelsbild Deiner Helene werfen sollte, alsdann handle nicht, sondern schließe Dich in Deinem Zimmer ein und öffne dieses Kästchen; darin wirst Du genügende Erklärungen Deiner Zweifel finden. Versprich mir dies so zu thun, wie ich es Dir sage.

Dieses Kästchen? rief der Freund; welchen Juwel hast Du darin niedergelegt?

Es ist ein Juwel, erwiderte der Gefragte; einst mir anvertraut, gab ich es wieder Gott zurück, von dem ich es erhalten, da ich seinen Glanz zu schänden fürchte.

Du sprichst in Räthseln.

Versprich mir, was ich von Dir fordere, rief jetzt der Graf, den die äußerste Schwäche anwandelte und der kaum mehr vermochte sich zu halten. Der Freund versprach es, und so trennten sie sich.

Anastas war in der Fremde, Petron blieb zurück. Man sah ihn immer in der Gesellschaft Helenens. Bei Hofe, in den Kreisen der vornehmen Welt, an allen Vergnügungsörtern erschienen sie, und waren immer beisammen. Ja, in der Einsamkeit ihres Hauses gab es einen

Gang, der den Freund zu jeder Tageszeit zu der schönen Frau seines Freundes führte; er kam zu ihr, wenn sie nicht ganz wohl war, er las ihr vor, er spielte und sang mit ihr, ja sogar während der Nachtzeit hatte man sie beisammen gesehen. Man wußte nicht, was man von dieser großen Intimität denken sollte, oder vielmehr man wußte es sehr wohl, nur hütete man sich es öffentlich auszusprechen, da man den Zorn des Grafen fürchtete. Ein junger Mann, überzeugt wie so viele, daß die Gräfin ein leichtfertiger Charakter sei, hatte sich an sie herangemacht und ging ihr mit auffallenden Zeichen des Einverständnisses nach, doch so wie der Graf Etwas von diesem Treiben erfuhr, ward sogleich durch eine Herausforderung und einen Zweikampf dem Spiel ein Ende gemacht.

Aber die Verleumdung konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Durch diese und ähnliche Vorfälle aufgeregt, erging sie sich immer von Neuem in schamlosen Erklärungen einer Zärtlichkeit, wie sie allerdings ungewöhnlich zwischen einem Manne und einem Weibe, das nicht das seinige war, stattfand. Den Grafen ließen alle diese Gerüchte kalt, ja, er suchte Etwas darin, die böse Zunge der Welt herauszufordern, ihr Möglichstes

zu thun. Dies blieb auch nicht aus. Die Gerüchte gewannen eine solche Stärke und wurden so frech erzählt, daß mehrere derselben dem abwesenden Anastas zu Ohren kamen. Dieser verschmähte anfangs dem Gerede Glauben zu schenken; so fest war das Vertrauen zu seinem Freunde, daß er ihn selbst von den Klatschereien in Kenntniß setzte, die über ihn umliefen. Petron antwortete darauf, er wüßte es. Aber die Erzählungen erreichten eine unglaubliche Höhe und zwangen zuletzt den Abwesenden, rasch wieder nach Petersburg heimzukehren, weil die große Begierde, sich selbst von dem Ungrund der Verleumdungen zu überzeugen, ihn nicht länger ruhen ließ. Er kam nach Hause, unangemeldet, er schlich sich in das Zimmer seiner Gattin, und fand sie, eng umschlossen von Petron's Armen, der die Leidende zu trösten und über die lange Abwesenheit des Geliebten zu beruhigen suchte.

Diese Worte vernahm jedoch der Wüthende nicht. Den Degen ziehend, drang er auf Den ein, den er für den Verführer und für einen schändlichen Treulosen hielt. Petron stand ihm kalt und besonnen Rede, und das Ende des Zwiegesprächs war eine Forderung. Helenens Thränen,

die sich ihrem Gatten zu Füßen warf, vermochten Nichts in seinem Entschluß zu ändern.

Ganz Petersburg war gespannt auf den Ausgang dieses Zweikampfes, von dem man gehört hatte, so wie von der Rückkunft des angeblich betrogenen Gatten.

Was geschah?

Am Tage des Zweikampfes erscheint Anastas, und — fällt unter dem Ausbruch einer heftigen Rührung dem Freunde an die Brust und bittet ihn um Verzeihung. Er bittet ihn um Verzeihung; und was noch mehr ist, er öffnet seine Brust, giebt dem beleidigten Freunde die Pistole und bittet, ihn niederzuschießen, weil er nicht werth sei, länger zu leben, indem er den edelsten Freund, der je gelebt, auf so gröbliche und unerhörte Weise beleidigt habe. Graf Petron weicht zurück, er weist das Mordgewehr, das Jener ihm aufdrängt, zurück, und sein erstaunter Blick scheint zu fragen: weshalb diese Umwandlung jetzt?

Ich habe das Kästchen geöffnet, stöhnte Anastas; ich habe dessen Inhalt gesehen! O, Gott, was bin ich, daß ich einer solchen heroischen Selbsttödtung für würdig befunden werde?

Jetzt überzieht sich Petron's Antlitz mit einer Gluth der Scham und der Verwirrung, die so

heftig sind, daß er beide Hände vor das Antlitz schlagen muß, um sich den Umstehenden zu verbergen. Vergieb, sagte er zum Freunde, ich sah kein anderes Mittel, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, mich schuldlos und Dein Vertrauen gerechtfertigt zu machen.

So endete der beabsichtigte Zweikampf, ohne daß Jemand erfuhr, was eigentlich geschehen war, und warum der beleidigte Gatte noch seinen Beleidiger küßte und ihn um Verzeihung bat. Es war dies das Räthsel des Tages. Ein unverbrüchliches Stillschweigen wurde beobachtet; nur daß viele Jahre später Anastas es doch nicht lassen konnte, wohl im Gefühle des Triumphes, daß er der Gegenstand einer so aufopfernden Freundschaft war, Etwas verlauten zu lassen von dem Kern des Räthsels, das so interessant war, daß er nicht verhindern konnte, daß es schnell die Runde machte unter allen Bekannten, und dieses bewog die drei Theilnehmer an dem Geheimniß, sich zurückzuziehen und in der Einsamkeit ihre seltsame und unverbrüchliche Freundschaft fortzusetzen. Du hast sie gesehen, mein Sohn. Sie verlebten gerade an dem Tage einen Gedächtnißtag ihres Bundes, und Adolar, Graf Petron, spielte dabei die Hauptrolle. Sie sind mit ihrer ver-

knöcherten und veralteten Anbetung der Nachbarschaft, die von ihnen Kenntniß hat, zum Spotte geworden. Das sollte nicht sein, denn die That hat etwas Edles. Aber die Jugend ist heutzutage zum Spott mehr als zur Bewunderung geneigt.

Mit dieser Bemerkung schloß der Oheim seine Geschichte.

Betrachtungen zweier junger Offiziere über Welt und Leben.

Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Beide, als die Geschichte Calixt's zu Ende war, ein Wort sprachen. Endlich unterbrach Stephan die Stille, indem er rief:

Weißt Du, was ich denke?

Nun?

Daß es doch nicht so ganz lächerlich oder abenteuerlich ist.

Was?

Nun, was Petron, oder wie er hieß, that. Ich meine den Inhalt des Kästchens. Könnte es irgend Etwas geben, was jeden Argwohn niederschlug, so war es ohne Zweifel dieses.

Aber ich bitte Dich! — Thorheit, offenbarer Wahnsinn war es.

Du hast keinen Sinn für Freundschaft.

Du beleidigst mich, Stephan; ich keinen Sinn für Freundschaft? Und das sagst Du, der Du doch von dem Gegentheil überzeugt sein solltest? Wahrlich, das ist stark!

Werde nicht böse. Ich meine, Dein Freundschaftsgefühl ist noch nicht auf diese Höhe getrieben, wo Du im Stande wärest, zu thun, was jener Adolar that.

Gott sei Dank, nein, das ist es auch nicht.

Aber das meine! Glaube mir, Calixt, ich wäre im Stande, dasselbe für meinen Freund, für Dich zu thun!

Stephan! rief Calixt, und sah den Sprechenden mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Bewunderung und Mitleid an. Stephan, laß mich das nicht zum zweiten Male hören! Es ist ein entsetzliches Spiel, das Du spielst, und wüßtest Du, daß jedes Deiner leichtsinnigen Worte von einem Geiste, der gegenwärtig ist, aufgezeichnet wird, Du würdest schaudern und Dich ängstlich mühen, sie ungesprochen zu machen. Wir sind nur sterbliche Geschöpfe; das Entsetzen, den Wahnsinn sollen wir aber nicht berühren, sonst kommt er über uns, und unsere Tage sind die Beute des Ungeheuers.

Nun gieb Dich zufrieden; es fehlt noch die schöne Frau zwischen uns.

Wenn Nichts weiter fehlte, sagte Calixt im vorwurfsvollen Tone, die könnte bald da sein. —

Stephan sah nachdenklich vor sich hin.

Denke an Nadeschda Paraskawia.

O die Närrin! rief der Freund, warum führst Du die mir vor?

Du hast doch mit ihr geschwärmt! Wie Du sie allein fandest auf dem Rittersitz ihres alten Oheims, dem sie die Wirthschaft führte. Du warst eben erst entlassen aus der Schule, den Kopf noch voll von Ideen des einigen und großen Polenreichs, und sie voll von Mädchen-Pensions-Feuer, eine zweite Libussa, Dir zur Seite stehend! Gesteh', es war Etwas dahinter. Deine Briefe von damals ließen mich dergleichen vermuthen.

Nichts als Jugendscherz.

Dann Sophia Philosophena, die zarte, schöngewachsene Dirne aus Warschau, die dem Hofe unseres Instituts gegenüber wohnte, zu der manches Blättchen, flüchtig gekritzelt und feurig erfühlt, hinüberwanderte? He, wie war es mit der?

Unsinn!

Recht so, das waren keine Frauen für meinen Stephan! rief Calixt; das waren keine Weiber,

um die es sich lohnte, einen treuen Burschen, wie Deinen Calixt, aus dem Herzen zu stoßen. Es freut mich, daß Du zu dieser Einsicht gekommen bist.

Aber wie ist es mit Dir? fragte der Freund.

Mit mir? Ich kenne keine Frau! rief Calixt eilig und bestimmt.

So. Und wie weit kamst Du mit der kleinen, hübschen Französin, die Gesellschaftsdame bei Deiner Mutter war? Die plötzlich die Stadt und das Land verlassen mußte, man sagte, eines jungen Mannes wegen, der in allzuvertraulicher Nähe ihr wohnte?

Schändliche Verleumdung! rief Calixt. Da siehst Du, Stephan, wie die Tugend in diesem Jammerthale verfolgt wird. Nicht ein Dutzend Worte hab' ich mit dem Mädchen gewechselt.

O, man kann auch Liebe treiben ohne Worte.

Schändlich! Ganz unwürdig! Und daß Du das nachsprechen würdest, was eine sinnlose Menge vorspricht, hätte ich am wenigsten vermuthet.

Nun, nun, es war auch nur im Scherze gesprochen.

Ein schlechter Scherz.

Laß uns von etwas Anderem reden. Dieser Einfall des alten Petron, sich aus der Klemme

zu ziehen, ist übrigens nicht neu, sondern vielmehr uralt.

Von wem sprichst Du? fragte Calixt noch immer unwillig und zerstreut.

Von jenem Manne, der seinem Freunde zu Liebe, und weil er sich selbst zu schwach fühlte, der Versuchung zu widerstehen, das Messer zu Hülfe nahm. Dieser Mann hieß Kombab: er war der besondere Vertraute eines Königs in Libyen. Ich lernte dieses Faktum in der mythologischen Stunde.

Du weißt, daß ich die nicht mitmachte, sagte Calixt, mein Vormund fürchtete für meine jugendliche Unbefangenheit, wenn ich all den mythologischen Skandal mit anhörte.

Ja, ganz recht, und statt dessen nahmst Du Theil an der Tanzstunde des Monsieur Jacquelin, wo junge Mädchen tanzen lernten, und nicht immer in Zucht und Ehrbarkeit.

Ex bibl. univ. Dorp.

Calixt lachte.

O die alte Welt, fuhr Stephan fort, hat Beispiele von Heroismus und von Kraftgefühl, wie sie uns Neueren völlig fremd sind. Solche Männer und Jünglinge, wie sie damals lebten, solche ewige Freundschaften, wie sie ihre starken und festen Seelen damals schlossen, das lernen wir jetzt nur aus Büchern. Schlimm, daß es so ist. Der Grund

davon liegt, glaub' ich, in der großen Selbstsucht und Verweichlichung unserer Zeit, und dann auch in unserer frühen Bekanntschaft mit den Weibern. Vor dem vierzigsten Jahre lernte ein Grieche die Frauen nicht kennen, sondern war nur auf den Umgang mit seinem eigenen Geschlechte beschränkt. Deshalb wählte er Freunde, und diese blieben ihm nachher auch treu für's ganze Leben. So sollte es überall sein!

Und ist es nicht auch jetzt so? fragte Calixt mit einem zärtlichen Blick.

Vielleicht, erwiderte Stephan, doch ist es nicht ganz so.

Ja doch, was fehlt denn? rief der Freund, den Arm um den Nacken des ältern Jünglings schlingend. Sag', was fehlt zu unserer Freundschaft? Ich finde, es fehlt Nichts daran, und wenn wir zwei junge Griechen, zur Zeit ihrer schönsten Blüthe, wären, wir könnten es nicht anders treiben. Wir sind ein Herz und eine Seele. O, mein Stephan, ich fühle mich zu Dir hingezogen mit allen Banden meines Geistes und Körpers. Ich wüßte nicht, was ich mehr liebte, als Dein freundliches Auge. Sei mir nur immer gut, ich werde dann immer glücklich sein!

Die Freunde schlossen sich in die Arme und küßten sich zärtlich.

Dieses Glas auf unsern Bund, rief Stephan, möge er nie getrennt werden!

Er wird es auch nie, entgegnete Calixt.

Der heilige Kombab beschütze uns! rief Stephan, und nehme uns unter seine Getreuen auf.

Beide leerten ihre Gläser.

Sie suchten jetzt ermüdet ihr Lager.

Sechs Jahre später.

Wir übergehen einen Zeitraum von Jahren und finden unsere beiden jungen Freunde, was ihren äußern Zustand betraf, bedeutend verändert. Stephan hatte den Abschied genommen, war in den Civildienst eingetreten und befand sich in Warschau im Ministerium angestellt. Er hatte geheirathet und seine Frau war eine junge, schöne und lebhafte Dame aus den ersten Kreisen der vornehmen Welt. Calixt diente fort, hatte schon eine ziemlich hohe Stellung im Militair erreicht und war, da die Garnison sich in Warschau befand, fast täglicher Genosse des verheiratheten Paares. Noch immer bestand ihre Freundschaft und zwar in dem Grade, daß es Sprüchwort in ihrem Kreise geworden war, wenn man ein Paar

treuer Genossen und Freunde nennen wollte, man Stephan und Calixt nannte.

Der Garnisonsdienst im Militair, die amtliche Laufbahn im Civildienst haben etwas Einförmiges, immer Wiederkehrendes, so daß im Leben der Freunde wirklich Nichts vorfiel, was erwähnt zu werden verdiente; in dem innern Seelenleben ereignet sich jedoch das des Aufzeichnens Werthe. Das innige Zusammenleben der Drei, die Frau Stephan's mit eingerechnet, ward immer entschiedener und ausgeprägter. Nie sah man sie einzeln irgendwo erscheinen; war Stephan durch seine Dienstgeschäfte verhindert, so führte Calixt die junge Schöne in die Gesellschaften, in's Theater, in die Concerte. Sehr auffällig war es, Stephan mit seiner Gemahlin allein erscheinen zu sehen, man fragte dann gleich, weshalb der Obrist fehle, ob er Dienstgeschäfte habe, oder ob er verreist sei? Stephan beantwortete lächelnd diese Fragen, ihm war es lieb, daß man den Obrist für so unzertrennlich zu ihrer Gesellschaft hielt.

An einem der traulichen Abende, die diese Drei zusammen am Theetische verbrachten, wo Calixt gewöhnlich vorlas, kam folgendes Gespräch zu Stande. Calixt war etwas später gekommen, als er gewohnt war. Pamela, so hieß die junge

Frau, hatte bereits mehrmals nach ihm ausgeschaut, und als er jetzt kam, ging ihm Stephan freudig entgegen und rief: Der Herr Obrist belieben sehr dienstwidrig die Stunde nicht einzuhalten, wir wollen ihn diesmal nicht bestrafen, aber das nächste Mal wird ihm eine schwere Ahndung nicht ausbleiben. Calixt machte lächelnd seine Entschuldigung, küßte der schönen Frau die Hand und ließ sich auf seinen gewohnten Platz nieder, indem er vom Freunde die Abendpfeife annahm, die dieser, schon gestopft, stets für ihn in Bereitschaft hielt.

Schon neun Uhr! rief Pamela, ihre Arbeit zur Hand nehmend; wir müssen jetzt rasch lesen, um das Buch zu Ende zu bringen. Calixt zog das Buch aus der Tasche.

Du hättest uns heute beinahe nicht gefunden, fing Stephan an, noch ganz spät kam eine Einladung zum neuen Gesandten, der hergekommen ist. Aber Pamela war nicht wohl, und so haben wir abgesagt.

Nicht wohl? fragte der Obrist, mit einem theilnehmenden Blick die junge Frau musternd.

Nichts als Schulkrankheit, erwiderte diese lachend. Ich gehe so ungern in große Gesellschaft; ich fühle mich so wohl hier unter uns.

Ich danke für den gefälligen Ausspruch, rief Stephan.

Ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, das artige Geständiß für Dich allein in Anspruch zu nehmen, ich denke, ich habe eben so viel Theil daran! sagte Calixt.

So tret' ich Dir meinen Antheil ab, nimm es ganz für Dich. Nicht wahr, Pamela, so hab' ich's recht gemacht?

Nicht ganz, erwiderte sie, auf die holdseligste Art erröthend, Ihr müßt Euch Beide darein theilen.

So ist's recht, entgegnete Calixt freudig. Das wahre Glück weiß sich immer so zu vertheilen, daß sich Niemand beeinträchtigt fühlt. Also der neue Gesandte ist da? Wie wird man neugierig sein, ihn sich anzusehen.

Fräulein Therese Valizewska ist auch heute dort, sagte die Dame des Hauses, deshalb hat sie meine Einladung, unsern Abend heute durch ihren Besuch zu verschönen, abgelehnt. Ich lud sie eigentlich Ihretwegen ein, Herr Bathory.

Meinetwegen? fragte Calixt verwundert. Wie komme ich zu der Ehre?

Sie machen Theresen die Cour; gestehen Sie es nur.

Ich Thereſen? Ach, meine theure Freundin, das kann nur Ihr Scherz ſein!

So ſagt man in der Welt.

So ſagt man etwas recht Albernes. Ich habe im Ganzen Fräulein Valizewska nur ſechs bis ſieben Mal geſehen, und dann immer in Gegenwart ihrer alten häßlichen Tante, die mit Luchsaugen ihre Nichte bewacht. Sprich ſelbſt, Stephan, iſt's nicht ſo?

Wahrlich, ich hab' mich wenig darum bekümmert; ich weiß, wenn die Sache irgend Bedeutung hätte, Du es uns ſelbſt mittheilen würdeſt, ſagte der Angerufene. Aber nicht zu läugnen iſt, die Thereſe iſt ein hübſches Mädchen.

O und viel geiſtvoller als hübſch! ſetzte Pamela hinzu.

Das finden Sie, Pamela?

Gewiß, und die Geſellſchaft findet es ebenfalls. Sie müſſen ſich entſchließen, Bathory, einmal Ernſt zu machen: Sie müſſen ſich vermählen. Dieſe Thereſe wäre eine Frau für Sie.

Um Gotteswillen, nein!

Weshalb nicht?

Calixt faßte die Hand der Dame, küßte ſie und ſagte dann: Erlauben Sie, daß ich ſchweige. Ich will und kann keinen Grund meiner Weigerung

angeben. Ich finde, daß ich glücklich bin, so wie ich jetzt lebe, und daß ich nur mit Unwillen an einen Zustand denken kann, wo es nicht mehr so wäre.

Sie sind ein sonderbarer Mensch! Was haben Sie denn bei uns?

Ich habe Sie und meinen Freund! Das ist mehr, als ein Sterblicher von den Göttern erwarten und verlangen kann. Wenigstens ich verlange nicht mehr.

Stephan reichte ihm die Hand, die er heftig drückte.

Ja, so ist er, rief Stephan, so hab' ich ihn immer gekannt. Still, für sich lebend, nicht viel sprechend, aber innerlich träumend und grübelnd. Stets hab' ich gesagt: der Calixt wird entweder ein sehr glücklicher Mann, oder er wird sehr, sehr unglücklich und elend. Eine gewöhnliche Natur ist er nicht.

Eigentlich sind solche Naturen gefährlich, sagte Pamela nach einer Pause.

Gefährlich? rief der Gescholtene, in wiefern?

Die reißen Einen mit in ihren Flammenkreis, und da kann man sich verbrennen.

Fühlen Sie etwas davon? fragte Calixt.

Mir ist es manchmal so. Ich rufe mir zu:

bleibe ihm fern; aber dann ist Ihre freundliche Rede, Ihr Zutrauen erweckendes Lächeln wieder so unwiderstehlich, daß jede Scheu verschwindet, und man sich, ehe man sich's versieht, dicht in Ihrer Nähe befindet.

Ist es mit mir nicht eben so? fragte Stephan?

O, kein Gedanke daran, rief die junge Frau. Du bist die Offenheit und Redlichkeit selbst. Bei Dir, ruft uns der Geist zu, kann man sicher wohnen und noch sicherer Hütten bauen.

Ist das nun ein Compliment oder ist es keines? fragte der Mann lächelnd.

Ein Compliment, rief Calixt. Du hörst es ja, Du bist der Sichere, der, dem man gern und willig seine Zukunft anvertraut, ich bin der argwöhnisch Beobachtete, dem man nur vorsichtig und mit gehöriger Prüfung nahen darf. Wie kann man da nur zweifeln, wer der Begünstigte ist!

Schon recht, bemerkte Stephan, aber das Sichere und vertrauungsvoll Erwählte hat man bald zum Ueberdruß satt, während das Unbeständige, wie ein schönes Räthsel, immer von Neuem uns lockt und anzieht.

Laß uns zu unserem Buche zurückkehren! rief Pamela.

Man las, aber man hörte nicht recht zu.

Jedermann von der kleinen Gruppe hatte seine Gedanken für sich. Das Abendessen ging eben so zerstreut vor sich, und zum ersten Male trennte sich der kleine Kreis, mit sich selbst unzufrieden. Calixt legte sich zu Bette, aber er konnte den Schlaf nicht finden; seine Gedanken waren mit Pamela so beschäftigt, er konnte nicht läugnen, daß sie ihn ganz beschäftigte und seine Seele gänzlich einnahm. Er rief sich endlich zu, indem er vom Lager aufsprang: Ich liebe sie, ich liebe sie und keine Andere! Gott steh' meiner Seele bei!

Eine wichtige Nachricht. Die beiden Freunde trennen sich.

Den andern Morgen nach der Nacht, wo Ignaz über den Zustand seines Herzens Gewißheit erhalten hatte, trat sein Freund an sein Bett und sagte: Eine wichtige Nachricht ist gekommen: wir müssen uns trennen, Ignaz. Ich reise nach Petersburg, Du bleibst hier bei meiner Frau als Wache und als ihr Schutz.

Sprichst Du im Ernst, fragte der erschreckte Freund gespannt.

Im allervollkommensten Ernst, war die Antwort; die Entscheidung ist heute Nacht gekommen. Heute theilte sie mir der Minister mit. Es ist Nichts dagegen zu machen. Sie haben mich als den Passendsten gefunden, um mit dem kaiserlichen

Minister wegen unserer vaterländischen Sache zu unterhandeln, und ich habe mich dem geschenkten Vertrauen nicht entziehen wollen und auch nicht können. Ich bleibe übrigens nur etliche Monden fort, die vergehen bald.

Hast Du Pamela schon gesprochen? fragte Ignaz.

Was kann ein Weib dazu oder dagegen thun? Sie weiß es, und ist damit zufrieden.

Mit dem zufrieden, daß sie unter meinem Schutz zurückbleibt? fragte Ignaz, außerordentlich neugierig.

Gewiß ist sie das, oder sie wäre nicht meine Frau, lautete die Antwort des Mannes. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, in dem Ignaz unruhig und verzweifelt zurückblieb. Er kleidete sich an, schritt unruhig auf und ab, und kam zu keinem Entschlusse. Sollte er sie jetzt aufsuchen, ihr die Lage seines Herzens verkünden? Oder sollte er sie überraschen, wenn der Mann fort war? Er erschrak vor dem Gedanken, wie sie ihn empfangen würde, und doch mußte es gewagt sein. Er ging zu ihr, und fand sie bei der Arbeit. Sie ließ die Stickerei in den Schooß sinken, und ihr großes dunkles Auge sah den Geliebten mit einer Art Vorwurf, aber auch mit einer Frage an.

Er ließ sich zu ihr nieder, küßte ihre Hand und sagte: Bald, theure Pamela, wird uns Nichts mehr trennen. Wir werden ganz einander gehören. Wie verstehst Du das? fragte sie. Dein Mann verreiset, erwiderte er, und läßt Dich mir allein zurück. Und was weiter? fragte sie unbefangen. Würde er dies thun, wenn er nicht das stärkste Vertrauen zu Dir hätte? Und er soll es auch nicht umsonst haben, entgegnete Ignaz. Wir wollen uns trennen, Pamela; das ist das einzige Mittel, um rein und schuldlos zu bleiben, zugleich das in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Sie blickte ihn von der Seite an, und nach einer Pause fragte sie wieder: Und wohin willst Du gehen? In die weite Welt, sagte er; weiß ich es doch selbst nicht, wohin; nur recht weit weg von Dir! Und das nennst Du mich behüten? rief sie; da soll ich wohl unter Deinem Schutze sicher stehen?

Bei diesen Worten lächelte sie, und der Muth Ignazens war gebrochen. Er fühlte das Lächerliche dieses Entschlusses, und sein Herz war entschlossener als je, sich nicht von der Geliebten zu trennen. Vergieb nur, sagte er stotternd, ich wollte nicht gehen, ich wollte nur — ja, was wollte ich eigentlich? Mir Unruhe und Kummer machen,

das wolltest Du! rief sie lebhaft. Gieb doch derlei Gedanken völlig auf. Bleibe bei mir und lehre mich ausharren mit Geduld, bis mein Mann wiederkommt. Sieh', wir wollen den Tag eintheilen; es soll keine einzige müssige Stunde dabei sein. Den Morgen gehst Du Deinen Geschäften nach, und ich den meinigen im Haushalt. Dann kommen wir Mittag zusammen; da giebt es Allerlei zu erzählen; und wenn es Nichts zu erzählen giebt, so sind wir doch beisammen. Dann kommt ein Stündchen vor, wo Jedes seiner Wege geht; ich promenire im Garten, Du besteigst Dein Pferd und reitest etwas aus. Den Abend führt uns die trauliche Lampe wieder zusammen: wir lesen Etwas, oder wir plaudern; auch von meinem Manne kommen Briefe an, diese lesen wir gemeinschaftlich. So kommt der späte Abend heran, und für die Nacht trennen wir uns.

Trennen wir uns? wiederholte Ignaz mit bebender Stimme. Es könnte sein, daß dann mein Amt erst recht anginge. Die langen Stunden der Nacht Dich allein zu lassen, könnte gefährlich sein.

Aber Ignaz! Was soll das? rief Pamela.

Sicherlich! Es ist meine Meinung. In der Nacht ist ein Wächter am Nöthigsten. Liebste Pamela, laß uns an diese Dinge nicht denken, wenigstens

nicht mit solcher Umständlichkeit. Es wird sich Alles von selbst geben, oder es giebt sich nicht; alsdann hilft doch das vorher Gedachte und Zurechtgelegte zu Nichts. Die Sache ist die: wir müssen mit einander leben, und zwar so leben, daß uns kein Vorwurf trifft. Ist das nicht auch Deine Meinung?

Gewiß ist sie es. So sage mir, wie Du das einrichten willst, damit der Zweck erreicht werde.

Ich habe Dir schon gesagt, Geliebte, daß ich hierüber Nichts bestimme, aus Furcht, daß eine Bestimmung uns zu ihrer Uebertretung anreizt.

Wie schade! und ich hatte mir meinen Plan schon so hübsch ausgedacht.

Bis auf die Nacht, die Du unberücksichtigt gelassen hast.

Mein Gott, was kann denn in der Nacht geschehen? Räuber und Diebe haben wir doch nicht zu befürchten.

Ignaz mußte lächeln bei dieser Furchtsamkeit seiner Geliebten. Räuber und Diebe allerdings nicht, erwiderte er, wenn wir nicht auf den Einfall geriethen, uns selbst einander zu bestehlen; ich zum Beispiel Dich!

Wie wolltest Du das anfangen?

Sehr erklärlich, Pamela. Doch laß uns davon

schweigen! Die Erklärung könnte uns zu weit führen.

Nein, nein; ich dringe auf die Erklärung.

Nun gut, antwortete er, indem er sie heftig umarmte und ihr einen Kuß raubte. Ist das nicht schon ein Diebstahl?

Pamela war erschrocken, sie drängte sich aus der Umarmung des Geliebten los und sagte endlich: Allerdings ist das einer, denn meine Küsse sind nicht Dein Eigenthum. Aber das hast Du nicht gemeint?

So hab' ich's gemeint, erwiderte er lachend; und ein Dieb, wenn er einmal den Muth hat, geht noch weiter: er bleibt nicht bei dem Kusse stehen. Siehst Du nun, welche Gefahren die Nacht bringt.

Dann werde ich mir für die Nacht eine besondere Wächterin anschaffen. Ich werde ein Kammermädchen citiren, daß es die Nacht in meinem Bette bei mir schlafe. Ist's so nicht?

Gewiß; doch solche Mädchen haben oft einen sehr festen Schlaf, und ein Kuß braucht nicht so sehr geräuschvoll gegeben zu werden.

Ich werde schon dafür sorgen, daß dabei Lärm entsteht! rief Pamela muthvoll. O, eine Frau kann viel für ihre Tugend thun! Gieb Dich zu-

frieden, Ignaz, so leicht sollst Du nicht gesiegt haben. Nur denke nicht an's Fortgehen: dadurch erfüllen wir unsere Aufgabe nicht. Nun, worauf sinnst Du? Was hast Du jetzt, Geliebter?

Ich denke an Etwas, was ich ausführen will, was uns mit einem Male und auf das Sicherste schützt. Laß mich gehen, ich muß Stephan sprechen, ehe er abreiset.

Was willst Du thun? Nur nichts Gewaltsames!

Gewaltsames? wiederholte er mit seltsamem Lächeln, ja, wahrhaftig, gewaltsam ist das, was ich beabsichtige. Es ist das Allergewaltsamste, was ein Mensch sich anthun kann; aber es ist auch ein glänzender Beweis von Treue, und diese darf ein Mann wie Stephan nur von mir fordern. Leb' wohl, Du siehst mich bald wieder. Er erhob sich, schloß sie in seine Arme und drückte noch einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. O Pamela, rief er dabei, wird der Kuß, den ich Dir später gebe, noch diese Wärme, diese Entschiedenheit haben, als er sie jetzt noch hat? O Gott, wir armen Menschen sind doch elende, erbärmliche Geschöpfe!

Er ging traurig fort, Palema sah ihm lange nach, dann stieg ein Seufzer aus ihrer Brust und machte

dem gepreßten Herzen Luft; sie lief dem Forteilenden nach, umschlang ihn mit ihren Armen und rief: Ignaz! bei Deiner Liebe, bei Deiner Ehre schwöre mir zu, daß Du Nichts gegen Dich selbst vollführen willst, dies wäre mein Tod. Er hielt sie lange wie vor sich träumend in seinen Armen, dann sagte er: Du willst es, es soll nicht geschehen; dann mußt Du mir aber auch volle Freiheit gewähren!

Alles, was Du willst! rief sie begeistert; nur bewahre Dich für mich völlig unangetastet und unversehrt! Ich könnte nicht leben, wenn ich Dich anders, als Du jetzt vor mir stehst, wiedersähe.

Pamela, himmlisches Weib, Du liebst mich! rief Ignaz. Nun ist Alles gut. Er ging rasch fort. Sie wußte nicht, was sie zu diesem plötzlichen Entschlusse sagen sollte, und blieb ungewiß zurück. Indessen betrat Ignaz sein Zimmer. Hier stand, schon seit einigen Tagen, ein Kästchen bereit, dies öffnete er, verschloß es wieder sorgsam, nahm es alsdann unter den Arm und ging damit zu dem Freunde. Er fand ihn auf seinem Zimmer, mit Einpacken beschäftigt. Stephan! rief er, hast Du einen Augenblick Zeit für mich?

Mehr als einen Augenblick, war die Antwort,

was treibt Dich zu mir? Was willst Du von mir, mein Freund?

Nur die Aufmerksamkeit, denn das, was ich Dir zu sagen habe, ist etwas Wichtiges, für Dich und für mich wichtig.

Nun?

Hier dieses Kästchen! ich übergebe es Dir, bewahre es wohl, und wenn Dir einmal das Gelüste kommt, an der Treue Deines Freundes zu zweifeln, so öffne es und überzeuge Dich von Deinem Irrthume.

Stephan trat einen Schritt zurück vor Schrecken und Staunen. Was ist das? fragte er ernsthaft. Doch nicht eine Wiederholung der einst mir erzählten Geschichte?

Du hast es errathen. Es ist das einzige Mittel, das ich finden konnte, bei der großen Verantwortung, die Du mir auferlegt hast, denn Du mußt wissen, ich liebe.

Um Gotteswillen, wen? Doch nicht Pamela?

Du weißt es; jetzt kannst Du ruhig sein. Es ist, als wenn Du ein Weib bei dem andern ließest. Nichts ist zu befürchten.

Schrecklich! Welch' eine entsetzliche That. Ich kann es noch immer nicht glauben, daß ein Mann so unsinnig handeln kann.

Nenne mich nicht mehr Mann. Ich war es noch vor einer Stunde. So handelt die wahre Freundschaft!

Hätte ich das ahnen können! rief der unglückliche Stephan, ich hätte —

Und was hättest Du? fragte der Freund, Deinen Freund zu Deiner Frau geführt und wärest Zeuge gewesen, wie Du, mich selbst erniedrigend, Deine Frau und mich beschimpft hättest.

O, nein, nein; aber ich hätte; ja was hätte ich? Mein Gehirn fängt an zu faseln. Ich hätte Dich, ich hätte sie gebeten, die Heiligen zu ihrem, zu Deinem Schutze wach zu rufen.

O Stephan, vor dem empörten Wallen des Blutes rettet kein Gebot und keine Fürsprache der Heiligen.

Genug, es ist geschehen. Nimm dieses unglückliche Kästchen, verwahre es gut, laß es Niemandem sehen und reise glücklich ab, in vollem Frieden und in der größten Ruhe, die man sich nur wünschen kann.

Stephan saß wie betäubt da, er hielt das Kästchen noch immer in seiner Hand. O Ignaz, rief er, dieses Zeichen der Freundschaft, das Du mir gegeben hast, ist ungeheuer; wie soll ich's

Dir vergelten. Kein einfacher Orest kann es, es ist das Opfer eines ganzen Lebens!

Gut, wenn Du es dafür ansiehst. Jetzt laß uns davon schweigen, sonst könnte es uns zu weich für die Stunde des Abschieds machen, lebe wohl, theurer Freund! reise glücklich, komm froh und heiter wieder heim! Er schloß ihn in seine Arme, und unter herzlichen Küssen schieden die Freunde von einander.

Sieh hier meinen Freund, Pamela, sagte Stephan zu seiner Frau, als er von ihr Abschied nahm. Ihr bleibt jetzt Beide allein. Seid gut miteinander, ich wünsche das, und Du wirst meinen Willen erfüllen, theures Weib, wenn Du diesen meinen Freund ganz und völlig als mich selbst betrachtest, ihm Nichts versagst, was er fordern könnte, ja ihm, wenn er es wünscht, stets Deine Gesellschaft leihst, selbst bei Nacht. Ich werde es gern sehen, und es wird mir Vergnügen machen, wenn Du ihn als Deinen Mann betrachtest. Hast Du mich verstanden?

Pamela versicherte, daß dies der Fall sei, und Stephan schloß sie in die Arme. Lebt Beide wohl, sagte der Abreisende noch zu guter Letzt; in ein paar Monden hoffe ich wieder bei Euch zu sein.

Die Klatschereien fangen an zu keimen, aber sie finden keinen Boden, auf dem sie Wurzel schlagen können.

Es war fast kein Haus in Warschau, um das sich die öffentliche Zunge mehr kümmerte, als das des Regierungsraths Stephan, der eine junge Frau verließ und diese einem jungen Manne, der bekannt war für einen Damenjäger, überließ, unbekümmert um den Ruf derselben. Es wurden tausend ärgerliche Geschichten von diesen Beiden erzählt, und ob mit Recht oder Unrecht, es wurde behauptet, daß der junge Offizier daselbst sein Quartier aufgeschlagen habe und daß er dort stets weit sicherer zu finden sei, als in der Caserne. Wahr ist es, daß man ihn zu jeder Tageszeit dort sah, und er war auch da, wenn Abends die Vorhänge niedergelassen wurden. Zwei aufmerksame

alte Frauen hatten sich auf die Lauer gelegt, und diese ehrwürdigen Matronen behaupteten steif und fest, sie hätten den Obrist auch Nachts das Haus nicht wieder verlassen sehen. Eine Nachricht, die indeß noch nicht so ganz gewiß geglaubt wurde. Pamela that nur, was ihr Mann ihr befohlen hatte, sie duldete, ja sie wünschte des Obristen Gesellschaft auch bei Nacht, und er war gern erbötig, ihr sie zu leisten, und blieb oft bis in den späten Morgen. Die Nachricht der zwei alten Damen fand jetzt ihre Bestätigung. Der Obrist war auch Nachts der jungen Frau Gesellschafter.

Diese unerhörte Thatsache verfehlte man nicht dem Manne zu melden. Von allen Seiten kamen Berichterstatter, die ihn aus seiner Ruhe zu schrecken beabsichtigten, doch sie fanden zu ihrer Verwunderung, daß diese Ruhe nicht zu erschüttern war, selbst nicht durch Geschichten, wie sie so arg und schwer noch nicht in Warschau gewesen waren. Mein Weib ist treu, pflegte der phlegmatische Ehemann zu erwidern. Auf Klatschereien höre ich nicht. Auf diese Weise wies er alle Gerüchte von sich, die an ihn kamen, bis man ihm zuletzt Nichts mehr erzählte, sondern sich begnügte, über ihn die Achsel zu zucken, lächelnd das Haupt zu schütteln und

ihn für einen der vielen geduldigen Ehemänner zu erklären, deren es damals innerhalb der Hofgesellschaft in Petersburg sehr viele gab. Dies ging so weit, daß endlich eine Scene sich ereignete, die eine Art Oeffentlichkeit gewann, so daß Stephan hier das Wort ergreifen mußte. Es war folgende. Es hielt sich damals in Petersburg ein Graf Lascagno auf, der aus Paris dahin gekommen war in Aufträgen seines Hofes. Er sprach gerade mit der Kaiserin und erwähnte des geselligen Tones in Warschau. Es war von der Zügellosigkeit der Pariser Frauen die Rede, und der Graf sagte: So viel davon auch gesprochen wird, so glaube ich doch, daß es, was die öffentliche Sittenlosigkeit betrifft, in Paris nicht schlimmer ist, als in anderen Städten. In Warschau, hab' ich gefunden, lebt eine Frau ganz öffentlich und ungescheut mit einem Offizier und kümmert sich nicht um die üble Nachrede, die rings in der Stadt wach wird. Die Kaiserin, die dies hörte, ließ sogleich den Mann jener Dame, der bei ihr bekannt war, zu sich kommen und stellte ihn über das Betragen seiner Frau zur Rede. Der Graf hatte seine gewöhnliche Entschuldigung, daß er nämlich einen Freund besitze, auf dessen Treue und Redlichkeit er unbedingt vertrauen könne,

und daß er über alles Geschwätz der Stadt vollkommen ruhig sei. Unglücklicher Freund, sagte er leise bei sich, der Himmel soll mich bewahren, daß ich für Dich das werde, was dem armen Petron das Dasein verbittert, ihm fast sein Leben gekostet hätte. Ich weiß besser als er die große That, die Du geübt hast, zu würdigen. Die Kaiserin erstaunte über diese Ruhe, da sie aber Nichts in dieser Sache thun konnte, gab sie sich zufrieden, indem sie den Graf Lascagno aufforderte, über diese Geschichte nicht weiter zu sprechen. Der Graf hielt indeß dieses Versprechen nicht, er sprach über diese ärgerliche Geschichte nach wie vor und erreichte Nichts damit, als daß er den Grafen Stephan in ein paar Duelle verwickelte, die dem Rufe seiner leichtfertigen Frau nicht eben förderlich waren.

Auch in Warschau bemühte man sich das Abenteuer des Breitern auseinander zu dehnen. Bald hieß es, die schöne Pamela sei das Muster und Vorbild aller galanten Frauen. Die Mädchen und Weiber von beschädigtem Rufe suchten ihre Bekanntschaft, und das Haus wurde berühmt und gesucht. Um dem Dinge einen Mantel umzuhängen, sprach man von einem Freundschaftsbunde, den mehrere junge Frauen mit dem Obristen geschlossen

und der die vielfachen geheimen Zusammenkünfte, welche dieser gab, entschuldigen sollte.

Mittlerweile kam Stephan heim und erfuhr diese Veränderung in seinem Haushalt. Das Haus voll junger Frauen und Mädchen, die er früher nicht gesehen hatte und die sich alle als Freunde des Offiziers ankündigten. Ihn selbst traf er im Zimmer seiner Frau, eben beschäftigt, ihr das Schnürleib zuzuschnüren, das sie zu tragen pflegte. Diese vertrauliche Beschäftigung fiel dem Manne auf und er blieb in der Thür stehen, den Blick auf die Gruppe gerichtet. Er kam mit noch Jemandem, der ihn begleitete und der hier ausrief: Nun wahrlich, wenn Dich das nicht belehrt, so verdienst Du so behandelt zu werden, wie jene Beiden Dich behandeln. Der Offizier, statt seine Soldaten in der Caserne zu exerciren, exercirt hier Deine Frau. Wie gefällt Dir das? Von dieser Rede unangenehm berührt, sagte Stephan ein paar ärgerliche Worte, doch sogleich fiel ihm Pamela in die Rede, indem sie rief: Wie, Du zürnst? Hast Du mir nicht selbst den Rath gegeben, Deinen Freund wie meinen Mann zu behandeln? Welch ein Widerspruch in Deinen Ansichten! Du bist doch nicht eifersüchtig? fragte Ignaz. Ich bin es nicht, allein der Welt wegen

solltet ihr vorsichtiger sein. Es wäre besser. Nicht Jeder weiß, noch kann es wissen, wie unsere Sachen stehen; darum bitte ich: Vorsicht!

Diese Bemerkung klang wie ein Vorwurf, und Ignaz war ganz bereit, ihn als solchen zu nehmen. Er antwortete darauf zornig, und Beide begaben sich empfindlich und zürnend aus dem Zimmer. Aber Stephan hatten seine Worte schon leid gethan; das großartige Benehmen seines Freundes betrachtend, schien ihm alles Uebrige gleichgültig, und er mühte sich nun, diesen wieder gut zu stimmen. Er schloß ihn also in die Arme, und ihm jede beschimpfende oder kränkende Rede von Herzen abbittend, ersuchte er ihn, ganz so zu sein, wie er es wolle. Ignaz wurde durch die Reue des Freundes versöhnt und umgestimmt, so daß er heiter lachte und sie Beide Allerlei mit einander plauderten.

Die Valizewska ist ja jetzt wieder hier, rief Stephan; was hat sie hergeführt?

Das Mädchen ist interessant, erwiderte Ignaz. Sie ist die beste Freundin Pamela's geworden, und so auch die meinige.

So, also auch die deinige. Wie viele Freundinnen schaffst Du Dir denn an, Ignaz?

Kann ich's hindern, wenn sie sich zu mir hinge-

zogen fühlt? rief der Gescholtene. Sie wissen, daß sie bei mir sicher sind. Ich habe nie einen Angriff auf sie gemacht, das bringt sie zu mir.

Ich wünschte, ich könnte auch diese hübschen Kinder zu meinen Freundinnen machen, sagte Stephan.

Versuch' es; aber ich zweifle, ob es Dir gelingen wird. Du hast nicht das gewisse Geheimniß, das um meine Person schwebt.

Ich weiß wohl, sagte Stephan, und das Gespräch war abgebrochen.

Ignaz ging jetzt wieder zu Pamela, die sich von ihm willig entkleiden und in's Bad führen ließ. Ignaz stand da und bewunderte die Schönheit der jungen Frau, die sich ihm unverhüllt zeigte. Sie forderte ihn auf, sich ebenfalls zu entkleiden. Er that es; zwei der schönsten Gestalten, die es gab, standen jetzt dicht neben einander.

Unbegreiflich! rief Pamela, ist es, daß Stephan sich so täuschen läßt. Er hat auch vollkommen recht, wenn er mir Vorwürfe macht, und ich finde selbst den Muth nicht, mich zu entschuldigen.

Entschuldige Dich ganz dreist, rief ihr Ignaz zu. Sei versichert, er wird Dir's immer glauben.

Aber woher dieser seltsame Glaube? rief sie.

Weil ich ihm einen Talisman gegeben habe.

So lange er diesen bewahrt, hält er mich für unschuldig, und sähe er selbst diese Scene mit an.

Einen Talisman? rief die Dame verwundert; was ist das für ein Talisman?

Einer, der mir geblieben ist, aber den er doch glaubt zu besitzen. Höre die Erklärung des Räthsels. Er erzählte ihr in kurzen Worten die Geschichte des Petron, und berichtete, daß er das Nämliche gethan, wenigstens dies dem Stephan eingeredet habe.

So hast Du Dich ihm als einen Verstümmelten gewiesen? sagte Pamela.

Ich fand kein anderes Mittel, seinen Argwohn und seine Eifersucht, die ihn doch beständig gequält haben würden, zu beschwichtigen. Ich log ihm vor, daß ich die schändliche Operation an mir verübt hätte, und so habe ich erreicht, daß ich vollkommen frei in Deinen Besitz kommen konnte.

Du treuloser, unedler Freund! rief Pamela mit sanftem Schelten, und mich hast Du zugleich berückt, daß ich Dir glaube und meinen Mann der unehrlichsten Absicht bezüchtigte; denn ich glaubte, er wisse um Alles, und dulde es der Freundschaft zu Dir wegen. Sind wir nicht Beide verdammlich?

Sie neigte ihr Haupt auf die nackte Schulter Ignazens und ihr Auge füllte sich mit Thränen; doch er wußte diese schnell zu trocknen. Wozu jetzt Thränen? rief er. Jetzt ist Alles zu spät. Jetzt sind wir mitten drin im Vergehen; jetzt gilt es, die Frucht zu kosten, die wir einmal geraubt. Er küßte bei diesen Worten ihre schöne nackte Brust. O Himmel! rief er entzückt, welch ein Thor wär' ich gewesen, hätte ich das wirklich ausgeführt, womit ich mich gerühmt; ich hätte diesen göttlichen Augenblick nicht genießen können. Ich wäre Stock und Stein gewesen, wo ich jetzt ganz Flamme und Gefühl sein möchte. Er umschloß die schöne Gestalt mit beiden Händen und hielt sie vor sich, um jeden einzelnen der herrlichen Reize zu betrachten. Nie war wohl ein Künstler verliebter in sein Modell, nie strebte er mehr die ganze wundervolle Göttlichkeit der Form in sich aufzunehmen. Sie stand erröthend vor ihm, senkte den Blick und ließ ihn auf seiner entblößten Schönheit ruhen. Da wurden sie durch ein Geräusch gestört. Wer ist es? fragte Pamela erschreckt und aufgestört. Sie blickte durch ein Fenster, das auf den Gang führte, und rief dann entsetzt: Er ist es; geschwind, was machen wir? Wir sind verrathen; Du kannst Dich nicht verstecken; er wird Alles sehen; Dein

Trugbild ist vorüber. Er wird sehen, daß Du ihn getäuscht hast. Nein! rief Ignaz aufspringend, das soll er nicht sehen. Komm, Geliebte, setze Dich gerade mir auf den Schooß, und bleibe so sitzen, was auch geschehen mag. Soll ich Dir nicht lieber ein Gewand geben? fragte sie; doch er blieb bei seinem Willen, und Stephan trat in das Badegemach. Anfangs blieb er verwundert stehen beim Anblick der beiden Hüllenlosen, dann aber rief er lachend: das ist ein schönes Bild! Doch geschwind, Ignaz, kleide Dich an; es ist Jemand da, der Dich sprechen will, aus der Caserne. Diese Nachricht machte nicht den Eindruck, auf den sie berechnet war. Ignaz ließ sich durch sie durchaus nicht stören, sondern behielt die Dame sorglos auf seinem Schooße. Er kann warten, antwortete er, und spielte mit der Brust der Geliebten. Dieser Anblick, noch mehr die ungewöhnliche Situation, beschäftigte auch Stephan; er fing an, sich zu entkleiden, und als dies geschehen war, forderte er Ignaz auf, die Geliebte frei zu lassen. Ignaz hörte dies, aber hatte nicht Lust zu gehorchen; er sah nämlich zwei Dinge kommen die ihm beide unangenehm waren: erstens konnte Stephan, wenn er aufstand, den wirklichen Zustand seines Körpers genau sehen, und dann, wenn es ihm auch

gelang, dies zu verhindern, war er gezwungen, eine Scene der ehelichen Zärtlichkeit mit anzusehen, wie sie seine Eifersucht ihm schon vorgemalt hatte, und wie er sie verhindern wollte, es koste, was es wolle. Die Eifersucht kämpfte hier gegen die Freundschaft, und trug den Sieg davon. Aber die Ungeduld Stephan's war unbesiegbar; er fiel Pamela in den Arm, und es entspann sich ein Kampf zwischen den beiden Freunden. Stephan siegte: er riß die ihm Angehörende gewaltsam vom Schooße des Freundes fort und sank mit ihr auf ein Sopha nieder, das in der Ecke des Gemachs stand. Zum Glück fand Ignaz jetzt Zeit, sich rasch anzukleiden und zu entfliehen, ehe die Liebenden Etwas von seinem Thun und Treiben gewahrten.

Er kam draußen auf den Vorsaal, wo der Mann stand, der ihn zu sprechen verlangt hatte. Er fand einen bekannten Unteroffizier des Regiments daselbst, und besprach mit ihm die Dinge, die man von ihm wissen wollte. Dann ging er wieder fort, und Ignaz schlich sich abermals in die Badestube zurück, wo er folgendes Gespräch mit anhörte. Also er ist völlig fehlerfrei? Völlig, tönte die Antwort; Du kannst keinen schönern, wohlgebildetern Menschen sehen, als er es ist. — Schon gut; aber die Hauptsache fehlt ihm doch? gesteh'

es, Pamela, diejenigen Theile, auf die ihr Frauenzimmer den größten Werth legt? Ich verstehe Dich nicht, sagte sie stockend und erröthend; wenn ich Dir sage, er ist der vollkommenste Mann, den ich je gesehen, ist das nicht genügend? Sonderbar! rief Stephan. Wenn es wahr wäre; es wäre schändlich! Doch, ich kann mich ja sogleich davon überzeugen, und ich will es thun. Er stand auf und verließ das Badegemach, als Ignaz eben wieder eintrat. Dieser wußte nun, was geschehen sei, und schrieb den Verrath Pamelen zu, die ihrerseits wieder behauptete, daß sie dem Manne gegenüber nicht habe anders antworten können. Ignaz ging zu Stephan, den er in seinem Zimmer traf, wie er eben das bewußte Kästchen geöffnet und es leer gefunden hatte.

Du hast mich betrogen! schrie er. Ich bin auf's Schändlichste hintergangen worden und das noch dazu von meinem besten Freunde. Er wankte und stützte sich auf einen Sessel, Ignaz trat zu ihm und sagte ihm leise: Vergieb mir! Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe! Höre mich ruhig an!

Du konntest nicht anders? wiederholte der Unglückliche. Mußtest Du mir eine Heldenthat vorlügen, die Du keineswegs zu vollführen die

Absicht hattest? Mußtest Du, während ich alle Warnungen von mir abwies, im Arme meiner Frau schwelgen? Mußtest Du das Alles? Schändlicher!

Still, kein Geräusch gemacht! Ich bitte Dich um Alles, was Dir heilig ist, laß die Sache jetzt so, wie sie ist. Nichts ist mehr zu ändern. Im Gegentheil, wenn Du schweigst, so läßt sich für mich noch ein ganz artiges Spiel machen. Man ist hinter die wahre Beschaffenheit gekommen, und unter dem Vorwande, Freundschaft für mich zu hegen, begaben sich die anständigsten Frauen in ein Verhältniß mit mir. Schlägst Du Lärm, kommt das Geheimniß an den Tag, so habe ich verspielt, und sie werden sich Alle furchtbar an mir zu rächen suchen. Nun bitte ich Dich, schweige.

Stephan antwortete Nichts, sondern wies stumm den einstigen Freund von sich. Eine solche Treulosigkeit wäre ich nicht im Stande gewesen, gegen Dich zu begehen! war das Einzige, was er sagte. Ignaz schlich sich fort, im Busen Vorwürfe, doch leicht schwanden diese hin, als er wieder vor Pamela erschien. Ich habe ihm Alles bekannt und eingestanden! sagte er zu dieser.

Nun, und was sagte er? fragte die Geliebte.

Nichts konnte er sagen. Die Sache war ein-

mal geschehen. Er war selbst Schuld daran; weshalb glaubte er mir so unbedingt! Er mußte doch wissen, daß wir nicht mehr in dem schwärmerischen, abergläubischen Zeitalter lebten, wo so Etwas möglich war? Ich habe ihn gebeten, mein Geheimniß zu bewahren, und er hat es mir versprochen. Wir können jetzt ruhig sein.

Unmöglich, Ignaz, wenn er es weiß, kann ich nicht die Deine sein! rief Pamela.

So, wie großmüthig! antwortete Ignaz. Also Du willst, daß die Früchte meiner That Anderen zu Gute kommen sollen?

Es wäre ja wahrhaftiger, offener Ehebruch, wenn ich anders handelte?

Wenn er aber selbst Dich frei giebt?

Das wird er nicht.

Er wird es; er hat es schon gethan. Da Du mich bis jetzt getäuscht und mich gezwungen hast, alle Gerüchte und Warnungen in den Wind zu schlagen, so fahre fort, es fernerhin zu thun, ich werde schweigen, so sagte er.

Wirklich? Nun dann vergieb, mein Geliebter. Sie umschlang den noch immer Zürnenden mit ihren Armen, und er ließ sich bewegen, den Versöhnungskuß auf ihre Lippen zu drücken.

Das Freundschafts-Institut.

Niemand erfuhr, was vorgefallen war. Die beiden Liebenden machten ihre Sache nun vorsichtiger, so daß nicht die Welt so offen sich einmischen konnte. Das Gerede dauerte noch eine Weile, als man aber sah, daß derselbe fortfuhr, sich nicht darum zu kümmern, schlief es allgemach ein, und man sprach Nichts mehr davon. Etwas war jedoch von dem Kästchen und seinem muthmaßlichen Inhalt in's Publikum gedrungen, und dies begünstigte wunderbar Ignazens Absichten. Er ward von tugendhaften Frauen als derjenige Mann erkannt, dem man sich ohne Gefahr nahen könnte, dessen reine Absichten ihnen nicht in den Weg traten, bei dem es keineswegs auf ein schmachvolles Verhältniß hinauslief, mit einem Worte, bei dem man sich nicht compromittiren

konnte. Wir lassen unerwähnt, wie er dieses Zutrauen benutzte. Zuletzt wurde ihm jedoch die große Menge der Frauen, die mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß treten wollten, etwas unbequem. Es stand ihm nicht die Fülle der Kräfte zu Gebote, die hierzu erforderlich waren, und er dachte selbst daran, die Zahl seiner Freundinnen etwas einzuschränken, nur wußte er nicht, wie er dies anfangen sollte, ohne sein Geheimniß preiszugeben. Er verwünschte tausendmal seinen unglücklichen Einfall, mit dem er seinen Freund getäuscht hatte, er verwünschte dessen Schweigsamkeit und wollte, daß durch ihn die Sache erklärt würde, aber vergebens! Immer neue schöne Frauen meldeten sich, seine Freundinnen werden zu wollen, er mußte auf einige Zeit verreisen, um Kräfte zu sammeln, und kam er dann wieder zurück, so fand eine große Kälte in seinem Wesen statt, so daß mehrere Freundinnen dadurch abgeschreckt wurden; aber sie fielen nicht von ihm ab, sondern erneuten ihre Angriffe immer wieder, wenn er sie auch mit Härte manchmal zurückgewiesen hatte. Das ganze Stadtviertel, wo er wohnte, hieß nur das Freundschafts-Institut, bis endlich ein Umstand die ganze Sache zum Brechen brachte. Nämlich zwei der schönsten jungen Mädchen, die zu den intim-

sten Freundinnen Ignazens gehörten, wurden schwanger, und bekannten auf vielfältiges Forschen von Seiten ihrer Verwandten ihn als den Uebelthäter. Jetzt war das ganze, feste Freundschaftsband aufgelöst, und Furcht und Schrecken befiel die übrigen Freundinnen. Nichts half, was man auch dagegen thun mochte, wie man die alte Sicherheit und feste Treue wieder einführen wollte. Ignaz sah sich gleichzeitig von allen seinen Freundinnen verlassen und von Jeder verabscheut und gemieden.

Er tröstete sich jedoch bei dem Verlöschen seines Sterns damit, daß er lange als Sultan über den größten Theil Warschaus geherrscht hatte, und daß er, worin ihm Niemand gleich kam von all' den Frauenverführern dieser luxuriösen Stadt, fast alle schönen Frauen und Jungfrauen Warschaus als sichere Beute sich zugeeignet, und daß dieses Glück fast sieben bis acht Jahre gedauert hatte. Er verschwand jetzt; es hieß, er sei verreist, aber er war noch in der Stadt, lebte jedoch gänzlich abgeschieden von seinen sonstigen Bekannten in einem kleinen Hause in der Vorstadt. Das war das Ende des zweiten Kombab.

Schluß der Streitfrage, die den Anfang dieser Erzählung bildet.

Es waren einige Wochen vergangen, nachdem ich obige Erzählung an jene Dame, mit der ich Anfangs im Streit gewesen, gesendet hatte. Ich wußte, ich konnte sie sprechen, und vielleicht wünschte sie dieses auch; allein, aufrichtig gestanden, ich fühlte nicht den Muth dazu, ihr wieder unter die Augen zu treten. Endlich mußte es doch geschehen. Ich fand sie in dem nämlichen Gartenhause; es war wiederum Abend und der Mond schien hell. Sie saß auf dem Stuhle, auf dem ich sie verlassen hatte, als wir zum ersten Male dieses Gespräch führten.

Nun, mein Freund, rief sie unbefangen mir entgegen, sehe ich Sie auch einmal wieder!

Ich begrüßte sie und näherte mich ihr befangen und verlegen.

Sie haben kein gutes Gewissen, so scheint es! sagte sie mit gerader offener Stimme. Was ist Ihnen? Womit hab' ich Sie beleidigt, daß Sie so scheu und befangen vor mir sich zurückziehen?

Sie mich beleidigt? rief ich entsetzt. O Gott, gerade umgekehrt.

Diese Antwort machte sie nachdenkend. Sie ging in der Eile alle die Dinge durch, die zwischen uns vorgefallen. Da mußte ihr doch der Streit beifallen, den wir gehabt, und sie kam auf die Antwort, die ich ihr gegeben, mithin auf die Blätter der Erzählung, die ich ihr gesandt. Ach! rief sie, plötzlich wieder zu sich kommend. Sie sind furchtsam, daß Sie mich beleidigt haben. Ohne Zweifel geht das auf den Bericht, den Sie mir zugesandt?

Ich neigte das Haupt, ohne irgend Etwas zu antworten.

Und da haben Sie allerdings recht, erwiderte sie mit anmuthigem Lächeln, das über ihre Lippen glitt gerade in dem Moment, wo ich etwas ganz Anderes erwartet hatte. Ich setzte mich auf ihren Wink neben sie und wartete geduldig, daß jetzt ein Urtheil aus ihrem Munde mich treffen werde.

Ihre Erzählung gründet sich auf Thatsachen? fragte sie.

So viel ich weiß, ja, erwiderte ich, indessen weiß man nicht — ich vollendete den Satz nicht, denn ich glaubte das Feuer eines ungewöhnlichen Zornes in ihr auflodern zu sehen.

Wenn sie wahr ist, fuhr sie fort, ohne mich vollenden zu lassen, so ist es eine schmutzige Thatsache, um die es sich hier handelt. Die Freundschaft weiß Ihnen dafür keinen Dank, denn sowol die zwischen Männern, als die zwischen Mann und Frau, wird auf gleiche Weise hier beschimpft und gebrochen.

Auch zwischen Männern? fragte ich verwundert.

Freilich, entgegnete sie, oder wollen Sie Den Ihren Freund nennen, der eine so ernste, großartige Sache, wie jenes berühmte Opfer aus dem Alterthume ist, anwendet, um damit seinen Spaß zu treiben? Der seinen Freund, der ihm ganz vertraut, täuscht und sein Werk auch dann noch fortsetzt, als schon der Betrug offenbar ist?

Ich führte Etwas über den Charakter der Polen an, daß in ihnen diese Doppelzüngigkeit läge und nicht so schlimm gedeutet werden müßte.

In keinem Charakter einer Nation der Welt kann diese That ihre Entschuldigung finden, rief

sie streng und gebieterisch. Es ist eine nichtswürdige Feigheit, um so nichtswürdiger, da sie sich als Mitschuldige eine Frau ausgesucht hat, die sonst eine rechtliche, tugendhafte Frau geblieben wäre, wenn ihr nicht diese schändliche Verführung so nahe getreten wäre. Ich fühlte bei diesen Worten den ganzen Unwillen der Frau, mit der ich stritt, und ich wagte es nicht, ihr noch Etwas auf ihre Vorwürfe, die ich als gerecht erkannte, zu erwidern. Ich schwieg also still, und dieses Stillschweigen nahm sie sichtlich als ein Zeichen, daß ich mein Unrecht einsähe.

Ich hoffe, hub sie an, daß Sie Ihr Unrecht einsehen und daß Sie wünschen, den Schluß Ihrer Erzählung umgeändert zu sehen. Ich bin ganz dieser Ansicht. Ich will nicht damit behaupten, daß ich wünsche, daß das Verhältniß Ignazens zu Pamela sich auflöse, aber er muß entweder die That, mit der er sich so niederträchtig rühmt, wirklich vollführt haben und sie dann seine Freundin sein und bleiben, oder er muß ihr bekennen, daß er nicht sich bezwingen kann und demzufolge sie fliehen und sie nicht mehr sehen. So würde ich diese Geschichte beendigen.

Alsdann würde die Hauptsache darin fortbleiben —

Welche ist diese? fragte sie.

Nun eben die Menge der Freundschaften, die er gewann und die ihm alle zuflogen, weil sie sich bei einem Manne wußten, der Nichts als die Außenseite eines Mannes hatte.

Eben diese Freundschaften sind mir am meisten verhaßt! rief sie bestimmt aus. Was sind diese Weiber anders als Buhlerinnen?

Ich wußte hierauf Nichts zu antworten und schwieg abermals still.

Wie kann das Freundschaft heißen? fuhr sie lebhaft fort. So wie Eine das Nichtvorhandensein des Geheimnisses ausgekundschaftet hatte, so mußte sie augenblicklich eilen, es den Anderen zu wissen zu thun. Er hätte mit dem ersten Opfer, das seiner Falschheit in's Netz ging, sein Spiel geendet sehen müssen.

Das ist es eben, was ich sage, daß eine wahre Freundschaft nicht möglich ist zwischen Mann und Frau.

Sie hätten da eine andere Geschichte wählen müssen, antwortete sie nach einer Pause, nachdem sie mich betrachtet hatte und wahrscheinlich Spuren der Verlegenheit auf meinem Antlitz bemerkte. Es giebt ja so viele Begebenheiten, wo eine Frau sich einem Manne hingiebt, der doch dabei ihr

Vertrauen täuscht, und sich zurückzieht oder Forderungen macht, die sie nicht erfüllen kann und will.

Also Sie sind unzufrieden mit meiner Geschichte?

Ganz und gar, erwiderte sie.

Alsdann thut es mir leid, sie Ihnen gegeben zu haben. Ich fand nur für nöthig, meine Ansicht auszusprechen, selbst in dem Fall —

Daß sie mir mißfallen könnte? rief sie.

Selbst in dem Falle, erwiderte ich.

So haben Sie erreicht, was Sie beabsichtigten, antwortete sie, indem sie sich plötzlich in ihren Shawl hüllte und schwieg.

Eine Weile noch blieb ich, weil ich hoffte, sie durch meine Bitten zu erweichen; als ich aber sah, daß dieses unmöglich war, entfernte ich mich, indem ich mir selbst das Versprechen abnahm, nie wieder mit einer Frau über die Freundschaft streiten zu wollen.

Claudia.

1.

Vor dem Tempel des Aeskulap stellte sich das Heer der Parasiten und Hausssklaven der vornehmen römischen Patrizierin, der Livia Metella auf, um unter Anführung des Haushofmeisters die übliche Feierhymne anzustimmen, die zum Zweck hatte, einen der vornehmen, müssigen und übermüthigen Unterpriester des Gottes aus den noch verschlossenen Thüren hervorzulocken, um ihn zur Annahme der Geschenke und zur Anhörung des Anliegens der Gesandtschaft zu bewegen. Die Stimmen der Sänger hatten sich schon heiser geschrieen, die Beine der Tänzer waren erlahmt, die Gesänge der Parasiten waren bereits an die letzten Verse des langen Festgesanges gelangt, und die Stirn des Haushofmeisters nahm eine Falte nach der andern mehr auf dem glatten, ölgetränkten, haarlosen Schädel an, und noch wollte sich die schwere Bronzethür

mit dem Schlangenstabe auf ihren Feldern nicht in den Angeln rühren. Endlich ließ sich aus dem Seiteneingang ein schleppender Gang und eine hüstelnde Stimme vernehmen, und mißmüthig in eine dicke wollene Toga gegen die Morgenkühle gehüllt erschien der erwartete Priester und machte eine stumme Begrüßung gegen den Zug, indem er zugleich die Arme ausstreckte, man wußte nicht, ob um die Gaben in Empfang zu nehmen, oder den Segensgruß des Gottes zu ertheilen.

Priester, Du lässest mich lange warten, begann der gereizte Haushofmeister in einem herrischen Tone; Du solltest wissen, daß mich die reichste und stolzeste Dame Roms sendet.

Vergieb, Lucillus — wir Beschäftigte im Tempel haben viel zu thun.

Euren Bart mit der phrygischen Salbe zu ölen — murmelte der Beleidigte — ich weiß und kenne das. In meiner Jugend war ich Opferknabe und sah und hörte Manches von Dem, was im Innern eines Tempels vorgeht, wenn Niemand darin ist als der Gott und seine Priester.

Bringst Du uns etwas Schönes und Gutes? flüsterte der Alte, indem er mit schmunzelndem Lächeln die verdeckten Handkörbe der Sklaven überzählte.

Wir kommen nie mit leeren Händen, erwiderte der Gesandte.

Jetzt begann der Gesang der Parasiten von Neuem, und während dieses schläfrigen und eintönigen Rhythmus packte der Priester mit einigen seiner Gehülfen die Geschenke aus ihren Hüllen, und schien — ein seltener Fall bei einem Priester in diesem Tempel, der von allen Vornehmen und Reichen der Hauptstadt in Mode erklärt worden — überrascht von dem Werthe und der Fülle der Gaben. Schweigt! rief er den Sängern zu — schweigt, damit ich reden kann. — Als auf diesen Zuruf augenblicklich Stille eintrat, wandte er sich zum Haushofmeister und sagte: Was wünscht Deine Gebieterin von unserm Gott? Soll er ihr einen Kropf heilen, soll er ihr eine lahme Hüfte wieder in Stand bringen, oder die Röthe der Nasenspitze vertreiben? Ist Deine Herrin eine von den Kennerinnen und Freundinnen der Tafel und hat sie sich zu beschweren, daß ihre Organe vor der Zeit müde und lässig in der Verrichtung ihres Dienstes geworden sind? Ist sie so weit gekommen, keine Lamprete mehr verdauen zu können, wenn sie mit dem würzigen Oel des Pontus Euxinus durchzogen ist? Muß sie die Pfauenfeder zu Hülfe nehmen, um rasch wieder von sich

zu geben, was sie so eben in Fülle eingenommen hat? Oder ist Deine Dame eine flinke Tänzerin gewesen und bedauert jetzt, daß sie nicht mehr wie früher auf dem großen Zeh balanciren kann, wenn der versammelte kaiserliche Hof eines jener kleinen luxuriösen Feste giebt, bei denen die vornehmsten Frauen Roms eine Ehre darin suchen, die Künste der Sklavinnen nachzuahmen. Verlangt sie nun von unserm Gott eine neue spannende Muskel im großen Zeh? Nun, so sprich, mein kleiner Lucillus. Wie, oder sang sie, und kann jetzt nicht mehr singen? Was ist's? Was will sie? Womit können wir dienen?

Du läßt mich nicht zu Worte kommen, alter Schwätzer, murrte der Haushofmeister. Von jenen Uebeln ist Livia Metella völlig frei. Sie ist eine vollkommen gesunde und schöne Dame, und obgleich drei erwachsene Töchter ihr zur Seite stehen, erhebt sie sich stolz in der Mitte dieser Knospen als eine noch prächtig schimmernde Blume. Juno hat sie mit unsterblichem Reiz gesegnet, Pluto aber mit unerschöpflichen Reichthümern.

Ah — wir erkennen es an! rief der Priester und bückte sich tief.

Der Grund, fuhr der Sprecher fort, weshalb wir vor Deinem Gott erscheinen, ist, um ihn an-

zuflehen, er soll uns zu einer Vergnügungsreise, die wir unternehmen wollen, gute und heilsame Witterung und Stärkung, um die Strapazen einer so langen Wanderschaft zu ertragen, verleihen. —

Der Gott wird sich ein Vergnügen daraus machen —; aber wo wollt Ihr denn eigentlich hin?

Nach Syrien, nach Kleinasien, vielleicht auch nach Egypten.

Der Priester schüttelte das Haupt. Nach Egypten? wiederholte er. Hm! das wird jetzt Mode, seitdem unsere Heere so viel Mißgeschick in dem Lande erleben, und seitdem die skandalösen Anekdoten von Cleopatra und Antonius, den die Götter beschützen mögen, von daher zu uns kommen.

O, wir ziehen nicht den skandalösen Anekdoten nach. Meine Gebieterin reist, um sich zu belehren.

Ich glaub' es. Nehmt Ihr viele Leute mit.

Nur hundert Sklaven, zwölf unserer Parasiten, sechzehn Sänger aus der Capelle und einen griechischen und einen römischen Philosophen. Wir wollen diesmal nur mit ganz kleinem Gefolge reisen.

Ihr thut wohl daran, denn die Straßen sind wieder sicher; Dank sei es unserem erhabenen Kaiser Augustus, diesem Sohne der Götter! Aber

was wollt Ihr in Syrien machen, in diesem kleinen, erbärmlichen Galiläa, in der werthlosesten Provinz, die wir besitzen?

Der Haufhofmeister nahm eine stolze Haltung an, indem er dem geschwätzigen Priester auf diese Frage antwortete: Du mußt wissen, Diener des Aeskulap, daß Livia Metella in erster Ehe mit einem Manne aus jener Gegend vermählt war. Er starb und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, so wie ein bedeutendes Besitzthum, das heißt bedeutend für die Provinz, für uns Römer kann nichts Auswärtiges von Bedeutung sein; um dieses zu wahren und zugleich um die verwaisten Sprossen eines frühern Bündnisses wiederzusehen, geht meine Gebieterin in jenes arme Land.

Aus dem Innern des Tempels erscholl jetzt der langgedehnte Ton einer Tuba, und der Priester, sich unwillig umwendend und einen flüchtigen Blick in die innere Halle werfend, sagte: Der Umgang beginnt, ich muß fort. Lebe wohl, mein alter Knabe! Bringe Deiner Gebieterin den Segen des Gottes, und sage ihr, daß die Lüfte, die um ihre Wangen wehen werden, so weich wie Seide und so süß duftend wie die jungfräuliche Myrthe sein sollen. Wenn Aeskulap sein Wort nicht hält, so sollt Ihr das Recht haben, ihn einen spartanischen Lump,

einen Schuft, einen Gauner zu nennen, nicht werth, daß man ihm in's Angesicht speie. Hast Du verstanden? Das sag' ich Dir, sein Priester, und nun geh', und komm bald wieder. In seine Wollenhülle gewickelt, watschelte der Alte in die Tiefe des Säulenganges zurück, aus dem er hervorgekommen war.

Der kleine Zug entfernte sich und verlor sich in die, von der Morgensonne beleuchteten Straßen Roms. Die Paläste und öffentlichen Plätze erwachten eben zum Leben. Der Riesenleib dieser prächtigen Roma, behängt mit den Juwelen und dem Golde einer geplünderten Welt, regte und streckte sich, und öffnete die Augen, und begann ihr Tagewerk, das darin bestand, durch neue prachtvolle Schauspiele, durch neue Laster und durch neue gräßliche Manifestationen der Grausamkeit und Tyrannei den Erdkreis, der seine Blicke unverwandt auf dieses Ungeheuer gerichtet hatte, in Entsetzen und Erstaunen zu versetzen. Die unermeßlichen Stadtviertheile, die den Soldaten zugewiesen waren, rauschten von Waffenlärm, und man sah die Zurüstungen zu einem jener zahllosen Triumphzüge irgend eines der heimgekehrten Feldherren, die ihre Feste Einer nach dem Andern nachfeierten. Das Volk konnte

die Namen aller seiner Triumphatoren nicht behalten, und begnügte sich nur flüchtig die Gestalt und die Miene des Mannes zu betrachten, der diesmal den goldenen Wagen einnahm, und sich auf ihm durch die dichtgedrängten Haufen einen Weg bahnte, um zu dem entgegengesetzten Thore von dem, wo er ausgegangen, zu gelangen, um auf diese Weise so viel Spielraum, wie nur immer möglich, zu dem Theater, auf dem seine Eitelkeit die erste Rolle spielte, zu gewinnen. Andere Theile der Stadt, von der Armuth und dem Heer fremder Lohnsklaven und Arbeiter bevölkert, gaben in dem Staub und dem Tumult ihrer Märkte und der Enge und Unsauberkeit ihrer Canäle und Straßen dem vornehmen Römer ein widriges Bild von dem Dunkel und der Unbehaglichkeit des Hades, des Reiches der wüsten Schatten, und er wagte sich nur gezwungen in die Nähe dieser gemiedenen Quartiere. Wieder andere Stadttheile prangten mit den im edelsten Styl gebauten Tempeln, und hier war es, wo die Meisterwerke der Skulptur, die wundervollen Schöpfungen der Baukunst, die Wasserkünste und die reizenden Blumenmärkte die reiche Genossenschaft der Patrizier heranzogen, und wo die junonischen Gestalten, die Apollokörper der vornehmen und schönen Römerinnen und Römer lang-

sam sich — eine Welt lebender Götter unter dem Schatten marmorner — umherbewegten; bald in den Tempelhallen dieses oder jenes Tempels oder Palastes auf wenige Augenblicke untertretend, um mit Bekannten zu plaudern, oder einem mächtigen Beschützer grüßend sich in den Weg zu stellen. Hier sah man den Festzug der Vestalinnen erscheinen, dieser jungfräulichen Priesterinnen, die in der Glanzperiode Roms viel von ihrer ursprünglichen Reinheit verloren, dagegen aber an lüsternem Reiz, an Glanz der Anzüge, und an der Koketterie mit Schleier und frommer Händehaltung unendlich zugenommen hatten. Noch aber waren sie nicht so tief gesunken, als sie der ausschweifende Hof Nero's später sah, wo die beleidigte Vesta ihre entweihten Priesterinnen unwillig ihrer Schwester Aphroditen abtrat und die besudelten Schleier von den Häuptern der einst Geheiligten riß.

2.

Der Haushofmeister war mit seinem Zuge heimgekehrt, allein er hatte nicht das Glück, vor seine Gebieterin gelassen zu werden, die an ihrem Toilette-Altare saß, denn so konnte man allerdings die Anhäufung von Kostbarkeiten, die Ceremonien eines Cultus, das Personal einer Dienerschaft nennen, die so zahlreich und so prunkend sich auswiesen, wie sie wenige Tempel der Götter bei besonderen Feierlichkeiten zeigten. Livia Metella war eine Frau, die die Vierzig überschritten hatte, die aber gerade durch diese Künste der Toilette das Ansehen einer noch blühenden Schönheit sich zu ertheilen wußte: der einzige Uebelstand, den diese Magie nicht zu bannen vermochte, war eine Corpulenz, eine fast maßlose Ueppigkeit der Formen; allein bei einer Römerin war dies ein verzeihlicher Fehler, und Livia Metella wußte fast aus ihm

einen Reiz mehr zu machen. Sie legte — und sie war die Erste, die diese Mode aufbrachte — das phrygische Uebergewand ab, weil eine faltenreiche Drapperie nicht in dem Plan ihrer Toilette lag; dagegen legte sie den feinen egyptischen Mousselinschleier an, der wie eine Silberwolke die Arme und den Nacken umfloß, den Umfang der Gestalt nicht mehrend, vielmehr die zu wellenförmigen Contouren überschleiernd. Die Haltung des Hauptes hatte die schöne Frau der Bildsäule der Juno abgelauscht; es war eine Fülle von Grazie und Stolz in dieser Wendung, und die kunstreichen Haargewinde, der junonische Knoten am Hinterhaupte machten die vollendete Schönheit der Büste zu einem Modell, das Viele nachahmten, aber Keine erreichte. Die Hände und Füße der Fürstin waren klein und von eleganter Form; sie wurden auch nicht wenig gepflegt und gehätschelt. Die unglücklichen Sklavinnen, welche diesen Beruf angewiesen erhalten hatten, waren Tag und Nacht beschäftigt, über das Heer zahlloser Salben und Fläschchen zu wachen, den Inhalt zu wahren, ihn zu erneuern, wo es nöthig war, und über den Gebrauch eine gewissenhafte Controle zu führen: sie erhielten den Titel Handpflegerinnen und Fußausschmückerinnen. Unter Aufsicht der Letzteren

arbeitete ein Juwelier, der die Ringe und Preziosen für die Fußzehen lieferte, ein Salbenverkäufer und ein Operateur, dessen Instrumente aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt waren. Die Handpflegerinnen und Fußausschmückerinnen standen unter der Oberaufsicht der Spiegelsklavin. Diese war die Favoritdienerin, der die Gebieterin als Zeichen der obersten Macht in Sachen der Toilette den kostbaren, mit Edelsteinen eingefaßten kleinen Metallspiegel übergeben hatte. Es wurde hierzu immer das schönste und — was schwieriger und wichtiger war in dem verderbten Rom — das gesundeste junge Mädchen ausgewählt. Um die Frische und Reinheit ihres Athems zu prüfen, mußte die Neuangeworbene den Spiegel anhauchen, und nur wenn die Nerven der gleich darauf prüfenden Dame sich nicht unangenehm berührt fühlten, durfte die Erwählte bleiben. Dies wichtige Amt wurde durch vielfache Intriguen und Kämpfe erworben, und, wenn einmal errungen, nicht wieder freiwillig aufgegeben. Eine Spiegelbewahrerin wurde, indem sie die zartesten Geheimnisse ihrer Gebieterin wußte, nicht selten deren Tyrannin, und mußte, wenn man ihrer durchaus ledig sein wollte, durch Gift bei Seite geschafft werden; und dann war sie selbst im Tode noch gefährlich, denn

es fanden sich Beispiele, wo die boshafte Sklavin Mittel gefunden hatte, sich zu rächen, indem sie den vergifteten Todesathem über den Spiegel hinblies, wo dann die zitternde Herrin nur mit Scheu wieder hineinzublicken wagte, immer fürchtend, ein Hauch des Athems ihrer Feinde hafte noch an dem glatten Metalle. War jedoch diese Sklavin die Freundin ihrer Herrin, so konnte kein erfreulicheres, kein auf artigere Schmeicheleien, auf muthwilligere Tändeleien gebautes Verhältniß gedacht werden. Die Dame saß auf ihrem vergoldeten Stuhl, umhaucht von den Wohlgerüchen und Düften einer Welt voll Aroma und Salben, und während die untergeordneten Dienerinnen, auf dem Teppich hingestreckt, die Fußzehen mit Diamanten schmückten, oder die Falten des Gewandes mit künstlichen Blumengerüchen tränkten, scherzte und plauderte der artige, mit frischem Roth bemalte Mund der Dame mit der vertrauten Dienerin, deren schöner Arm in graziöser Haltung ihr den Spiegel vorhielt. Livia Metella stand sich sehr gut mit ihrer Spiegelsklavin; die schöne Arria war listig, gesprächig und schmeichelnd. Während der fünf Jahre, die sie bereits ihren schwierigen Posten bekleidete, hatte sie noch nie den Stich der goldenen Nadel auf ihrem Oberarm empfunden,

während sie eine Freundin besaß, die sich so übel bei ihrer Herrin befand, daß sie nach Verlauf von dreien Tagen schon heulend den Palast verließ, mit einem Arme, den zahllose Stiche durchwühlt hatten. Livia Metella war gütig, und ihre Eitelkeit und ihre Launen hatten nie etwas Herrisches: sie waren die Eitelkeit und die Launen eines hübschen Kindes, das von dem ersten Schritt, den es in's Leben gethan, von seiner Umgebung verhätschelt und verwöhnt worden war, das aber zum Glück ein sanftes, nachgiebiges Herz von der Natur empfangen. Eben so nachsichtig war die Fürstin gegen ihre Parasiten. Es ist nöthig, Etwas über den Beruf und die Stellung dieser besondern Klasse der Bevölkerung in den Palästen der Großen des alten Roms zu sagen. Anfangs war ein Parasit ein Geschöpf, das Ehre, Zartgefühl und sogar einen gewissen Grad von Tugend besaß; es war ein Mann, der zu Gaste sich bitten ließ, weil er zu Hause nicht bleiben wollte oder konnte. Wie wir in der heutigen Composition unserer Gesellschaft noch häufig ältliche, unvermählte Herren sehen, die mit irgend einer geselligen Gabe, sei sie auch noch so klein, und bestehe sie auch nur darin, eine Anekdote gut zu erzählen, oder eine Ballade mit noch ziemlich fri-

scher Stimme zu singen, sich ihr Couvert beim Mittagstisch oder ihren Fauteuil in der Kaminecke am Abend erkaufen, so gab es in Rom, als es noch nicht die verderbte Stadt der Cäsaren war, eine Menge harmloser Besucher, die sich bald zu diesem, bald zu jenem geachteten Dienst einer Familie anboten. Sie gingen mit den Töchtern in den Tempel, mit dem Sohne auf die Jagd, mit der Mutter in's Schauspiel, mit dem Vater in den Senat, und immer waren sie dienstbeflissen, und immer wurden diese Dienste nicht anders bezahlt, als durch das Wohlwollen und die Freundschaftsbezeugungen der also bedienten Familie. So blieb es aber nicht. Was Anfangs freie Gabe der Gesinnung gewesen, wurde später bezahlt, und nun entstand der verächtliche Parasit, der bezahlte Hausfreund, nun legten sich eine Menge brodloser und arbeitsscheuer heruntergekommener früherer Wüstlinge auf die Erlernung leichter und frivoler Künste, die, während ihre Kostgeber schwelgten, im Stande waren, ihnen eine flüchtige Unterhaltung zu gewähren. Als unter der Regierung Augustus' der Hof den Wissenschaften schmeichelte, als die griechische Philosophie und die Künste attischer Musen eine Sache der Mode

wurden, legten sich diese unglücklichen Geschöpfe darauf, Verse zu machen und über philosophische Thesen zu disputiren; sie erhielten Goldstücke und Fußtritte, je nachdem es ihnen gelang, eine gute oder eine schlimme Verdauungsstunde ihrer Peiniger und Ernährer auszufinden. War ein Parasit alt und häßlich, war er verwachsen und krüppelhaft, so lernte er tanzen, um durch verunglückte und widrige Stellungen das Gelächter und den Spott seiner Gönner zu erstreben. Liebte der Herr Unterwürfigkeit, so kroch der Parasit auf Händen und Füßen, bellte wie ein Hund, und ließ sich wie ein solcher treten; war der Gebieter kampflustig, so stürzte sich sein Parasit auf jeden vorübergehenden Sklaven auf der Straße und fing mit ihm Händel an, ließ sich angreifen und besiegen, und wälzte sich heulend im Schmutz der Gosse; bei einem kunstliebenden Herrn tanzte und sang der Parasit und nahm Stellungen an. Junge, ausschweifende Männer fanden an ihren Parasiten Helfershelfer und Gelegenheitsmacher zu jeder verruchten und wilde Lüste befriedigenden Schändlichkeit. Hier zeigten sich diese, sonst nur lächerlichen und verächtlichen Geschöpfe wahrhaft als eine Pest der Gesellschaft, als der erste und gefährlichste Feind jugendlicher Unerfahrenheit.

Livia Metella hatte sich mit lauter gebildeten und kunstgeübten Parasiten umgeben, es waren darunter sogar wirkliche Talente, und — eine Regel des Hauses — sie durften nicht schlecht behandelt werden. Sie begleiteten ihre Herrin, wo es irgend thunlich war. Auch jetzt, da Livia Metella ihre Toilette beendet hatte, trat sie unter Geleitschaft ihrer Parasiten den üblichen Gang in die Tempel der Götter an, um sich von diesen zu beurlauben. Man mußte dies in Rom; es war eine allgemein eingeführte Sitte; man nahm nicht von seinen Bekannten Abschied, man nahm von den Göttern Abschied, und fand, wie zufällig, bald in diesem, bald in jenem Tempel seine Angehörigen und Freunde. Livia Metella führte ihr Weg zuerst in den Tempel der Venus. Als sie in die Vorhalle trat, stimmte ihr Gefolge den Gesang an, der die Göttin benachrichtigte, wer da kam, um sich zu ihren Füßen zu stürzen. Sieh', o Göttin! hieß es in dem Gesange — sieh' eine junge Wittwe vor Deinen Blicken erscheinen, die Deinen Schutz mit Schüchternheit und Demuth anfleht. O blicke auf sie, wie lieblich sie dasteht, die mit Myrthen und Rosen Bekränzte! Kann man etwas Schöneres erblicken, als die stolze und

doch rücksichtvolle Haltung dieser Herrscherin? Ihr Auge sucht den gnadenvollen Strahl des Deinigen, allein es fürchtet ihn nicht. Keine Buhlerin steht vor Dir, Göttin, keine Leichtfertige, die mit Deinen Kronen gespielt und den Glanz der Edelsteine Deines Gürtels getrübt hat; nein, eine edle Schönheit begrüßt Dich, die bescheiden Deine Freuden genossen, die keusch Deine Ehre gewahrt, und die deshalb ohne gesenktes Haupt vor Dir erscheinen darf. Wenige Frauen der Erde können es; diese kann es. O wie süß ist der Ruhm einer Sterblichen, welche die Götter nie beleidigte, die mit Maß ihre Gaben genoß, mit Ehrfurcht und Demuth ihnen lohnte! Nichts Lieblicheres kann gefunden werden, als eine Frau, die bescheiden wandelt vor Eurem Antlitz, ihr Götter. Wir bitten Dich, Aphrodite, Meergeborne! beschütze die Wittwe! häufe Segen auf ihr blühendes Haupt! — Während dieses Gesanges stand Die, auf welche die lobpreisenden Strophen sich bezogen, in einer graziösen Haltung vor einem der goldenen Altäre, und blickte schamhaft zur Erde. Der Kreis ihrer Freunde war rings hinter den Säulen der Rotunde versammelt, und als die Andacht geendet war, kamen alle herbei, um ihre Glückwünsche für die Reise

darzubringen. Die Wittwe theilte Geschenke aus, und begab sich nun in den Tempel der Vesta, von da in den der phrygischen Juno, wo es heute ein Gedränge vornehmer Matronen gab, die alle kamen, um für die Kaiserin zu bitten, die einen leichten Anfall von Migräne die Nacht vorher erlitten. Die Fürstin, als sie den Tempel so gefüllt sah, und die Ursache des Andranges vernahm, legte ihren Parasiten Stillschweigen auf, und der Lobgesang unterblieb; dagegen wurde er desto lebhafter und länger angestimmt im Tempel der Minerva, der, wie gewöhnlich, leer war; denn die Göttin war seit einiger Zeit in Ungnade beim Publikum, seitdem der Senat erklärt hatte, daß eine wichtige diplomatische Mission lediglich deshalb verunglückt war, weil Minerva, im Krieg mit ihrem Bruder Aeskulap, für die Angelegenheiten Roms gar kein Interesse mehr zeigte. Man ließ diese Zerstreutheit und Rücksichtlosigkeit der Göttin empfinden, indem man ihre Tempel leer ließ.

Ganz ermüdet von ihren Götterbesuchen heimgekehrt, lagerte sich Livia Metella auf ihr Ruhebett, und ließ ihre Philosophen kommen, denen sie Instructionen gab über die bevorstehende Reise; dann ließ sie ihre Töchter vor sich erscheinen: und Junia und Aritia kamen, zwei zarte, noch sehr

jugendliche Gestalten mit freundlichen, lächelnden, blühenden Gesichtern. Wo ist Claudia? fragte die Mutter. Bei der Prinzessin, war die Antwort. Und die Mutter schüttelte unwillig das Haupt.

3.

Claudia, die älteste von Livia Metella's Töchtern, war mit der Tochter des Augustus, mit jener stolzen und leidenschaftlichen Julia, eng befreundet. Beide nannte man die größten Schönheiten Roms: sie waren es, doch jede in einer von der andern völlig verschiedenen Weise. Julia, deren Ausschweifungen der Griffel der Muse der Geschichte widerstrebend der Nachwelt aufbewahrt hat, war eine jener prächtigen Schönheiten, welche die Phantasie des Dichters entzünden, aber sein Herz kalt lassen. Gemacht, um zu blenden, verführte sie — aber nicht zur Liebe, sondern zum Taumel. Ihr Stolz war schrankenlos und ihre Wünsche kannten keine Zügel. Der Liebling ihres Vaters, des mächtigen Beherrschers einer Welt, war sie gewohnt, diese Welt zu ihren Füßen zu sehen. Sie ließ sich manches Mal herab zu schmei-

cheln, allein diese Lockung war der Kunstgriff einer Tigerkatze, voller Tücke nur und Hohn — und so besiegte es schonungslos das erkorene Opfer. In dem Zeitpunkte, in welchem unsere Erzählung sie uns vorführt, war diese stolze und leichtfertige Schönheit noch nicht gesunken, ihr Name war noch nicht durch jene spottenden Beinamen geschändet, die der Pöbel Roms ihr später anheftete, sie befand sich noch auf der Gipfelspitze des Glanzes ihrer hohen Geburt, so wie ihres unvergleichlichen Reizes. Die Jugend der Kaiserstadt huldigte ihr, die triumphirenden Sieger hielten vor ihrem Palaste still, um die Fahnen und Kränze vor ihr zu senken, und bei dieser Gelegenheit den lüsternen Augen der schönsten Römerin die Blüthe des jungen Adels von Rom, die kriegerischen Gestalten der Lager, die prächtigen Heroen der Soldateska vorzuführen. Anders zeigte sich die Schönheit Claudia's. Nie erschien auf ihren Lippen die gleißnerische Freundlichkeit, durch die Julia's Stolz sich eine vorübergehende Schminke auflegte, nie umspielte ihre Augen der feuchte, buhlerische Glanz des üppigen Lächelns, durch das die Prinzessin lockte, sie war jünger als ihre Genossin, sie zählte kaum zwanzig Jahre, sie hatte nicht Julia's Fülle und blendenden Reiz, allein

ihre Blüthe zeigte sich jungfräulicher und frischer. Es lag eine gewisse herbe Verschlossenheit über dem Wesen dieser gebieterischen Form, und auf den erblühenden Reizen lag der mysteriöse Schleier einer Erhabenheit und einer Geisteskühnheit, der dem frivolen Spiele der Prinzessin gänzlich abging. Aber dieser Ernst täuschte — Claudia war eben so wie Julia bekannt als fesselos den Launen des Augenblicks lebend; man erzählte sich im Geheimen eben so viele anstößige Abenteuer von ihr, wie von der fürstlichen Freundin, und die Namen Claudia und Julia wurden stets zusammengenannt, wenn im Kreise der Gelage in den Palästen vornehmer junger Römer, oder im Lager die abenteuernden Launen der Damen des Hofes und seiner Umgebung den Gegenstand der zügellosen Scherze abgaben. Die ehrbaren Matronen Roms fanden bereits für gut, ihren Töchtern zu verbieten, sich im Gefolge der Prinzessin und der Tochter Livia Metella's blicken zu lassen, dagegen suchten die Frauen der Mode den Umgang der beiden vornehmen Leichtfertigen auf, und man konnte, wenn die Prinzessin entweder im Gefolge ihres Vaters erschien, oder ihren öffentlichen Umzug durch die Tempel unternahm, den Kranz der größten Schönheiten der Kaiserstadt in ihrem Gefolge

erblicken. Später, als die kecken Launen der Tochter des Augustus keine Gränzen mehr kannten, als sie jede Sitte von sich warf, und jedes Gebet verlachte, änderte sich freilich dies, und Julia, wenn sie einen ihrer mitternächtlichen Gänge antrat, irrte allein durch die Straßen, nur von ihrem Lieblingssklaven begleitet, einem Aethiopier, der sie nie verließ, und sie oft mit seinem starken Arme schützte. Dieser stete Begleiter seiner Gebieterin stand auch jetzt hinter ihrem Sessel, als sie, auf der vorspringenden Halle des Säulenportikus gelagert, dem Festzuge des Triumphators zusah, der sich aus den engen Straßen des Soldatenquartiers hervorbewegte, um über den Platz der Dioskuren das ganze bunte Gedränge seiner Adler, Fahnen, Rosse und Wagen zu entfalten. Julia lag in den Polstern ihres Sessels und neben ihr, auf die Lehne dieses Stuhles gestützt, erhob sich die schlanke Gestalt Claudia's, welche, die Hand unter das Kinn gestützt, mit einem aufmerksamen, etwas düstern Blicke die Soldatengruppen sich auf dem Platze zu ihren Füßen entwirren sah. Hamilkar, der Aethiopier, stand, wie eine Bildsäule des Apoll aus dunkelfarbiger Bronce gegossen, unbeweglich im Hintergrunde an eine Säule gelehnt. Die Gruppe der Frauen war entzückend

schön, und manches Jünglingsauge hing mit verzehrendem Glanz an dem Bilde, das sich in der Einfassung der zwei kolossalen Säulen des Eingangs, auf das Vortheilhafteste durch einen Strahl des einfallenden Lichtes beleuchtet, in großem Reize kundgab. Julia hatte ihre schmeichelnde Miene, ihr entzückendes Lächeln angenommen: diese schöne Schlange glänzte in dem reichsten Zauber ihrer Farben; Claudia ließ das dunkle, mysteriöse Feuer ihrer nächtlichen Augen über die Menge hinschimmern: sie sah einer jungen Muse gleich, die über die Strophen eines Heldengesanges nachsinnt, und in ihrer großen, sinnenden Stirn mächtige Entwürfe birgt, die geeignet sein sollten, ihre Lieblinge unter den Sterblichen mit ewigem Ruhme zu krönen. So stellte sich das Paar dem Auge der Menge dar, die unverwandt auf den Säulenvorplatz blickte. Während der nicht endende Zug der militairischen Bevölkerung Roms sich vorüber bewegte, verharrte Claudia in ihrer unbeweglichen Stellung, während die Prinzessin nicht müde wurde zu grüßen, Beifall zu nicken, zu lächeln, und ihre glänzenden Blicke bald auf diesen Prinzen von Geblüt, der in die prächtige Rüstung seiner Heeresabtheilung geschnürt war, bald auf jenen greisen Helden zu richten, der, die

goldene Binde durch seine schneeweißen Locken gewunden, hiermit anzeigte, daß er bereits die Ehre eines Triumphators genossen. Als endlich die Millionen funkelnder Blitze der Waffen, der eiserne Tritt und das Geräusch der zusammenstoßenden Schilde sich in die Tiefe der nächsten Straße verloren, und die Tochter August's sich erschöpft in die Polster ihres Sessels zurückgeworfen hatte, tauchte aus einer Nebengasse ein kleiner Trupp Männer hervor, die von ihrem Führer rasch vorwärts getrieben wurden, der, mit scheuem Blick die Prinzessin auf der Höhe der Treppenstufen gewahrend, und wohl wissend, daß es nicht erlaubt war, vor dem Glanze der Majestät so niedrig gestellte, dem öffentlichen Schauspiele bestimmte Männer nahe zu bringen, sich mit seinen Untergebenen hinter dem Vorsprung eines Palastes verbergen wollte, als ein zufälliger Umstand ihn zwang hervorzutreten. Eine Armspange löste sich von dem Handgelenke Julia's und rollte, die Marmorstufen hinabspringend, auf das Pflaster der Straße. Einer der Männer eilte herbei, hob das Kleinod auf, und überreichte es knieend der Sklavin, die hinabgeeilt war. Das Verbrechen war maßlos: ein Gladiator, ein verachteter, zu einem blutigen Tode bestimmter Sklave hatte es gewagt, in die Nähe

der kaiserlichen Prinzessin zu treten, einen Schmuck zu berühren, den sie getragen. Außer sich vor Zorn und Wuth, eilte der Aufseher herbei, und in seinem Eifer sich selbst nicht kennend, hob er den Fuß, um durch einen kräftigen Tritt den Wahnsinnigen zu Boden zu schleudern. Eine augenblickliche Stille entstand auf dem weitläufigen Platze: Alles wich zurück und umstand in einem weiten Halbkreise die Gruppe. Der Sklave, noch immer knieend auf dem Boden, sah mit einer stolzen Wendung des Kopfes über die Schulter seinen Peiniger an, und schien ruhig den entehrenden Stoß abwarten zu wollen. Die Majestät des Unglücks, der Trotz eines Helden lag in diesem Blicke. Die Prinzessin winkte, der gehobene Fuß des Aufsehers sank augenblicklich zu Boden, und der Mann selbst warf sich in seiner ganzen Länge auf das Steinpflaster, sein Antlitz in den Staub der Straße bergend.

Wer sind diese Männer? tönte durch die tiefe Stille die sonore Stimme der Prinzessin.

Herrin! öffentliche Kämpfer; entgegnete der Führer sich aufrichtend. Ich führe sie in den Tempel des Herkules, wo sie nach den Vorschriften des Gesetzes sich salben und zum Kampfe am Abend bereit machen sollen.

Kein Wort erfolgte hierauf. Das Auge Julia's lag in einem minutenlangen Blicke auf der Gestalt des jungen Gladiators, der hoch aufgerichtet stand, während der Führer kniete. Endlich winkte sie und der kleine Zug stürzte sich, gleichsam als wäre er dem Rachen des Löwen entsprungen, in die Straße, welche zum Tempel des Herkules führte.

Ein aufziehendes Wetter füllte die Luft mit Finsterniß. Vor dem schwarzen Hintergrunde hoben sich grell die Dächer der nahen Paläste, und die Statuen erhielten ein eigenthümliches Leben, indem sie wie weiße Gespenster auf den Säulen und Vorsprüngen dastanden. Bei dem Rollen des Donners und dem Leuchten der Blitze sah man plötzlich die ganze Bevölkerung des Platzes und der nahen Straßen auseinanderstieben. Scheu, als käme ein Gott heran, drückte sich die Menge, welche nicht entfliehen konnte, an die Häuser. Die weite Straße wurde leer, und man sah jetzt von der Höhe derselben eine einzelne Gestalt langsam herabschreiten. Es war ein Mann, in eine dunkle Toga gehüllt, die ihn bis auf die Fersen umschloß und die er um Kinn und Wange des tiefgesenkten Hauptes geschlungen hatte. Einsam kam der Mann immer näher. Kein Laut, nur das

Rollen der Donnerschläge begleitete seinen Gang. Er sah nicht auf, er erblickte nicht die scheuen Gruppen um sich, er schritt, in tiefe Gedanken versenkt, unaufhaltsam weiter. Dieser Mann war Augustus. Der Kaiser kam aus einer geheimen Sitzung des Senats, und ganz Rom wußte, daß wenn der Gebieter der Welt ohne Gefolge und in dieser düstern Umhüllung einherschritt, er nicht gekannt und nicht begrüßt sein wollte. Julia allein machte von diesem Gesetze, dessen Nichtbeachtung den augenblicklichen Tod zur Folge hatte, eine Ausnahme. Als sie ihren Vater erblickte, stieg sie die Stufen herab, langsam, zögernd, und ließ sich leise auf ein Knie nieder, als der Kaiser vorüberschritt. Er erhob das Haupt und ohne ein Wort oder ein Lächeln nahm er die Tochter bei der Hand, führte sie einige Schritte weiter und wies dann auf den geöffneten Eingang des Tempels der Vesta, der hier sich in einer Gruppe von Cypressen wie ein kaltes, düsteres Grabgewölbe erhob. Julia verstand den Befehl, und sich tief vor dem Vater verbeugend, verschwand sie, ohne ein Wort zu erwidern, in dem Eingange des Heiligthums. Noch einmal blickte sich der Kaiser um, sein Auge traf die Begleiterin seiner Tochter, auch diese erhielt einen Wink, jedoch mit

einem gnädigen Lächeln begleitet, der Gebieterin zu folgen. Jetzt setzte der Kaiser seinen Weg fort.

In der engen Halle zusammengedrängt, umgeben von den knieenden Gestalten der Vestalinnen, hielt Julia nur so lange in diesem Asyle aus, bis das Wetter sich ausgetobt und wieder einem klaren Himmel Platz gemacht hatte, dann verließ sie den Tempel und traf am Eingange desselben ihren treuen Aethiopier. Führe Hecuba herbei, herrschte sie mißlaunig dem schönen Sclaven zu, und befehle ihr zwei meiner dunkeln Schleier und zwei Masken mitzubringen. Eile, halte Dich nirgends auf, Du findest mich im Hause meiner Amme hier in der Nähe! — Hamilkar beugte sich mit gekreuzten Armen auf der Brust und war so schnell enteilt, daß der nächste Augenblick ihn nicht mehr auf dem weithin gedehnten Platze sah. Die Prinzessin und ihre Begleiterin begaben sich in das Haus, welches, hinter dem kleinen düstern Tempel der Vesta gelegen, eine egyptische Sphinx zur Zierde seiner Eingangsstufen zeigte. Die Bewohnerin des Hauses, eine ehrwürdige Matrone, kam ihren Gästen entgegen, und indem sie das Gewand der Fürstin ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zog, rief sie: Juno, die Königin des Himmels beschütze Deinen Eingang, Fürstin! Segen über

Dich und über die, welche Du mit Dir führest. „Oeffne Niemandem, und wird gefragt, wo ich sei, so bin ich im Tempel der Vesta," sagte die Prinzessin. — Es geschehe, wie Du sagst! entgegnete die Alte und öffnete eine Reihe von Gemächern, die mit kostbaren Teppichen bekleidet waren, und wo Salben, Waschwasser und Spiegel anzeigten, daß sie öfters zu dem Zwecke einer Toilette und eines zeitweiligen Aufenthaltes benutzt wurden. Befiehlst Du, daß man Dir Hülfe leiste? fragte die Matrone. Nein, tönte die Erwiderung, nur wenn Hamilkar und Hecuba kommen, so laß sie ein. Die beiden Genannten erschienen und die Umkleidung der beiden Frauen nahm ihren Anfang. Keine Zofe hatte so geschickte Finger als der junge Aethiopier, und keine verstand es, die leisesten Blicke und Winke so rasch zur That umzusetzen, als dieser zuverlässige und geschickte Sklave. Als die Tochter des Kaisers wieder aus der Kammer hervortrat, war sie in eine Gestalt verwandelt, welche vom Kopf bis zu den Füßen in eine dichte dunkle Hülle gewickelt war und deren Antlitz eine dicht anliegende Maske deckte. Claudia's Schleier, Gürtel und purpurnes Untergewand hatten einen kurzen Rock aus phönizischem

Stoffe, wie ihn die reichen Bürgertöchter trugen; dazu wallte ein kleiner dunkelfarbiger Schleier über ihrem Haupte, das Haar war tief in die Stirn gekämmt und verdeckte halb die großen dunkeln tiefliegenden Augen der edlen vornehmen Römerin. So gingen Beide, von Hamilkar gefolgt, der in einiger Entfernung zurückblieb, durch ein Gewirr kleiner Gassen, bis sie fast am Ausgange der Stadt den uralten Tempel des Herkules erreichten. In der Nähe desselben befand sich der unermeßlich große Circus, wo die Gladiatoren-Kämpfe stattfanden. Ein bedeckter Gang unmittelbar aus dem Innern des Tempels führte in den Circus, und diesen durchschritten die zum Schauspiel ausgerüsteten Kämpfer, um ungesehen von der Menge zum Orte ihrer Bestimmung zu gelangen. Durch diesen geschlossenen Säulengang wurden auch die Leichen der zum Tode Getroffenen hinweggetragen, es flößte daher sein Anblick dem Volke Schrecken und Bedauern ein, man nannte ihn die Todtenstraße. Das Innere des alten Tempels, der noch aus den Zeiten des Numa Pompilius stammte, bildete eine ungeheure Rotunde, die von oben ihr Licht empfing und mit einem Kranze von kolossalen ionischen

Doppelsäulen umschlossen war. Innerhalb dieses Raumes befanden sich die Bäder, die Aus- und Ankleidezimmer und die Ruhebetten der Gladiatoren. Mitten in der Rotunde erhob sich die Bildsäule des Herkules, wie er die lernäische Schlange tödtet, ein Meisterwerk des Phidias, das noch aus den Zeiten stammte, wo der Dienst dieses Halbgottes einer der gefeiertsten in Rom war. Der Tempel hatte mannigfaltige Schicksale erlebt; dies bezeugten schon seine alten grauen, hier und da durch Risse und Lücken entstellten Mauern. Unter der stürmischen Volksregierung des jüngern Manlius Fabianus diente dieses Asyl einer Anzahl patrizischer Familien zum Versteck, und als diese Unglücklichen von ihren Verfolgern entdeckt wurden, starben sie fast alle eines grauenvollen Todes. Ein Arm der Tiber füllte die unteren Gewölbe und Gänge des Tempels mit einem schlammigen finstern Wasser, in dieses hinein, vermittelst eines versteckten Fallgitters, stürzte man die unglücklichen Opfer, die oft schon durch die Höhe des Sturzes, ehe sie das stinkende und faulende Wasserbett erreichten, ihr Leben verloren. In jenen Tagen, wo der alte Tempel Tausende von solchen Jammervollen sah, waren die unterirdischen Kanäle in einem solchen Grade

durch Anhäufung der Leichen verstopft, daß sich über den ganzen Stadttheil eine pesthaltige Atmosphäre verbreitete, welche die Beamten der Gesundheitspflege zwang, den Tempel von Grund aus zu untersuchen und zu reinigen. Die Arbeit war in der That einer von denen zu vergleichen, die der erhabene Patron dieser Stätte, als er noch unter den Lebenden wandelte, selbst vollführt hatte, indem er den Stall des Königs Augias säuberte. Seit dieser Instandsetzung des Heiligthums gelangte dasselbe halb und halb wieder zu seinem alten Ansehen; es ging jedoch immer noch das Gerücht, als geschähen innerhalb der Rundmauern dieser finstern und alterthümlichen Behausung Gräuel und geheime Morde, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, und denen vergebens die Sicherheitsbehörden nachspürten. Einen Theil des schlimmen Ansehens, in welchem der Tempel, trotz aller Versuche ihn davon zu reinigen, stand, verschuldeten die vornehmen und leichtfertigen Frauen Roms, die den Schauplatz ihrer Liebschaften unter dem Volke hierher verlegten, und die sich kein Gewissen daraus machten, wenn ihnen ihre Favoriten lästig oder gefährlich wurden, sich ihrer auf dem geheimen Wege, den

wir eben geschildert haben, zu entledigen. Es mochte am Ende an diesem Gerüchte, wenn man dasselbe genau zu untersuchen hätte im Stande sein können, wenig Wahres sein, allein der Volksglaube nahm es nun einmal als feststehende Thatsache an, und der Senat machte einen Befehl bekannt, vermittelst welches es jedem Weibe, weß Standes sie auch sein mochte, untersagt war, den Umkreis der Mauern des Tempels zu betreten. Nichts desto weniger war er zu gewissen Stunden des Tages mit Frauen überfüllt. Die oberen Räume zwischen den Säulen wurden durch einen Kranz vergitterter Logen gebildet und jede dieser kleinen, oft mit dem größten Luxus ausgestatteten Gemächer wurden von den Priestern des Heiligthums für einen übermäßig hohen Preis an Frauen vermiethet, die von einem Diener, oder einer Vertrauten gefolgt, in der Regel maskirt, sich zu der Zeit einfanden, da die Gladiatoren ihre Vorbereitungen zu den Kampfspielen trafen. Wir werden gleich sehen, welch' einen Vortheil die geheimnißvollen Besucherinnen aus ihren Besuchen zogen.

Kaum hatten Julia und Claudia die Stufen des nach dem Flusse zu gelegenen Eingangs des Tempels betreten, als der hier aufgestellte

Mohr erschien, ihnen den Befehl des Senats, der ihnen den Eingang weigerte, zuzurufen. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wurde er bei Seite gestoßen, und die Frauen, an ihm vorübergehend, betraten eine Art Flur, der mit Vorhängen nach vier Seiten hin geschlossen war. Der Sklave zog an einer Schnur und es erklang ein heller Ton, ähnlich dem Zusammenschlagen von Metallbecken. Der mittelste Vorhang öffnete sich und der Priester erschien, nicht in seinem Ornate, sondern in einem langen faltigen Hausrocke. Er wußte, wen er vor sich hatte, und nahte sich mit einem demüthigen Gruße seinen Gästen, die ihm mit einem stolzen Kopfneigen dankten und ihm den Wink gaben, voranzuschreiten. Eine versteckte Treppe führte zur Höhe der Kuppel hinauf, und hier in einem geräumigen Gange waren die Thüren vertheilt, die zu den einzelnen Cabinetten führten. Die Ankommenden wählten das nächste und fanden es zu ihrem Empfange zubereitet. Ein Ruhebett, mit weichen Decken von Purpurfarbe bekleidet, war dicht an die vergitterte halbrunde Oeffnung geschoben, die den Blick in den untern Raum der Rotunde frei ließ. Auf dieses warf sich Julia und nöthigte ihre Vertraute, zu ihren

Füßen Platz zu nehmen. Hamilkar mußte als Wache an der Thür bleiben. Der schnell forschende Blick der Prinzessin durchlief die Menge der nackten Jünglingsgestalten, bis sie den fand, den sie suchte.

4.

Die Gladiatoren waren in großer Anzahl versammelt; es galt, ein besonders prachtvolles Kampfspiel an diesem Abend dem Publikum vorzuführen, und Augustus hegte die Absicht, seine Römer zu beschäftigen, um ihre Blicke von dem abzulenken, worüber sein ehrgeiziger Geist brütete und das die nächste Zukunft enthalten sollte. Die beiden Frauen, die sich's bequem gemacht, ihre Masken und die dunklen Tuniken abgeworfen hatten, richteten, nachdem sie nur ganz flüchtig die Logen um sie her und deren Inhalt gemustert hatten, ihre Blicke nach unten. Das große Wasserbassin, das die Bildsäule umgab, war mit jungen Männern gefüllt, die bis zur Hüfte darin standen; andere waren dem Bade bereits entstiegen und salbten sich selbst oder wurden von aufwartenden Sklaven gesalbt; noch andere hatten ihre Zurü-

stungen schon vollendet und lagen auf den Polstern zwischen den Säulen in den verschiedensten Stellungen hingestreckt, scherzend, plaudernd und mit den noch im Wasser befindlichen muthwillige Späße treibend. Der Unterpriester und der Gladiatoren-Aufseher gingen herum und geboten Stille und Ordnung, wo der Lärm zu arg wurde. Im Ganzen ließ man diese junge wilde Schaar gewähren; sie durften nicht abgespannt, gedemüthigt oder in übler Laune auf der Bühne erscheinen; der Römer liebte es, seine jungen Kämpfer, die er theuer bezahlte, spielend in den Tod gehen zu sehen. Mancher dieser jungen Antinouße und Adonisse warf einen verstohlenen Blick nach oben; denn er wußte, daß seine Sultanin gegenwärtig war und mit ihren Blicken jeder seiner Bewegungen folgte. Deshalb waren diese Stellungen nicht frei von einer gewissen Koketterie, die darin bestand, keinen der eigenthümlichen Reize zu verhüllen, deren Anblick der hohen Gönnerin Vergnügen machen konnte. Andere waren unbefangen, denn sie hatten keine beschützende und sie mit Gold überschüttende Patronin, und die Schönheit ihrer jugendlichen Formen war deshalb durch kein berechnetes Spiel gehoben, aber vielleicht gerade deshalb desto anziehender. Viele dieser jungen

Kämpfer hatten bereits ihre Wanderung durch die Gemächer der vornehmsten Frauen Roms gemacht, und besaßen daher den Stolz, den das Bewußtsein ihnen gab, vollendet schöne Körper zu besitzen. Es war Sitte bei den ausschweifenden Römerinnen, sich ihre geheimen Lieblinge hier zu suchen, seitdem die Casernen nicht mehr frische, und vor allen Dingen nicht mehr gesunde Waare lieferten; die Gladiatoren indeß befanden sich unter beständiger Aufsicht, und erkrankte Einer, oder verlor er die Kraft und Geschmeidigkeit seiner Glieder durch zu oft wiederholte Ausschweifungen, so hörte er auf, dieser Truppe anzugehören, zu denen nur die Blüthe der männlichen Kraft gewählt wurde. Aus allen Weltgegenden des unermeßlichen Reiches wurden schöne Jünglinge und junge Männer dem Priester Aetulius zugesendet, der aus diesen wieder die schönsten und kräftigsten wählte, um sie im Kampfspiele dem verwöhnten römischen Publikum vorzuführen. Dieser Priester Aetulius war eine Volksfigur; denn es ward Mode, nach diesem dicken, einäugigen und hinkenden Egyptier, der seit einer langen Reihe von Jahren den Tempel des Herkules als Sinecure für einst geleistete Dienste vom Staate erhalten hatte, jeden Speichellecker und gefälligen Diener

der Großen und ihrer Laster zu benennen. Zu einer Zeit, wo der Senat große Ankäufe in Alexandrien gemacht, hatte dieser Mann, der damals Intendant eines Unterpräfecten war, Gelegenheit gefunden, die seltensten und gesuchtesten Waaren zu einem billigen Preise nach Rom zu liefern. Diesem Talente getreu, lieferte er nun die schönsten und die ungeschwächtesten jungen Männer der verderbten vornehmen Frauenwelt der Hauptstadt. Später, als der Senat erfuhr, auf welche Weise jetzt der Egyptier seine einst so gerühmten Begabungen anwandte, brachte er im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit alle Mittel in Bewegung, ihm das Handwerk zu legen. Allein Aetulius stand zu fest; er hatte zu seinem Schutze die ganze vornehme Frauenbevölkerung Roms; denn es ward Mode, selbst unter den nicht leichtfertigen Damen, Aetulius zum Freunde zu haben. Er kam im Priestergewande, und mit sehr heiligen Mienen und Geberden, wo er deren zu bedürfen glaubte, und bettelte für seinen Tempel, nebenbei aber erzählte er tausend belustigende Geschichten, und konnte, wenn er es darauf anlegte, selbst die sittsamste und ernsthafteste Matrone zu einem Lächeln bringen. Sein eigentliches Geschäft war jedoch, den Kuppler abzugeben, und dazu diente ihm sein

Tempel vortrefflich. Die Geschichte eines Jünglings, der ihm in die Hände fiel, ist so ziemlich die Geschichte eines Freudenmädchens unserer Tage. Hatte der ehrwürdige Priester eine vollkommen gute Waare erhalten, das heißt war ein junger Sklave in seinen Besitz gelangt, dem im Bau des Körpers, in der Geschmeidigkeit der Glieder, in der blühenden Farbe der Jugend und Gesundheit kein Tadel anhaftete, so ging er daran, ihn in den Künsten zu unterrichten, die geeignet waren, alle diese Vorzüge in's rechte Licht zu setzen. Dazu gaben die Stellungen eines Kämpfers die beste Gelegenheit. Das Ausliegen mit der Waffe, das Umschlingen des Gegners, der Fall mit diesem oder auf diesen, ja selbst die leichte und die schwere Verwundung konnten mit einem Reize der Formen dargestellt werden, mit einem Wechsel der Stellungen, die dem Beschauer neben dem Mitgefühl zugleich den Kitzel wollüstigen Reizes mittheilten. Selbst schön zu sterben, lehrte Aetulius. Dies waren die Verdienste eines Gladiators auf öffentlicher Bühne; es gab aber in dem verderbten Rom eine Bühne für die Wirksamkeit und die Talente eines Gladiators, die nicht öffentlich war; dies war das verschlossene Gemach einer einzelnen oder die Abendtafel einer kleinen Gesellschaft von

Frauen, die ein und derselbe Geschmack an ausgelassenen Freuden zusammengeführt hatte. Um hier Ruhm und Gold einzuernten, brachte der Priester seinen jungen Eleven die ganze Fülle seiner geheimen Erfahrungen und Künste bei. Es ist der Feder nicht vergönnt, wiederzuerzählen, was die Schriften der Alten uns in dieser Beziehung hinterlassen haben; es genüge zu bemerken, daß Alles, auch das Geringste, was zur Erhöhung eines gewissen Genusses diente, hier mit der ausstudirtesten Genauigkeit den Jünglingen beigebracht wurde, um Wechsel und steten erneuerten Antrieb in die Schöpfungen der Ausgelassenheit zu bringen. Einen Gladiator zu seinem Liebhaber haben hieß auf die unterste Stufe eines schlechten Rufes hinabgestiegen sein, zugleich aber auch Alles errungen und genossen zu haben, was sich im Bereiche der zügellosesten Lüste nur irgend erreichen ließ. Die Sehnsucht und das Entsetzen für eine junge feurige Römerin war ein Gladiator, und die höchste Spitze des Genusses für die Debauchirte der Gedanke, Den vor einer Stunde noch in den Armen gehabt zu haben, den sie auf der Bühne unter dem mörderischen Stahle seines Gegners jetzt sein Leben aushauchen sah, mit demselben Hauche, den sie wenige Momente vorher noch mit

Gier aus den geöffneten Lippen dieses bildschönen Jünglings gesogen. Wollust und Grausamkeit vereinigten sich hier. Die Gladiatorenkämpfe waren daher für anständige Frauen längst kein Ort mehr, wo sie und ihre Angehörigen sich sehen ließen; aber wie klein war die Zahl dieser Anständigen in dem damaligen Rom, und oft waren diese nur geschickte Heuchlerinnen, die unter der Maske der Decenz einem wo möglich noch ärgeren Muthwillen fröhnten, als es die thaten, die zu lässig oder zu wenig geschickt waren, um die Prüden zu spielen.

Kaum hatte sich die Tochter August's auf die Polster niedergeworfen, kaum hatte sie lächelnd ihrer Vertrauten und steten Begleiterin die Namen dieser und jener bekannten Dame der vornehmen Kreise genannt, die sie hinter dem Gitter erkannt hatte, als Aetulius, mit seiner Priesterbinde geschmückt und in einem schmutzigen weißen, aber mit Gold und Purpur besetzten Mantel erschien, und mit tiefen Verbeugungen, zu denen er ein Gebet auf den Herkules murmelte, mit einer goldenen Opferschale sich der Fürstin näherte. Beide Frauen warfen eine kleine Münze hinein, die als Opfergabe galt (den eigentlichen Sold für seine Thätigkeit holte sich der gefällige Priester bei dem Schatzmeister der Prinzessin), und Julia, nachlässig

zurückgebogen, fragte den häßlichen Alten nach dem Namen des jungen Kämpfers, auf den sie mit ihrer Maske, die sie in der Hand hielt, zeigte.

Wen meinst Du, Tochter der Cäsaren? fragte der Egyptier, indem er sich, so viel es erlaubt war, der Prinzessin und dem Gitter näherte; etwa den, der hinter der sechsten Säule des Eingangs mit dem gezähmten Tiger spielt?

Derselbe.

Ich habe ihn erst seit kurzer Zeit. Er stammt aus unseren Provinzen jenseit der Alpen; sein Name ist Maximius Thola; so hab' ich ihn getauft, denn Du weißt, Herrin, die germanischen Namen lassen sich schwer aussprechen. Man sagte mir, daß es Mühe gekostet, ihn zum Gefangenen zu machen, und daß er sich wie ein Löwe gewehrt hat. Dem Löwen gleicht er auch durch sein goldgelbes gelocktes Haar und durch seine Stärke, der nicht leicht die eines andern meiner Kämpfer gleichkommt. Er tritt heute zum ersten Male auf die Bühne. Man sagt mir, er suche den Tod, um zu seinen Göttern und zu den Seinigen heimzukehren; indessen hat er eine Mutter hier, die ihm in die Gefangenschaft gefolgt ist. Befiehlst Du noch etwas mehr zu wissen, Herrin, oder gebietest Du, daß ich ihn Dir zuschicke?

Das Letztere thu', allein — Du weißt! Hierbei legte die Prinzessin den Finger auf den Mund.

O, Dein Knecht weiß Alles, was er zu wissen nöthig hat! entgegnete der Priester und bückte sich bis auf den Boden. Also heute — in das Haus der Amme? fragte er zögernd und fixirte scharf mit dem einen glotzenden Auge die Fürstin; diese nickte bejahend, wandte sich dann ab und machte ein Zeichen, daß er sich entferne.

Nachdem er fort war, ergaben sich die beiden Genossinnen mit der größten Ungezwungenheit dem Anblicke, der sich ihnen unten in der Rotunde bot. Sie betrachteten den schlanken, marmorgleichen Leib eines jungen Griechen, dessen dunkles Lockenhaar durch eine Binde zusammengehalten wurde, und dessen schönen Körper kein anderes Kleidungsstück zierte, als nur ein Paar goldene Sandalen, die den kleinen Fuß umschlossen und mit ihren Purpurbändern bis dicht unter die Wade reichten. Er wurde von beiden Kennerinnen als vollkommen schön bezeichnet; doch hatte sein Gesichtsausdruck etwas Kaltes, das durch die strenge Regelmäßigkeit der Züge hervorgebracht wurde. Belebter und einschmeichelnder zeigte sich das frische Lächeln und die anmuthige Heiterkeit eines, kaum erst zum Jünglinge gereiften Milesiers; ihm zu

Seite fielen der herkulische Bau, die breiten Schultern, der massenhafte Rücken und die stämmigen Hüften eines Afrikaners auf, dessen kurze, mit wolligem Haar umspannte Stirn, die tiefliegenden Augen und die aufgeworfenen Lippen den Gladiator zeigten, wie er sein soll. Alles an diesem jungen Herkules war Kraft, Spannung und Gelenkigkeit. Nicht minder fand das Urtheil des Kenners schöner und kräftiger Formen an dem weniger robusten, dafür aber desto biegsamern Körper des Karthaginensers zu loben, dem Nichts von den eigenthümlichen Reizen abging, die einem jugendlichen Faun zustehen. Doch die Aufmerksamkeit der beiden Frauen wurde immer wieder auf den Fremdling gerichtet, dessen Körperbildung Etwas von dem zeigte, was dem Apoll, zugleich aber auch dem jugendlichen Hermes von den Künstlern zugetheilt wird, und das sich unter den Bildwerken von Ruf am Besten wiedergegeben findet in der Statue des Antinous, des Lieblings Hadrian's. Es war eine bewundernswürdige Frische, und doch dabei eine marmorne Kälte und Glätte in diesen Formen, die ihre Linien so sanft und doch mit so eleganten und energischen Contouren ineinander gleiten ließen. Besonders war dies bei den Stellungen bemerkbar, die der Jüngling an-

nahm, indem er mit dem Tiger spielte, sich bald auf dessen Rücken schwang und mit den Armen ihn umhalste, bald, auf den Boden hingestreckt, die lange rothe Zunge des Thieres die Wölbung seiner schneeigen Brust befeuchten ließ. Er wußte nicht, der Unbefangene, daß zwei Augen sich auf ihn gerichtet hielten, deren Wink geeignet war, ihn von der tiefen Stufe, auf der er sich gegenwärtig befand, auf eine glänzende und machtgebende Höhe emporzuheben. In der That regte sich Etwas von diesem Entschlusse in dem Busen der stolzen Römerin, indem sie ihre Blicke weidete an dem keuschen und unberührten Reize dieses schönen Jünglings. Nicht minder fühlte Claudia das Gefühl der Hingebung in ihre sonst kalte und verschlossene Seele einziehen.

Die Stunde des Schauspiels erschien; die Gladiatoren ergriffen ihre Waffen, stellten sich zu einem kurzen Gebete an den Herkules im Halbkreise zusammen, und verließen dann paarweise den Tempel. Zu gleicher Zeit wurden die vergitterten Logen leer.

5.

Bevor die Kämpfer noch den Circus erreicht hatten, winkte Aetulius dem Unteraufseher Kypassus und zog ihn in eine Ecke des Säulenganges. Was willst Du, Gebieter? fragte der Aufseher. — Rufe mir den Maximius Thola zurück, entgegnete der Priester; er soll heute nicht an dem Kampfe Theil nehmen. — Nicht? fragte Jener; also befiehlst Du, daß man ihn in den Kerker bringt? — Weshalb? alter Schwarzkopf, weshalb in den Kerker? — Nun, Herr, Du erinnerst Dich doch des Vorfalls von heute, wo er die Armspange der Cäsarentochter aufzuheben wagte? Es steht der Tod darauf; aber ich bitte Dich, laß ihn leben! Unter uns gesagt, Du hättest das Auge sehen sollen der Fürstin, mit dem sie ihren Wink, ihn nicht zu mißhandeln, begleitete. Ein solches Auge ist unter Brüdern eine Tonne Goldes

werth. — Die ich mir zu eigen machen werde, murmelte, mit dem breiten Munde schmunzelnd, der Priester. Geh, wie ich Dir befohlen, und bringe mir den Jungen.

Kypassus entfernte sich eilig, und war an dem Eingange des Circus, bevor noch der Zug der Gladiatoren ihn erreicht hatte. Er stürzte sich, wie der Geier auf die Taube, auf den Jüngling, und ihm die Schlinge um den Hals werfend, riß er ihn, wie man einen Widder aus der Heerde reißt, aus dem Zuge heraus. Diese Art war die gewöhnliche, wenn ein Opfer, aus irgend welchem Grunde der Bestrafung anheimgefallen, zur geheimen Richtstätte gebracht wurde. Der Zug füllte die Lücke rasch wieder aus, ohne sich um den gewaltsam Entfernten weiter zu kümmern. Kypassus gelangte jedoch mit seinem Begleiter in die Seitenhalle des Tempels zurück, wo der Priester ihn erwartete.

Aetulius nahm den Jüngling bei Seite, der bleich wie der Tod, aber ohne zu zittern, vor ihm stand. Was glaubst Du, Thola, was Dir bevorsteht? fragte der Priester, indem er das eine Auge aufriß und mit dem Munde ein Geräusch hervorbrachte, das wie der dumpfe Ton einer Tuba klang. Ich errathe es nicht, erwiderte der

Gladiator; doch was es auch sei, ich bin darauf gefaßt. Ist's der Tod, so hättest Du besser gethan, mich von den Händen meiner Brüder fallen zu lassen. — Es ist nicht der Tod, entgegnete Aetulius, es ist im Gegentheil die höchste Gunst des Lebens. Herkules hat sich Dich ausersehen, um zu zeigen, was männliche Kraft und Schönheit vermögen. Doch keine Worte jetzt. Geh' hinein: Kypassus wird Dich schmücken, und tritt dann wieder vor mich hin; ich werde sehen, ob Alles so ist, wie es sein soll.

Die Arbeit des Kypassus war bald gethan. Ein einfaches Untergewand, darüber ein eben solcher Mantel mit dem Zeichen in den Ecken: eine Schlange, die sich um ein kurzes etruskisches Schwert windet, welches die öffentlichen Kämpfer als Aushängeschild ihres Standes tragen mußten, war bald dem nackten Körper umgeworfen; jetzt erschien der Sklave nochmals vor dem Priester, und dieser unterwarf ihn der geheimen Prüfung, die als doppelt nöthig bei einem solchen Neuling, wie der junge Germane war, befunden wurde. Er mußte dem Priester die Reinheit seines Athems beweisen, indem er ihn anhauchte; dann prüfte Jener auch die Beschaffenheit seiner Zungenspitze, die er zu glatt fand, und durch ein Extrakt von in Wasser abgekochten jungen Myrthenzweigen

rauher machte, indem dadurch die kleinen Wärzchen auf der Oberfläche der Zunge hervorgetrieben wurden. Alsdann überzeugte er sich, daß die Nägel, besonders der des Mittelfingers der rechten Hand, gehörig gekürzt und gerundet sich zeigten, und endlich wurden Oele besonders feiner Art um die Brustwarzen gerieben und in die Armhöhlen gebracht. Der Jüngling ließ Alles mit sich machen, indem er still und unbeweglich wie eine Bildsäule stand; alsdann folgte er dem Kypassus, der ihn bei bereits völlig eingetretener Nacht in das Haus der Amme brachte und vor deren Thür das verabredete Zeichen gab. Du Glücklicher, sagte er zu seinem jungen Begleiter, als die Thür sich öffnete, Du wirst einen Platz einnehmen, um den Roms Prinzen und Helden Dich beneiden. Ich bitte Dich, Freund Thola, wenn Du in Reichthum und Ansehen schwelgest, denke an den armen Kypassus, dem Juno ein zänkisches Weib und sechs unartige Buben geschenkt hat. Mit diesen Worten ließ er den Jüngling in den Gang eintreten, und verschloß denselben wieder hinter ihm. Auf der Höhe des Treppenabsatzes erschien die ehrwürdige Matrone, die wir schon kennen, nahm den Gast bei der Hand und führte ihn in ein Gemach, wo auf zwei gegenüberstehenden Ruhebetten zwei ver-

schleierte Frauen lagen, an einem kleinen Tische, der mit Früchten und Wein bedeckt war. Eine dieser Frauen erhob sich bei Thola's Eintritt, ging ihm entgegen, der schüchtern bei der Thür stehen blieb, und führte ihn zu einem Polsterstuhl, der zur Seite des einen Ruhebettes und so hingestellt war, daß Der, der auf diesem Sitze Platz nahm, in dem vollen Lichte der von der Decke herabhängenden Lampe sich befand, während eben diese Lampe die Gestalten der beiden Frauen in den Schatten stellte.

Thola, ehe er Platz nahm, warf sich auf's Knie vor der einen liegenden Dame, die mit einem goldenen Fächer in Form von Pfauenfedern von der künstlichsten Arbeit spielte, und rief: Die Götter mögen Dich beschützen, erhabene Fürstin! Der Segen des Himmels beglücke Dein erhabenes Haupt! — Sklave, woher kennst Du mich? fragte eine sanfte, aber doch dabei muntere Stimme. — Gebieterin, erinnere Dich, daß ich heute Morgen Deinen Zorn erregte, als ich eine Armspange aufhob, die Dir entfallen war. — So hast Du scharfe Augen, Sklave, daß Du durch den Schleier Diejenige wiedererkennst, die Du nur ein paar flüchtige Augenblicke sahest. — Wer hätte Dich nur flüchtig im Traume erblickt, erhabene Kaiser-

tochter, und wüßte Dich nicht unter Tausenden herauszufinden! — Gut! Ich habe auch nicht die Absicht, mich vor Dir zu verstecken! Hiermit warf Julia den Schleier ab, und zeigte Busen, Schulter und Arme entblößt. Sie reichte die Hand dem Jünglinge hin und sagte mit schmeichelnder Stimme: Sei willkommen. Erzähle, wie bist Du hierher nach Rom gekommen? — O, Herrin, das Geschick Deines Sklaven ist ein sehr trauriges. — Gleichwohl kannst Du es mir mittheilen. Oder bindet ein Gelübde Deine Zunge? — Es bindet kein Gelübde meine Zunge, Herrin. Du weißt, die siegreichen Heere Deines Vaters, als sie Gallien sich unterwürfig gemacht, drangen auch in jene, ihnen noch unbekannten Wälder, welche die gesegneten Fluren meines Vaterlandes einschließen. Ein blutiges Gefecht fand statt, in welchem mein Vater und drei meiner Brüder fielen und ich zum Gefangenen gemacht wurde. Der Gott meiner Ahnherren wollte das Opfer meines Todes nicht, obgleich ich ihn auf den Knieen um denselben bat. — Weshalb batest Du ihn um den Tod? sagte die Prinzessin. — Gebieterin, ich bin aus edlem Stamme, und leben in Fesseln ist stets für mich und die Meinen bitterer als der Tod gewesen. — Ich werde Deine

Fesseln brechen. — Willst Du das, Fürstin? Willst Du mich aber dann auch in meine vaterländischen Auen entlassen? — Du willst aus Rom fliehen? Thola, auch jetzt willst Du fliehen, da Du mich kennen gelernt hast? — Er schwieg. — Antworte, Sklave! — Auch jetzt, Fürstin: denn was soll ich Dir, was sollst Du mir! — Verblendeter, welche Sprache! — Vergieb! Ich weiß, daß Du großmüthig bist. Man hat mir gesagt, daß Du alle Tugenden Deines Vaters habest, und noch eine dazu: Du kannst verzeihen. — Du irrst, ich bin rachsüchtig, und da ich die Macht habe, so verfehlt meine Rache ihr Opfer nie. — Wohl, der Sklave muß hinnehmen, was über ihn verhängt ist. — Du hast einen stolzen Blick, und die aufgeworfene Oberlippe zeigt an, daß Du einst Befehle ertheilt hast. — So ist's: es gehorchten Sklaven, wo ich sprach. — Und jetzt selbst ein Sklave! — Du sagst es. Er seufzte tief und sein Blick senkte sich zur Erde, dann warf er mit einer kühnen Stellung des Hauptes die dunkelblonden Locken zurück, die seine Stirn beschatteten, und mit einem hellen Auge und einem freudigen Lächeln rief er: Aber nicht immer Sklave! — Wer wird Deine Ketten lösen? — Der Jüngling sah mit einem raschen Blicke zum Himmel und erwiderte mit

einem unnachahmlichen schönen Ausdrucke: Der, welcher sie mir angelegt hat! — Die beiden Frauen schwiegen: in Julia's Busen erhob sich Zorn und Unwille, in dem Claudia's ein früher noch nie empfundenes Etwas, das halb Bewunderung, halb Trauer, halb Mitleiden war. Sie hätte dem Unglückssohn, dessen Verderben sie vor sich sah, so gern zuflüstern mögen, er solle den aufsteigenden Grimm der Fürstin durch ein demüthiges und einschmeichelndes Wesen beschwören, allein sie wagte nicht, so schrecklich war Julia in ihrem Zorne, auch nur den leisesten Wink. Eine drohende Stille herrschte im Gemach, während die Tochter August's die Gluth ihrer finsteren Augen auf dem Jüngling ruhen ließ, der es wagte, ihrer Annäherung mit Kälte und absichtlichem Mißverstehen zu begegnen. Noch nie hatte sich ein Mann so ihr gegenüber gezeigt. Das Licht an der Decke gab jetzt einen schwächern Schein, und selbst dieser drohte völlig zu verlöschen. Der Mond, die dunkle Sommernacht durchscheinend, warf sein Licht durch die Bögen des geöffneten Fensters, und sein Strahl traf gerade das Haupt der Bildsäule der Aphrodite, die, hinter purpurnen Vorhängen halb versteckt, die Ecke des Gemaches einnahm. — Geh', Sklave, herrschte Julia, und bitte der Göttin Deine Ungeschicklich-

keit und Deine Einfalt ab! Verzeiht sie Dir, so will auch ich Dir verzeihen. — Thola stand emporgerichtet, er that keinen Schritt nach der Bildsäule zu. — Gehorche! kreischte jetzt Julia, oder Du bist des Todes! — So gieb mir den Tod, Tochter des Kaisers, sagte er, und warf sich vor ihr nieder. Sie stieß ihn mit der Spitze ihres Fußes fort, sprang vom Ruhebette auf, und nachdem sie noch einen langen, durchbohrenden Blick auf den Knieenden geworfen, klatschte sie in die Hände, und wie Geister aus dem Boden entstiegen, stand der Aethiopier mitten im Gemach. Ruhig ließ sich Thola die Fesseln anlegen und ohne ein Wort zu sagen verließ er das Gemach. Unglücklicher! Du siehst zum letzten Male den Strahl des Mondes! rief Claudia und warf sich zu den Füßen der Prinzessin, die finster brütend, die Stirn mit einer flammenden Gluth bedeckt, wieder auf dem Ruhebette Platz genommen hatte.

6.

Aetulius stand mit dem Lächeln froher Erwartung auf den Tempelstufen und blickte die vom Mondlicht hell erleuchtete Straße hinauf, den Weg in's Auge fassend, welchen der junge Kämpfer kommen mußte, wenn er von dem Schauplatze seiner Siege heimkehrte. Es war weit über Mitternacht. Die nach und nach leer gewordene Straße zeigte nur die hier und da auftauchenden Gestalten der Wächter der öffentlichen Plätze, Soldaten, welche in die Casernen heimkehrten, und Gäste eines späten Gastmahls, die sich von ihren Sklaven führen ließen, da sie selbst unfähig waren, durch ein Uebermaß der Genüsse erschöpft, zu gehen. Diese Nachtschwärmer bewegten sich nur langsam über die Plätze und Straßen. Bei jeder noch so geringfügigen Veranlassung blieben sie stehen, und indem sie in den Armen ihrer Führer lagen,

machten sie Betrachtungen bald über dieses, bald über jenes Gebäude, belehrten ihre Umgebung über den Bau und die Bestimmung eines Tempels, und waren nur mit Mühe zu bewegen, weiter zu schreiten. Ein reicher Prasser, der sich von seinem Parasiten heimführen ließ, der blieb in Nähe des Tempels, auf dessen Stufen der Priester sich befand, stehen, und in den Mond hinaufschauend, fing er an ein gelehrtes Gesalbader über Bau und Beschaffenheit des Gestirns seinem schläfrigen und ungeduldigen Zuhörer mitzutheilen. Diese Scene belustigte Aetulius so sehr, daß er in ein lautes Lachen ausbrach und nicht bemerkte, daß Hamilkar mit dem Sklaven bereits dicht in seiner Nähe war. — Nun, mein Goldsöhnchen, rief er dem Letztern zu. Hast Du Deine Arbeit gut gemacht und bist Du zu einem zweiten Zusammentreffen bestellt worden? — Der Aethiopier flüsterte dem Priester ein paar Worte in's Ohr, worauf die Miene der Zufriedenheit und der Erwartung sich rasch in einen heftigen Zornausbruch verwandelte. Das eine Auge des kleinen, dicken, ungestalteten Mannes füllte sich, indem es weit aufgesperrt auf dem Gegenstand der Erbitterung und Wuth haftete, mit einem düstern Feuer, die breite Unterlippe bebte, und beide geballte Fäuste erhoben,

knirschte er in fast athemloser Wuth: Hund! räudiger Hund! Was muß ich hören! Mit Schimpf fortgejagt! Alle Hoffnung dahin! Ich betrogen! Der Ungnade verfallen! Nun, Du sollst es büßen, Hund! Bestie! Und die Tropfen der kostbaren milesischen Salbe umsonst an Deinem von Göttern und Menschen verfluchten Leibe verschwendet! Doch Du sollst es büßen! Ich lasse Dich zu Tode peitschen, doch nein, die unterirdische Göttin unseres Tempels, die bleiche, unsaubere, kalte Latomia hat lange kein Opfer gehabt, in ihren Armen, Du Elender, Du Auswurf der Sterblichen, sollst Du in der nächsten Stunde schlummern, der Du es verschmäht hast, in den Armen einer Gottheit zu liegen. O Wahnsinniger! mit welchen Worten bezeichne ich stark genug Dein Verbrechen! Und zu dem Aethiopier sich wendend, setzte er seiner Rede, demüthig sich verbeugend, hinzu: Melde Deiner Gebieterin, daß der Elende hier die nahe Morgenstunde nicht mehr erleben wird, und daß, so lange zu Tode gemartert, es keinen todteren Mann geben wird, als diesen da. — Der Aethiopier entfernte sich und Aetulius verschwand mit dem Sklaven, den er mit Fußtritten vor sich her jagte in das Innere des Tempels. Hier wurde Thola an Armen und Füßen gefesselt,

und nachdem sich der Priester eine Fackel hatte geben lassen und noch zwei begleitende Sklaven sich ausgesucht, ging der kleine Zug schweigend die dunkeln gewölbten Gänge hinab, welche in jene Räume führten, die bereits oben von uns geschildert sind, und die einen Aufenthalt nächtlicher Schrecken bildeten, wie eine finstere Phantasie sie sich nur träumen kann. Die Luft wurde in diesen Gängen immer schwüler, und kaum vermochten die Lungen sie noch einzuathmen, als die giftigen Dünste des modernden Grundes von unten aufsteigend sich mit ihr mischten. Der Priester beschleunigte seinen Gang, und indem er selbst eine Fackel in die Hand nahm, beleuchtete er im Vorbeischreiten die grotesken Figuren, welche aus einem frühern Zeitraume her und als Symbole der Todesgöttin hier in dem festen Gestein eingemeißelt waren. An vielen dieser Schreckensgestalten klebten noch Blutspuren, und das Auge, welches das Dunkel durchdringen wollte, schreckte zurück, da es in dem Gerölle, das an den Mauern, und zu den Füßen dieser Phantome angehäuft. war, Reste von menschlichen Gebeinen entdeckte Die Sklaven wichen unwillkürlich mit Zeichen des Entsetzens zurück, doch unerschütterlich fest blieb der Gang des jungen Fechters, und ebensowenig

wankte der Fuß des Priesters, der von seinem Vaterlande Egypten her an noch viel grausenvollere nächtliche Kerker gewöhnt, und der im Dienste von weit schwärzeren Mysterien erwachsen war. Man hatte jetzt eine Art Rotunde erreicht, in deren Mitte ein Gitter in den Boden eingelassen war. Durch diese Eisenstangen drang aus der Tiefe das hohle Brausen und Toben der in einen tiefen, schwarzen Kanal eingefangenen Wasser. Der Priester blieb an der Oeffnung stehen, von der das Gitter mit Mühe hinweggeschoben wurde. Wir sind am Ziele, sagte er — Elender! bereite Dich zum Tode. Im nächsten Augenblicke wird Dich die schwarze Welle unten, aus der keine Rettung ist, verschlungen haben. — Dabei leuchtete er in die Tiefe hinab und ließ die mit schwärzlichem Moose bekleideten gigantischen Mauern sehen, die diesen Eingang in die Unterwelt bildeten. Der Lichtstrahl war nicht fähig, in die Tiefe zu dringen, und dem Auge erschien es, war es nun Einbildung oder Wirklichkeit, als reckten und streckten sich schwarze, behaarte Arme aus dem Grunde empor, als glitten Schlangen und kletterten Kröten an den Steinen hinauf. — Der Jüngling war entkleidet worden, und er stand jetzt mit der blühenden Gestalt, den kräf-

tigen Gliedern, deren Weiße von dem Scheine der Fackeln geröthet erschien, gegen den schwarzen Hintergrund des Gemäuers emporleuchtend, ruhig und den Todesstoß erwartend da. Die Sklaven näherten sich ihm, um den Gefesselten in die Tiefe zu stürzen. Vorher beleuchtete der Priester, dem Grausamkeit und Wollust zugleich den Busen füllten, die schönen Formen, die ihm die vollendetsten zu sein schienen, die er je gesehen. Wirst Du nicht Deine Seele den Göttern empfehlen? fragte er den Jüngling. Ich bin bereits mit meinem Gott versöhnt, erwiderte jener, und drückte einen Kuß auf ein kleines in dreieckiger Form geschnittenes Goldbild, das er an einer seidenen Schnur am Halse hatte, und das der Priester erst jetzt bemerkte. Gieb her, wer ist Dein Patron? so rief er und nachdem er das Bild, das auf jener Scheibe eingeprägt war, betrachtet hatte, fragte er: Wer ist dieser Gott? Ich kenne ihn nicht. Ist's vielleicht Osiris? — Es ist nicht Osiris, entgegnete mit kalter Ruhe der Gefragte, es ist überhaupt keiner Deiner Götter. So sprich, wer ist es? — Die Lippe des Jünglings schwieg. — Noch im Tode trotzig! schrie Aetulius. So fahre denn mit sammt Deinem Gotte dahin! Ist's wirklich ein Gott, so beweise er es und rette Dich!

Sklaven, thut Eure Pflicht! Und in diesem Augenblicke erfaßten vier kräftige Arme das Opfer des Todes und mit einem wüthenden Stoße stürzten sie dasselbe in die Tiefe. — —

Julia und Claudia waren unterdessen in einem wenig beneidenswerthen Zustande zurückgeblieben. Die Tochter August's warf sich auf den Polstern ihres Ruhebettes wie eine Verzweifelnde umher. Das Haupt tief niederhängen lassend, löste sie die Flechten ihres schönen Haares und ließ sie die Teppiche des Bodens bedecken. Der Leib, von allem Gewand befreit, zeigte seine vollen und üppigen Formen in der zurückgeworfenen Stellung, in jener wilden und von Leidenschaft entflammten Weise, wie der Künstler die rasenden und in Verzückung gefallenen Mänaden darzustellen pflegt, die auf dem Rücken eines Panthers, und von diesem langsam fortgetragen, dem Zuge des Bacchus sich anschließen. Claudia, nicht minder aufgeregt, aber nicht so rücksichtslos ihrer Laune sich überlassend, lehnte an dem offenen Fenster und richtete den Blick ihrer finsteren Augen auf die helle Scheibe des Mondes, und ihre geöffneten Lippen schienen lechzend und glühend den Strom der Lüfte zu schlürfen. Plötzlich raffte Julia sich auf, stürzte vor der Bildsäule Aphroditens nieder und brach

in die heftigen Worte aus: das hast Du mir gethan, Göttin! Dein Werk ist's, daß ich jetzt mit durstiger, heißer Zunge dem Tranke nachschmachte, der mir wie durch ein Wunder entzogen worden, da ich schon sicher in dessen Besitz zu sein wähnte. Undankbare Göttin! haben Dir die Tonnen Goldes, die ich an Deine Tempel in Bithynien und Gallien verschwendete, nicht genügt? O Tochter Jovis, durftest Du es geschehen lassen, daß Julia von einem elenden Sklaven beleidigt ward? O Götter! und dieser elende Sklave, wie schön war er! Welch' eine Seligkeit, an dieser breiten, festen Brust zu ruhen, die Küsse dieses Mundes zu trinken! die Hand zwischen diese Schenkel zu legen! — Ich muß ihn wieder haben — ich muß! Ich will zu seinen Füßen liegen und um sein Lächeln betteln: die Tochter des Beherrschers der Welt will sich vor einem schönen Sklaven bis in den Staub erniedrigen. Schaffe ihn mir wieder, Venus! Gieb' ihn mir! Laß' ihn noch einmal hier in dieser sichern Halle an meiner Seite athmen, und ich schwöre es beim Styx, er soll mir nicht entschlüpfen; ich *will* in seinen Armen glücklich sein. Sein Stolz, sein Hohn, sie werden mich nicht zum zweiten Male zurückschrecken! Claudia, laß uns in den Tempel des Herkules eilen; vielleicht hat

Hamilkar sein Werk noch nicht vollendet, und wir kommen zur rechten Zeit, um den Befehl zu widerrufen.

In diesem Augenblicke trat der Aethiopier ein und meldete, daß Aetulius den Sklaven in Empfang genommen, und daß dieser nicht mehr unter den Lebendigen weile. Mit einem wilden Schrei sank Julia zusammen.

Claudia kniete nieder und unterstützte das Haupt der Fürstin; indem öffnete sich leise der Vorhang und die Amme blickte hinein. Tochter Metella's, flüsterte sie leise, Deine Mutter sucht Dich; sie hat bereits zweimal Boten nach Dir gesendet, sie will Dich vor ihrer Abreise noch sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, zeigte mit einem stummen Winke die Vertraute auf ihre Gebieterin, legte dann den Finger auf den Mund und machte gegen die Amme das Zeichen, daß sie sich entfernen solle. Diese ließ leise, wie sie gekommen war, den Vorhang fallen und entfernte sich.

Nach einer Weile erwachte die Prinzessin, blickte sich scheu mit starrem Auge im Zimmer um, erkannte dann Claudien, zog ihr Haupt zu sich heran und drückte mit kalten Lippen einen Kuß auf ihre Stirn. Dann erhob sie sich, legte ihre Gewänder an, band die Halbmaske wieder vor

und rief mit tonloser Stimme: Laß uns gehen — die Nacht ist schön! Die Stille im Zimmer mordet mich! — Und sich an den Arm Claudia's hängend, wandelte sie langsam die Stiege hinab, und auf dem Platze angelangt, bog sie in eine der leeren Straßen der unermeßlichen Stadt ein, wie eine Träumende, das Haupt hoch aufgerichtet und dem Mondlichte zugekehrt, dahin wandelnd.

Wohin wendest Du Deine Schritte? fragte Claudia.

Mit einem wilden Lächeln antwortete Julia: Der Venus zum Trotz will ich heute glücklich sein. Ich will *sein* Bild aus meiner Seele scheuchen. Laß uns eilen; dies ist die Stunde, wo die Soldaten trunken in ihre Quartiere taumeln und wo ihnen jede Beute recht ist, die sie auf ihrem Wege finden. Laß uns zwei gefällige Mädchen sein, die sie an der Ecke der Caserne erwarten. O Claudia, es ist ergötzlich, daß die Tochter August's als Soldatenliebchen im Mondschein sich umtreibt! Nicht wahr, das ist ergötzlich! O, ich möchte in dieser fürchterlichen Nacht Rom in Brand stecken! ich möchte die Bildsäulen der Götter stürzen —! Welch' einen Wahnsinn hat dieser Verworfene und zugleich Göttliche in mein Blut gejagt!

Die Beiden irrten aus einer Gasse in die an-

dere, bis endlich das unermeßliche Feld sie aufnahm, das dem Mars geweiht war, und das im Viereck eine nicht endende Reihe Soldatenwohnungen umschloß, die eine Stadt für sich bildeten, in der beständig kriegerische Uebungen vorgenommen wurden. Eine kolossale Bildsäule des Mars, in Erz gegossen, erhob sich in der Mitte des Platzes, und warf jetzt ihren gigantischen Schatten bis weithin zum Portikus des Haupteingangs, von wo aus die Säulengänge rechts und links in's Unendliche sich ausdehnten. Eine tiefe Stille herrschte zu dieser Stunde der Nacht in dem weiten Umkreise der Soldatenburg. Roms junge Helden schlummerten. Nur die Tuba der Wachen, mit der Einer dem Andern aus weiter Ferne zurief, unterbrach eintönig die lautlose Ruhe. Da schlich sich ein Trupp verspäteter Wüstlinge von der vorspringenden Ecke eines Seiteneingangs her, und blieb berathend und flüsternd in der Halle stehen, ungewiß, ob sie es wagen dürften, im hellen Lichte des Mondes sich auf dem Platze zu zeigen. Laßt erst Luna sich mit ihrem Endymion beschäftigen, bemerkte einer der Taumelnden, auf die Mondscheibe zeigend, die im Begriff stand, hinter eine Wolke zu treten, sieh, schon hebt sie

sein Gewand auf und verbirgt ihr Haupt an seinem Busen, bald wird sie ihm ganz unter seinen Mantel gekrochen sein! — Während der Sprechende seine Blicke nach oben richtete, gaben seine drei Kameraden den ihrigen die Richtung nach der Gegend hin, wo, an eine Säule gelehnt, Julia und Claudia standen. Halt! rief der Eine, wenn mich nicht Alles trügt, so sind dort ein paar Dirnen, die von irgend einem Gastmahle nach Hause schleichen und noch nicht genug ermüdet sind, um nicht noch Lust zu einem Tänzchen in frischer Nachtluft zu haben. Sie sind hübsch, diese Nachtvögel, wollen wir näher heranschleichen, und ihr Gefieder untersuchen. Sie näherten sich. Claudia und Julia behaupteten ihre Stellung im Schatten der Bildsäule. Auf den Stufen derselben lehnte die Gruppe der Soldaten, und der Keckste von ihnen rief den Mädchen zu: Wohin in so später Nacht, Töchter Aphroditens? Wollt Ihr dem Pan das Vergnügen machen, in Eurem Anschauen sich zu verjüngen? Kommt Ihr von den Geheimnissen der Circe, und habt Ihr erlauscht, wie Menschen sich in Thiere verwandeln? Wollt Ihr Aehnliches mit uns versuchen. Kommt, wenn Ihr einen Stier wollt, hier ist er.

Mit diesen Worten warf sich der junge Sol-

dat auf Julia und umschlang sie, indem er sie durch die Wucht seines herkulischen Leibes auf die Stufen niederwarf. Sein Gefährte nahte sich Claudien, die ihn von sich stieß und in die Einbucht des Monuments flüchtete, wo sie sich rettete, indem sie mit ihren äußersten Fingerspitzen die Füße des Gottes berührte. Wage nicht, mich anzugreifen, rief sie ihrem Verfolger zu: meine Hand erfaßt den Gott, der Dich entsetzlich strafen wird für Deinen frevelhaften Ungestüm. Der Soldat wich bei diesen Worten zurück, im sinnlichen Taumel bethört und mit der entfesselten Lust ringend, die ihn erfüllte und die noch wuchs durch das Glück, das er seinen Gefährten ungestört genießen sah. Tochter der Hekate! flüsterte er. Wozu Dein einfältiges Zaudern! Willst Du mich zur Wuth reizen? Wisse, daß ich alsdann keinen Gott achte. Sieh' hier Deine Gefährtin; sie belohnt ihren Sieger königlich. Komm, thue desgleichen; aber verschließe Deinen Mund, daß kein Zeichen uns verrathe.

Und von Neuem stürzte er sich auf sie. Claudia kletterte das Postament hinauf. Der Soldat erfaßte ihre Kniee, fest entschlossen, sie herabzuziehen, da entwand sich Julia ihrem Sieger und sich dem Verfolger Claudia's bietend, rief sie:

Laß sie, und nimm mich! Sie hing sich an seinen Hals und schloß seinen Mund mit Küssen. An die Säulen des Piedestals gelehnt, blutig geritzt durch die bronzene Einfassung, gequetscht, geschunden, durchlebte sie alle Windungen des Kampfes, aus dem sie siegreich hervorging. Matt, mit gebrochenen Augen, sank sie zusammen, doch schnell sich wieder aufrichtend, warf sie sich dem Dritten, dem Vierten an den Hals, und lechzend nach Genuß, füllte sie immer von Neuem das Maß ihrer Erniedrigung. Ein Zeichen mit dem Wächterhorn rief die Soldaten ab. Julia, unfähig zu gehen, ward von ihrem getreuen Aethiopier in den Arm genommen und fortgetragen. Claudia folgte ihr langsam, entsetzt und bethört durch den Wahnsinn, den sie mit angeschaut. Julia erschien ihr in diesem Augenblick von den Göttern verlassen, hingegeben rettungslos dem dunkeln Geiste, der sie bis an die Pforten des Abgrundes peitschte.

Nicht weit von Julia's Wohnung, wohin der Aethiopier mit seiner Gebieterin verschwand, traf sie die Magd, welche die Mutter nach ihr geschickt mit der Weisung, sich der Reise anzuschließen, die schon begonnen habe. Aelappus hat den Befehl, so lauteten die Worte der Matrone, Dich mir nachzuführen. Ich lasse zu Deinem Dienste das

kleine goldene Bild der Diana zurück; es möge Dich auf Deiner Reise geleiten.

Claudia trennte sich von der Prinzessin, ohne sie wiederzusehen. Sie räumte schnell einige der wichtigsten Sachen zusammen, gab sie Aelappus, der damit einen Wagen bepackte; sie selbst nahm das Bild der Diana, wickelte es in ihre Schleier, und kaum berührten die ersten Morgenstrahlen die Paläste Roms, als sie hinauszog die Straße, welche nach Bajae und Baluſtra führt.

7.

Kaum war Thola von der Oberfläche des furchtbaren Abgrundes verschwunden, als dieser sich mit dem eigenthümlichen dumpfen Klange wieder schloß, der durch das Zuwerfen der Gitter und der Einfassung der Riegel in die ihnen bestimmten Oeffnungen erzeugt wurde. Den Unglücklichen umgab jetzt finstere Nacht. Er war in seinem Sturze nach unten durch einen Querbalken aufgehalten worden, der sich in Folge des Verfalls und der Zertrümmerung dieser uralten Grube losgelöst und sich mitten in den Weg gelegt hatte. Auf diesem Platz nehmend, beschaute sich, von der Todesangst aufathmend, der Jüngling die Umgebungen seines finstern Kerkers. Sie waren Moder und Schutt. Nach und nach erblickte das an die Finsterniß sich gewöhnende Auge die Dinge, welche sich ihm hier darboten. An den

eisernen Haken und an den Vorsprüngen waren Gerippe gespießt in der Stellung, wie sie der Tod erfaßt. Bleiche Hirnschädel, umkränzt noch von Flechten und Moderpflanzen, blickten ihn stumm an, indeß bei anderen dieser Gestalten das Brustgewölbe, angefüllt mit Schlangen und Gewürm, einen Verbleib für das wüste Thierleben bildete, welches sich hier ungestört und unbehindert entwickelte. Aus der dunkeln Tiefe krochen und arbeiteten sich nicht zu erkennende Körper hervor, die von der Dunkelheit, welche hier herrschte, eine Umhüllung ihres scheußlichen Baues forderten. Der Balken, auf dem Thola Platz genommen, war von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit umzogen, die ihm das Verbleiben auf derselben erschwerte. Er blickte mit scharfem Auge um sich, ob sich nicht ein Rettungsmittel zeigte, ähnlich dem, das ihm bis jetzt das Leben erhalten. Er entdeckte keines. Ueberall ging abschüssig der Weg in die Tiefe, aus der ein dunkler Wasserspiegel seinen trüben Schimmer emporsandte. Er bewegte sich vorsichtig auf dem Balken wieder fort, bis er an die Wand gelangte, die den Einsatz des Holzes gebildet hatte, und die jetzt eine durch Moder und Geröll aller Art verstopfte Oeffnung sehen ließ. Mit Vorsicht ging er daran, diese Oeffnung von

dem Unrathe zu reinigen. Ein widerliches Gekreisch von Thieren, welche sich hier verborgen hatten, und nun in die Tiefe hinabstürzten, machte ihn Anfangs stutzen. Er glaubte Schritte zu vernehmen, die sich oben dem Gitter näherten, und rasch ließ er das begonnene Werk schnell wieder ruhen. Allein er täuschte sich: die Ruhe des Grabes herrschte oben. Der menschliche Fuß vermied diesen Aufenthalt der Schrecken, und Aetulius, so wie seine Genossen hatten ihn, sofort nachdem die schauderhafte That geschehen, verlassen. Ueberzeugt, daß von dorther Nichts zu befürchten sei, machte er sich an das Vollbringen seiner schwierigen und gefährlichen Arbeit. Nachdem er die Reste menschlicher Leichname, welche, hier zu einem Ballen zusammengeknäult, bekundeten, daß es Menschen gewesen, die sich einst auf der Flucht hierher gedrängt, und hier vom Erstickungstode erfaßt worden, beseitigt hatte, tastete seine Hand in die Tiefe der Nische und erkannte darin eine schmale Oeffnung, die nach dem Flusse zu sich immer mehr ausweitete. Ein Strahl von Lebenslust durchzuckte die Brust des Jünglings. Er wagte zu hoffen. Die Oeffnung war so groß, daß sie mit genauer Noth das Durchschlüpfen eines Menschenkörpers zuließ. Mit dem

einen Arm sich an den Balken haltend, setzte er den Fuß auf die vorspringenden Steine der Maueröffnung; doch er hatte sich nicht fest genug aufgestützt, die zerbröckelten Steine wichen und mit Gewalt schlug er mit dem Kopfe gegen die Mauer, indem zugleich von dem schlüpfrigen Balken die Hand, die sich umgeschlungen, abließ. Schwindel umhüllte ihn auf wenige Augenblicke, denn die furchtbare Gefahr des Sturzes in die Tiefe ermessend, wand er das rechte Bein um den Balken und hielt sich, den schmerzenden Kopf auf denselben gestützt, im Todeskrampf auf der glatten Fläche desselben. Nachdem er sich wieder gesammelt, begann er sein Werk von Neuem. Diesmal erreichte er die Oeffnung, und indem er sich in ihr festsetzte, verließ er den Balken. Am Ausgange der Nische entdeckte er eine Thür, die geschlossen war, sich jedoch dem Druck seiner Hand öffnete und einem dünnen Lichtstrahl Durchgang gestattete, der von einem innern Hofe des Gebäudes in die Höhle drang. Dieses Licht, dieser Strahl Gottes in die Tiefe der Nacht, begrüßte der Jüngling mit Entzücken. Er faltete die Hände und drückte einen Kuß auf das Amulet, das er am Halse hatte. Er kletterte näher heran, und sah jetzt, daß er am Ausgange eines versteckten Ganges

stand, der zu den früheren Bestimmungen des Tempels gedient, jetzt aber durch ein eisernes Gitter geschlossen war. Eine unermeßliche Tiefe leitete hinab bis an's Ufer der Tiber. Sehnsüchtig blickte Thola von der schwindelnden Höhe nieder auf das Gestade, wo ihm Rettung blühte. Wie aber sollte er hinabgelangen? Wie das Gitter öffnen, das sich ihm als unübersteigliches Hinderniß darbot? Allein sein Muth verließ ihn nicht. Die Eisenstangen waren durch die Zeit und durch die angesammelte Feuchtigkeit morsch geworden, und ließen sich aus dem Steingeröll loslösen. Als er sie beseitigt hatte, warf er nochmals den Blick in die Tiefe hinab und ihm schauderte vor der Entfernung, die er nicht durch Klettern überwinden konnte, denn die Mauer zeigte nirgends Anhaltspunkte, sie ging glatt hinab, und endigte sich tief unten mit einem Graben, der rund um den Tempel führte. So war denn dieser Rettungswink ein trügerischer gewesen, so hüllte denn die Todesnacht auf's Neue ihre finsteren Schleier über das Haupt des armen Gefangenen, dem jedoch der Gedanke, hier oben zu verschmachten, tröstlicher erschien, als unten in der Tiefe bei dem ekelhaften Gewürm und den Schrecken der Nacht. Die Verzweiflung gab ihm ein, seine Stimme erschallen

zu lassen, um dadurch Retter herbeizulocken; allein der nächste Gedanke belehrte ihn, daß auch dieses umsonst sein würde, weil, wenn man ihn im Tempel hörte, er offenbar sein Schicksal beschleunigen würde, indem man ihn aufgreifen und von Neuem dem Tode hingeben würde, und nirgend anderswohin konnte der Ruf ertönen, denn über den Fluß hinüber konnte die Stimme nicht dringen.

Wie er sich mit diesen trostlosen Vorstellungen noch beschäftigte und es bereits dunkelte, lehnte er an der Mauer, ruhig im Gedanken, daß ihn hier der Tod erfassen werde. Seine Gedanken flogen derjenigen zu, die ihn erwartete und zu der er hatte eilen wollen, wenn ihm sein Mißgeschick dieses erlaubt, zu seiner Mutter. Er rief ihren Namen, er segnete sie in seinem Herzen und er empfing ihren Segen mit dankbarer Rührung. In seinem Geiste tauchten die Tage wieder auf, wo er in der Heimath ein glücklicher, bevorzugter Knabe war, der seinen Gespielen als Muster vorgestellt wurde, und dem später die Aeltesten im Heere Auszeichnung und Würden prophezeiten. Statt dessen war Schmach und Elend sein Loos geworden. Mit den Waffen in der Hand hatte der Feind ihn überwunden und ihn mit dem Zuge der Gefangenen fortgeführt. Aber das Heil in

seinem Herzen war nicht erstorben; die Lehre, die er genossen und an der die Seinigen Theil genommen, hatte in seinem Busen gekeimt und deutete ihm jetzt den qualvollen Tod, der ihm vor Augen stand, als ein Erbarmungszeichen des Himmels; als ein Gebot, die Erde zu verlassen, die von Irrthum und Sünde bevölkert war.

Als er bis zu diesem Punkte seiner Erinnerungen angelangt war, erhob er sich, und sein Haupt an die Mauer lehnend, fühlte er einen unnennbaren Schmerz sein Inneres durchziehen. Er war bereit, mit der Erde abzuschließen, und nur das Bild seiner Mutter stand vor ihm. Es war ihm, als breitete sie die Arme ihm hin und als wollte sie ihn führen. In diesem Augenblicke wankte die Mauer, ein Stein löste sich ab und rollte in die Tiefe nieder. Noch einer folgte bald, und Thola, die Oeffnung in der Wand bemerkend, brach jetzt selbst die übrigen Steine aus. Ein schmaler Gang wurde sichtbar, der, im Innern der Thurmwand angebracht, auf baufälligen Stufen hinableitete. Freudig folgte der Unglückliche dieser willkommenen Spur. Die Stiege war eng und man konnte sie nur in gebeugter Stellung betreten. Aber sie führte sicher hinunter. Mit welchem Entzücken

hörte der Gefangene die Bäume rauschen, die Wellen des Flusses an's Ufer schlagen und jetzt — überschritt er den seichten Kanal um den Thurm herum und mit wenigen Sprüngen befand er sich außerhalb des Schreckenthurmes auf einem Ufer von Steingeröll und Wasserpflanzen. Noch einmal richtete er den Blick hinauf zur Höhe, von der er herabgekommen war, und sein Dankgefühl ward ein Gebet. Doch es war nicht zu zaudern; die Nacht dunkelte schon, und noch wußte der Befreite nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, um gefahrlos dem Ufer zu entkommen. Er sah einen Nachen auf den Wellen tanzen, der Führer hatte sich auf Augenblicke entfernt, um mit seinen Kameraden in der nächsten Hütte ein Abendbrod zu verzehren. Sein Mantel lag im Bote. Rasch warf der Nackende diese Hülle um sich, ergriff die Ruder und lenkte vom Thurm ab, nach der Richtung, wo der Fluß eine Krümmung um einen Vorsprung machte, der mit einigen alten Gebäuden besetzt und in ein Gebüsch von Myrthen und Lorbeeren gehüllt war. In eine sichere und versteckte Bucht einlenkend, entstieg er dem Kahne und trat seine Wanderschaft, mit dem Mantel des Schiffers bekleidet, durch den Theil Roms an, der von den fremden eingewanderten Familien bewohnt wurde. Flüchtig durch-

irrte er das Labyrinth der Straßen, bis ihn endlich eine aufnahm, die in gerader Linie fortführend ihn zu einem kleinen unansehnlichen Hause brachte, dessen Thür offen stand, und an welchem auf einer Bank eine alte Frau saß, die Kühle des Abend genießend. Die Züge der Matrone zeigten die Fremde. Obgleich von den Jahren gebeugt, vielleicht auch von Kummer, bewahrte sie doch die Kennzeichen der ihr eigens verliehenen Würde. Man sah es diesem stolzen Haupte an, daß es unter den Fürsten ihres Volkes sich erhoben, man bemerkte an dem Glanze und dem Blicke des Auges die mächtige Frau, die zu befehlen gewohnt war. Jetzt, als die Schritte des Fliehenden sich ihr nahten, schützte sie mit der einen Hand das Auge vor dem Strahl der Abendsonne, und mit der andern winkte sie dem Kommenden, den sie erkannt hatte, den Gruß zu. Sie erhob sich und that ein paar Schritte dem Jüngling entgegen, den sie also anredete: Woher so spät, mein Thola! Ich habe Dich bereits erwartet von der Frühe des Morgens an. Der Ermüdete sank auf eine Bank, und die Hand der Mutter an seine Lippen drückend, rief er: Mutter, danke dem Gotte, den wir verehren, daß Du mich überhaupt noch siehst.

Wahrlich unter seinen Schutz hat er mich genommen. Dieser Tag hat mir Schweres gebracht. — Wovon sprichst Du, mein Thola? Waren die Kämpfe besonders gefährlich? fragte die Matrone. Doch Du weißt schon mit den wilden Thieren zu kämpfen, so daß Du obsiegst? — Nicht die Thiere haben mir Gefahr gebracht, sondern die Menschen. Ach, sie hatten mich dem grausamsten Tode dahingegeben, und nur ein Wunder ist's, daß ich lebe.

Und er erzählte der Mutter die ganze Folge seiner bestandenen Gefahren. Die Matrone hörte auf den schamhaft erglühenden Jüngling, der seine Abenteuer mit der Prinzessin berührte, mit inniger Theilnahme und mit Stolz; denn das, was sie vernahm, war eben so selten als erfreulich in dieser sündenbefruchteten Stadt. Sein Sturz in den Abgrund des Thurms und seine wunderbare Rettung erfüllte sie mit Freude und mit Dank. Unsers Bleibens ist hier nicht länger, hob sie an; wir müssen fort. Wenn Deine Feinde Dich entdeckten, wäre Dein Tod sicher.

Man hält mich für todt! entgegnete der Sohn. Deswegen sei ruhig. Aber ich will Deinen Plänen und Absichten, theure Mutter, mich nicht entgegenstellen. Was sinnst Du? Wohin denkst Du, daß wir uns wenden?

Der Proconsul von Palästina, erwiderte Mirja, war der Freund Deines Vaters; sie hatten gemeinsam ihre Waffenlaufbahn begonnen, und an ihn empfahl mich sterbend Anthos. Durch die letzte unglückselige Wendung des Krieges, der zu Folge wir zu Gefangenen gemacht und hierher geschleppt wurden, wurde jene Bestimmung zu Nichte gemacht. Laß uns jetzt versuchen, den oben bezeichneten Weg zu gehen. Durch phönizische Kaufleute, die sich auf einige Zeit hier niedergelassen, und morgen wieder ihre Straße ziehen wollen, erhalte ich Gelegenheit zu entfliehen. Wer bewacht eine Matrone, deren Dasein Niemandem Etwas nützt. In fremde Gewande gehüllt, entkomme ich leicht, und auch für Dich hoffe ich Rath zu schaffen. Wir müssen morgen das Gepränge des Festes abwarten, wo ganz Rom auf den Beinen sein wird, um uns den Fremden anzuschließen. Komm, ich gebe Dir ein Gewand, mit dem Du Dich in der Hülle der Nacht an das Ufer schleichen, den Mantel und den Kahn an ihre Stelle besorgen magst, daß dem Besitzer Beider keine Ungelegenheit entsteht; dann kommst Du wieder, und wir führen ungesäumt unsern Plan aus.

Mutter und Sohn entfernten sich in die Hütte.

Anthos und Mirja waren Beide germanischen

Ursprungs. Sie lebten in der Gegend von Köln, reich und angesehen durch Besitzthümer und Auszeichnungen. Thola war ihr einziger Sohn. Der ausbrechende Krieg, der ihre Stämme zur Theilnahme nöthigte, führte in seinem Gefolge die Geschicke jener blutigen Schlacht, in der die Römer Sieger waren, und wo eine große Anzahl Kriegsgefangener als Sklaven nach Rom geführt wurden. Unter ihnen befand sich auch Thola. Mehrere Jahre bereits lebten Mutter und Sohn in Rom. Die Hoffnung, von ihnen Summen zu erpressen, gaben den Unterbefehlshabern anfänglich eine gelinde Behandlung der Unglücklichen ein; als diese Hoffnung jedoch fehlschlug, überließ man die Matrone dem Elend und der Noth. Thola wurde zum öffentlichen Kampfe ausgewählt, und er ging willig mit; denn das Wenige, was er sich erwarb, konnte er der Mutter mittheilen, und damit ihre freudlosen Tage in Etwas erhellen.

Auf dem Zuge der Kriegsgefangenen, der einem Schwarme gleich die Gebirgsstraßen füllte, hatte Thola mit einem Jünglinge Bekanntschaft gemacht, der aus Palästina kam und ihm von jenen Wundern sprach, die er mit angesehen, und die in ihm die Ueberzeugung geweckt hatten von dem Dasein eines Gottes, der seinen Sohn hinab-

gesendet hatte, um die Menschheit zu erlösen. Diese Gespräche, heimlich geführt, verbanden die beiden Jünglinge mit einander und flößten Thola das Verlangen ein, den Mann kennen zu lernen, von dem Jermos so heilig und so wundersam sprach. Mirja wurde mit in das Geheimniß gezogen, und sie theilte alsbald die Ueberzeugung ihres Sohnes. Jermos hatte aus Palästina berichtet und die Beiden dorthin eingeladen. Mit diesem Schreiben und dem Briefe an den Proconsul machten sich Mutter und Sohn auf die Reise.

8.

Ein seltenes Fest sollte Rom sehen. Einen ungewohnten Glanz verbreiteten die Zurüstungen dazu. Die Tempel waren geschmückt; eine unruhige Volksmasse durchzog die Straßen und schaarte sich um den Senatspalast, aus dessen Mitte der feierliche Zug der Senatoren hervorgehen sollte. Augustus wollte der Welt seine Größe zeigen. Diesmal galt es seiner Tochter Julia; sie sollte an diesem Tage öffentlich den Schleier nehmen und zur Oberpriesterin der Vesta gewählt werden. Seit den Zeiten der Republik war diese Stelle unbesetzt geblieben, weil eine unnennbare Heiligkeit und Würde diejenige Jungfrau umgeben mußte, die als oberste Herrscherin der geweihten Priesterinnen aus den Händen der Göttin selbst das Zeichen ihrer Würde empfing. Die letzte Oberpriesterin war eine Jungfrau gewesen, unsträflich und fleckenlos in ihrem

Wandel, angebetet von ganz Rom wegen der Tugenden ihres Herzens. Als sie verschied, färbte ein rosiger Schimmer die Seite des Himmels, wo der Tempel stand, und die frommen Zuschauer hatten die Gestalt der Verklärten in die Wolken sich erheben sehen, umwallt von einem silberweißen Schleier. Vesta selbst erschien auf einem Portal von Wolken, ihre Priesterin in Empfang zu nehmen. Es war eine Kühnheit, an diese Edle zu erinnern; es war eine Vermessenheit, ihre Stelle neu besetzen zu wollen, und mit wem? mit einer Julia, die ganz Rom kannte und verabscheute.

Die Prinzessin wand sich an diesem Tage schlummerlos auf ihrem Lager. Sie hatte nach Aetulius geschickt: er stand vor ihr. Was ist aus Thola geworden? rief sie ihm zu. — Er ist nicht mehr! erwiderte der Gefragte mit einer unterwürfigen Verbeugung. Wie mag der leben, dem Julia zürnt! —

Er ist nicht mehr? schrie die Prinzessin außer sich — er ist nicht mehr! fügte sie in langen, ersterbenden Lauten hinzu, indem sie sich auf ihrem Lager langsam nach der Seite wandte und mit ihrem Schleier das Antlitz umhüllte. Ihr Schmerz ging in einen ächzenden, wimmernden Ton über. Plötzlich stieß sie einen hellen Schrei aus, richtete

sich empor und kreischte dem Tempelwächter zu: Schaffe ihn her, Ungeheuer! Ich will es: er muß leben.

Fürstin! entgegnete mit halber Stimme der Entsetzte: die Tiefen des Herkulesthurmes haben ihn verschlungen.

So sei sein Gefährte, Nichtswürdiger! rief die Fürstin. Wer befahl Dir, ihn zu tödten?

Um aller Götter Barmherzigkeit willen, stöhnte der auf die Kniee Gesunkene, Du selbst.

Fort! schrie Julia und winkte ihrem Aethiopier, der sich sogleich des Verurtheilten bemächtigte. O, so viel Schönheit, so viel Wohlgestalt zu tödten! rief sie in schmelzendem Jammer. Ist es nicht Qual genug, daß der Himmel ihn werden ließ, daß wir uns an seinem göttlichen Leibe erfreuen, muß nun der dumme Aberwitz kommen und ihn zertrümmern?

Aetulius wand sich zu ihren Füßen. Er suchte die äußerste Spitze mit seinem Kusse zu berühren, um sich Gnade zu erflehen. Die Prinzessin stieß ihn kalt von sich, und die Sklaven erfaßten ihn. Das Geschrei des Elenden wand sich durch die vorgehaltenen Hände der ihn Tragenden hindurch. Der Vorhang rollte nieder, der die Fürstin ver-

barg. Drinnen waren die Dienerinnen bereit, sie zu schmücken.

Die bleiche, hinfällige Farbe der Tochter August's, ihre halbgeschlossenen Augen wichen der Schminke und den Mitteln der Toilette. Sie saß gebrochen in ihrem Sessel; doch kaum umschloß sie das kaiserliche Gewand, als sie sich stolz emporrichtete und in der ganzen Fülle ihrer Schönheit dastand. Ueberdruß und Stolz thronten auf ihrem Gesichte, und die herrliche gerade Linie, die von der Stirn hinablaufend die Form der griechischen Nase abzeichnete, wurde durch einen eigenthümlichen Einbug an der Stelle der Augen bezeichnet, das Merkzeichen der Cäsaren, der weltverachtende düstere Schatten, der sich frühzeitig um die edlen Formen der Scribonia, der Mutter Julia's, legte, und den auch sie von ihr geerbt hatte. Das Diadem krönte diese Stirn, und durch seine Blitze wurden die düsteren Schatten, die sich um die Augen lagerten, nur noch düsterer. Eine strenge, eisige Kälte zog die Mundwinkel hinab. Ein in seinen Formen untadelhafter Busen, ein Schulternpaar, das, wie aus gelblichem Marmor geformt, aus dem leichten Gewebe und den Armspangen sich hervordrängte, gaben der ganzen Gestalt eine Anmuth, die sich mit Würde paarte. Die Fülle des schwarzen Haares

wand sich in einem vollen Knoten im Nacken über Perlenreihen. In diesem Schmucke war sie, die Kaisertochter, das Entzücken und die Bewunderung ihres Vaters, der sie lange mit glänzenden Augen betrachtete, ehe er sie an der Hand faßte und mit ihr die Stufen des kaiserlichen Palastes betrat, sie der Menge zeigend, die, dem Zuge der Senatoren folgend, sich bis an den Vorhof der Kaiserburg gedrängt hatte. Ein Schrei der Bewunderung zertheilte die Schaaren der Krieger, welche die hoch auf den Stufen prangende bezaubernde Schönheit der Tochter August's bewunderten. Mancher junge Held gestand sich im Geheimen, daß er diese Circe gekannt habe, daß sie ihm anders erschienen sei, wie sie sich hier ihm zeigte, und sein Blick, halb in Schamgefühl, halb in verstohlener Freude aus der ehernen Umdachung seines Helms hervorleuchtend, suchte ihren Blick zu erhaschen; doch vergebens. Das offene, helle Auge der Fürstentochter schien nur für ihren kaiserlichen Vater zu glänzen. Mit einem Ausdruck demüthigen Gehorsams beachtete sie jeden seiner Winke, hing sie an den grauen Locken, die ihm auf die Schultern herabfielen, nachdem sie seine kaiserliche Stirn, die nicht frei von Sorge und Kummer war, beschattet hatten. Sie war ganz demüthige und ge-

horchende Tochter. Der Beifallsruf, der von Zeit zu Zeit in den Pausen des Gebets erschallte, das der Oberpriester des kaiserlichen Hauses an Jupiter richtete, schien ihr nur ihrem ehrwürdigen Vater zu gelten, und mit täuschend anmuthiger Haltung der Hände und Neigen des Hauptes stimmte sie mit darin ein.

Jetzt stieg Augustus die Stufen herab, bis auf die Hälfte der Treppe. Jetzt hatte er seine einsame Höhe verlassen; er kam in die Region, wo er menschlich wurde, wo sich Sterbliche ihm nahen durften. Die zwölf besiegten Könige, welche in Rom weilten, umgaben ihn, auf die Kniee niedergeworfen, ihre Krone vor sich im Staube liegen habend. Hinter ihnen, eine Stufe niedriger, lagen ihre Würdenträger, das Antlitz auf die Marmorplatten der Treppe gedrückt. August, durch einen Wink der Hand, richtete die Besiegten empor; Manche erhoben sich stumm, ihre trotzigen Mienen, ihre zornblitzenden Augen hinter den Wellen des Purpurs verbergend, der sie umkreiste. Es waren welche darunter, die Rom Jahre lang getrotzt hatten und die erst den zwingenden Waffen des Kaisers sich unterworfen hatten. Ein ganzer Zug von Königinnen schloß sich an die Prinzessin, die durch sie hindurchschritt

mit der kalten Miene des Stolzes, der sie charakterisirte, wenn sie sich von ihrem Vater wegwandte. Das Gedränge brach sich in mehrere Arme. Die Seitengassen waren gefüllt. Bis auf die Dächer hinauf waren die Häuser besetzt. Tumult und Lärm, schnell bekämpft von den rastlos umherirrenden gesetzbevollmächtigten Kriegern. Jetzt setzte sich die kaiserliche Leibwache in Bewegung. Hunderttausende auf prachtvollen Pferden schlossen die Hauptstraße ein, durch welche der Zug gehen sollte. An den letzten Stufen des Palastes stand der Senat, und ihm ward eine Auszeichnung, die den besiegten Königen nicht wurde; August richtete einige Worte des Grußes an die silberhaarigen Häupter dieser Männer. Dies brachte ein Gemurmel des Staunens und des Beifalls hervor. Rom hing an seinen Senatoren: es waren Männer, welche in Ansehen standen und denen ein mächtiger Ruf der Mäßigung und Weisheit vorausging; es lohnte seinem allmächtigen Kaiser dieses kleine Zeichen der öffentlichen Beachtung, das er ihnen gab. Augustus fand für nöthig, gerade in diesem Augenblicke, wo er seine Tochter zu der höchsten Würde des Weibes erhob, diejenigen Richter milder zu stimmen, welche über die Befähigung der Prinzessin zu diesem

Preise hätten zweifelhafter Meinung sein können. Er wußte, daß sie ihn nicht hindern konnten, er wußte aber auch, daß er sie für sich zu gewinnen vermochte, wenn er wollte, und nie verschmähte Augustus ein Mittel, welches zu seinem Zweck führen konnte. Claudius Salba, der älteste der Senatoren, ein Greis weit über die Achtzig, empfing die kurze Anrede des Kaisers mit allen Zeichen des Bewußtseins der Gnade, die ihm widerfuhr. Er erwiderte Nichts, denn kaum blieb ihm hierzu noch Zeit, allein seine Miene und seine Stellung bekundeten, daß er mit dem Willen des Cäsars vollkommen einverstanden war.

Der Zug bewegte sich jetzt langsam vorwärts. Das Gewühl und Gedränge um ihn her dauerte fort. Von Zeit zu Zeit vereinigte sich der Lärm in einen einzigen Ausruf, und dieser bestand in dem Namen des Kaisers, dem von den Göttern Segen und Glück beschieden sei. Mit keinem Worte ward der Prinzessin gedacht. Augustus' Auge rollte und Blitze entglitten ihm; er wußte, was diese Zeichen bedeuteten, und der Zorn des Imperators bändigte den Kummer des väterlichen Herzens. Er blieb einen Augenblick stehen, und reichte dann seine Hand der Tochter, sie gleichsam der Menge zeigend. Jetzt erschallte die Luft von

den Ausrufungen: Julia! Sie lebe! Die Tochter Augustus'! Befriedigt glitt ein Lächeln über die Züge des Vaters, doch Nichts vermochte den Trotz zu bändigen, der auf dem Antlitz der Prinzessin lag. Sie ging still und stumm neben dem Vater, den Blick gerade vor sich aus gerichtet, als sehne sie sich, das Ziel dieser Wanderung zu erreichen.

Es bestand für's Erste in dem Tempel des Jupiter. Der prachtvolle Bau war geschmückt bis an das Dach hinan. Die Pforten im Innern waren geöffnet, und auf dem Vorplatz sah man mit seiner ganzen Priesterschaar den Oberpriester des Tempels stehen. Augustus näherte sich ihm, und indem er seine Tochter der Obhut der königlichen Frauen übergab, verschwand er selbst in dem Innern des Tempels. Hier wechselte er seinen Anzug. Die Krone und der kaiserliche Mantel blieben zurück, und als er jetzt sich wieder dem Volke zeigte, fiel ein langes, weißes Priestergewand an dem königlichen Bau der Glieder herab, und die Binde des Priesters deckte seine Stirn. Er erschien in der obersten geistlichen Würde als Pontifex maximus, als Haupt der Priesterschaft, eine Würde die er sich sammt der kaiserlichen beigelegt hatte. Da die Prinzessin

als Priesterin der Vesta eingesetzt wurde, mußte dieses vom Pontifex geschehen, und Augustus benutzte die Gelegenheit, sich dem versammelten Volke in dieser neu von ihm gegründeten Würde zu zeigen. Ein bewundernder Beifallsruf begrüßte die edle Gestalt des prächtigen Fürsten, als er jetzt zur Seite der Prinzessin daherschritt, von den zwölf obersten Priestern Roms gefolgt, der sich die unzählige Schaar der Unterpriester anschloß. Die Prinzessin, ehe sie ihm die Hand reichte, sank vor ihm auf die Kniee, und wurde mit einem gütigen Lächeln emporgehoben und auf die Stirn geküßt.

Jetzt bewegte sich der Zug durch eine der lärmvollsten Straßen Roms. Der Zudrang war unermeßlich. Der Schall der Instrumente, das Geklirr der Waffen, die Gesänge der Priester; Alles vereinigte sich zu einem imposanten Ganzen, dessen Töne, im Jauchzen ausgestoßen, bis in die Wolken drangen. Der Tempel der Vesta lag ganz tief in dem alten Rom; es war ein kleines unscheinbares Gebäude, zu den ersten Zeiten der Niederlassung gegründet und noch unter Numa's Herrschaft erbaut. Während alle Tempel, sich dem Ausbau der gewaltigen Stadt fügend, erweiterten, hielt eine fromme Sage dieses Gebäude in den ihm einmal gegebenen Grenzen

zurück. Es gab eine Prophezeiung, nach welcher Unheil für das ganze Reich erwachsen dürfte, wenn der Tempel der Vesta erweitert würde, und man achtete zu sehr auf derlei Aussprüche, um an dem geweihten Bau auch nur das Mindeste zu verändern. Sechs andere Tempel besaß die Göttin, allein nur in diesem war sie zu Hause. Hier empfing sie die Gelübde der Jungfrau, hier brannte das unauslöschliche Feuer, das Symbol der heiligen Jungfrauschaft.

Bis zu diesem Tempel geleitete der Kaiser die Fürstin, hier übergab er sie, indem er sie vor allem Volke zärtlich umarmt hatte, den Priesterinnen, die sie in ihre Mitte einschlossen. Julia legte die Krone nieder, und empfing den Schleier. Sie war jetzt Oberpriesterin der Vesta. Das goldene Bild der Göttin, durch Rauchwolken sich verkündend, zeigte sich im Innern des Tempels. August führte seine Tochter zu den Stufen, knieete nieder und seine Tochter neben ihm. Eine athemlose Stille herrschte, während man dieses Paar sich der Göttin nahen sah. Dann erhob sich der Kaiser und seine Tochter, in der Würde, welche die höchste im weiten Reiche war, festgesetzt, gab ihren Segen dem Vater, der mit dem gesammten Volke auf die Kniee fiel. Jetzt strömten wieder das Bei-

fallrufen und die Zeichen der Freude aus Aller Munde. Die seltene Feier war beendet. Rom besaß als Oberpriesterin der Vesta das verworfenste Geschöpf in seinen Mauern. Es brauchte des ganzen kaiserlichen Ansehens, um diese Ceremonien mit dem Glanz, der Würde und dem Anstande zu vollführen, wie sie hier sich zeigten. August, der da wußte, wie Rom über seine Tochter dachte, wollte mit einem Streiche jede mißlautende Meinung niederschlagen, und dies konnte nur geschehen, indem er zuerst über die Verirrungen der Prinzessin den Mantel warf, und sie, die den Schmutz der Straße gekostet hatte, für die reinste und edelste der Jungfrauen Roms erkannte.

Die eiserne Stirn der Prinzessin war unerschütterlich. Sie wußte, daß ihr jetzt Alles erlaubt war; sie durfte nur den Schleier der Göttin über ihre Schandthaten breiten und augenblicklicher Tod traf den Edelsten und Reichsten, der daran tastete, ihn zu lüften wagte. Das Erste, was sie that, war, daß sie sechszig Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern ermorden ließ, weil der Einfluß derselben ihr zuwider war. Schrecken und Entsetzen umgaben die Ringmauern des Tempels, in welchem sie herrschte, im Innern waltete eine zügellose Lust. Aber nicht hier allein, an zahllosen

anderen Stätten hatte die Prinzessin ihre schwelgerischen Feste, ihre Bacchanalien und ihre Zusammenkünfte. Aber wehe Dem, der etwas hiervon verlauten ließ, die Späher und Spione der Fürstin wachten überall, er war ein Kind des Todes, bevor noch seine Nachricht das Ohr des Kaisers erreicht hatte.

Cäsar Augustus fühlte nach der Einsetzung seiner Tochter unter die „Damen des Schleiers" sein Herz einer Sorge ledig. Er vernahm nichts Anstößiges von ihr, und er glaubte sie gebessert. In einem seiner Gemächer eingeschlossen, führte er mit seinem Vertrauten Mäcenas ein Gespräch, in welchem sich seine Seele aussprach, unumwunden und frei, so weit ein Herrscher der Welt ohne Zwang sein kann, den ihm die Rücksicht auf jedes seiner Worte einflößt. Der bekümmerte Ausdruck auf seinem Gesichte bewog Mäcenas zu den Worten: Wie, Cajus Octavius, Du bist verschlossen und verstimmt? Hast Du kein Dankeswort für die Götter, die Dich so hoch erhoben? Was ist's, was Dich bewegt?

Nenne mein Loos immerhin ein beneidenswerthes, mein Mäcenas; ich allein weiß, was es mich gekostet, dahin zu gelangen, wo ich stehe. Der Welt Beifall und Bewunderung wird stets

theuer erkauft. Geh' mit mir die einzelnen Thatsachen meines Lebens durch, und Du wirst weit öfter Gelegenheit haben zu weinen und zu klagen, als zu triumphiren. Ich lebte in glücklicher Verborgenheit, den Studien hingegeben, als jene unglückselige Erbschaft Cäsar's mich zwang, in der Welt Getriebe mich einzulassen. Ich kam nach Rom: man versagte mir mein Erbe. Ich fand die Republikaner, die Feinde meines großen Oheims, im Kampfe mit jenem falschen Antonius, mit jenem ehrlosen Lepidus, die sich Beide meine Beschützer nannten, weil sie unter dem Vorwande, Cäsar's Tod zu rächen, für sich kämpften. Ich mußte sehen, wie sie das halbe Reich an sich rissen, ich mußte ihren rohen Hohn dulden, der sich über mich ergoß. Da gelang es mir, Cicero's edle Wirksamkeit für mich in Thätigkeit zu setzen; durch ihn gewann ich Senat und Volk, durch ihn den Feldherrnstab in dem Kriege gegen die Mutiner. Die Republikaner wurden uns schrecklich; scheinbar söhnte ich mich mit Antonius und Lepidus aus, und — o des Entsetzens, Rom schwamm in Blut, die Provinzen wurden der Schauplatz der Zerstörung, bis es uns gelang, Brutus und Cassius zu stürzen. Zurückgekehrt aus den Lagern des Krieges, fand ich hier in Rom Fulvia, des An-

tonius ungetreue Gemahlin, gegen mich im Kriege entbrannt, und achtzehn Städte leisteten ihr Beistand. Auch hier verliehen die Götter mir Sieg, doch nur, um mich von Neuem in Zwistigkeiten zu stürzen. Dreihundert Senatoren fielen unter dem Henkerschwert, als Opfer für die beleidigten Manen Cäsar's. Sextus Pompejus ergriff die Waffen, und nur mit der Pflichttreue des Agrippa siegte ich über diesen kühnen Aufwiegler. Ich sah das Reich getheilt zwischen mir und Antonius. Antonius gab sich in Afrika zügellosen Genüssen hin, während ich hier des Staates Bestes in reger Thätigkeit betrieb. Jenes Testament, das der Leichtsinnige aufsetzte, in welchem er seine mit der Cleopatra gezeugten Kinder als seine Erben und als Roms Fürsten erklärte, erregte den Zorn des Volks. Ich mußte den Krieg erklären der Königin von Egypten, und hier war es, wo die Sonne von Ahlium mir die Krone der Alleinherrschaft über diese tumultuarische Welt reichte. Konnte ich wohl anders, als trauern? Mit welchen Blutströmen war auch dieser Sieg bezahlt! Ein prachtvolles Leichenbegängniß vereinigte die sterblichen Ueberreste des Antonius und der Cleopatra. Ich selbst erschien als Leidtragender. Die Welt nannte mich den Großen, den Mäßigen, den Gerechten!

Und ich, wozu benutzte ich die Ruhe, die mir ward? Oeffentlich, vor allem Volke schloß ich die Pforten des Tempels des Janus, die nun nicht mehr eröffnet werden sollten. Ich wollte alle Zustände ordnen, die Narben des Kriegs heilen und dann vom Schauplatz abtreten. Da riethst Du mir, Mäcenas, das gefährliche Diadem auf meinem Haupte zu behalten. Mit Widerstreben folgte ich Dir. Der Senat war mit Dir im Bunde; auch er zwang mich, die höchste Gewalt zu behalten. Durch eine schmeichelhafte Uebereinkunft ward ich bewogen, den Namen Augustus anzunehmen, der der Geweihte, der Geheiligte hieß. Alle Gewalten flossen mir zu: wie durch eine allmächtige Schickung der Götter fehlte Nichts an dem, was der Mensch erstreben mag hienieden. Ich führe den Gewaltstab über das Heer zu Wasser wie zu Lande, die Würde eines Proconsuls über sämmtliche Provinzen des unermeßlichen Reichs; als beständiger Rechtstribun habe ich die Gewalt über den Senat, und meine Person ist unverletzlich. Endlich bin ich als Censor der oberste Herr über das Sittengesetz und als Pontifex maximus bekleide ich die oberste geistliche Würde. Sieh mich hier auf der obersten Staffel der Würden, sieh hier Deinen beneideten Augustus! O, Mäcenas, gieb mir meine

unschuldvolle Jugend wieder! Laß mich wieder zu den Füßen des frommen Greises, jenes Apollodor weilen, der mich das größte Gut in der Bezähmung des heftigsten Wunsches lehrte, der mich unterwies in den sanften Pflichten eines Bürgers und Weisen. Ich bin, ihm ungetreu, den Pfad des Blutes gewandelt! Der Tumult des Ehrgeizes hat mich hingerissen und — hier stehe ich, ein Herrscher der Welt! weinend und klagend, daß ich das geworden, was ich bin.

Der große Augustus schloß seinen Freund in die Arme. Eine lange Pause herrschte, während Mäcenas nach Worten suchte, die edle Trauer des erhabenen Mannes zu besiegen. Du bist jenem Greise nicht ungetreu; o Cäsar! rief er endlich. Weisheit und Mäßigung sind auch jetzt die kostbarsten Perlen in Deinem Diadem. Du bist Mensch geblieben mitten unter dem Glanz des Thrones. Wohlan, dies ist mehr, als Tausende vor Dir und nach Dir thaten und thun werden. Nimm von den Händen der Götter dankbar das Geschenk der Macht an, Du bist ihrer würdig. —

9.

Wir wenden uns jetzt zurück zu unserer vornehmen Matrone, die sich auf Reisen befindet. Metella nahm ihren Weg über Neapel, hielt sich einige Wochen in Sicilien auf, wo sie ihre Ehrfurcht dem berühmten Bilde der Ceres abstattete, die in Agrigent ihren Tempel hatte. Hier war es, wo sie mit ihrer Tochter, die aus Rom kam, zusammentraf. Das Wiedersehen war eigenthümlich. Mit anderen vornehmen Damen saß Metella im Vorhofe des Tempels und tauschte Neuigkeiten aus mit ihren Nachbarinnen. Man spricht von der Tochter Augustus', die den Schleier der Vesta empfangen habe, und man bewunderte den Muth der Prinzessin, allen Erdenfreuden zu entsagen. Da plötzlich erschallt aus der obern Oeffnung des Tempels eine Stimme, die Metella's Namen ruft. Alles erstaunt; diese Stimme kann nur von der

Göttin selbst herrühren; es ist ein zu seltsamer Klang. Mehrere Damen stehen auf; es wird ein unruhiges Gedränge, und Viele eilen hinaus in den Portikus. Da wird nochmals, und jetzt mit einiger Heftigkeit, der Name der Matrone gerufen. Diese erhebt sich, und indem sie sich auf die Kniee wirft, ruft sie: Hier bin ich, erhabene Gebieterin! Was ist Dein Begehr? Geh' hinaus und empfange Deine Tochter, die so eben aus Rom kommt. Jetzt wußten Alle das Geheimniß, und man eilte auf Metellen zu, umschloß sie und wünschte ihr Glück zum Wiedersehen mit ihrem Kinde. Alle schlossen sich ihr an, und der Zug bewegte sich die Straße hinab nach der Wohnung der Wittwe, die anmuthig an dem Fuße eines mit Weinreben bepflanzten Hügels lag. Hier fand man die junge Dame bereits, die ihrer Mutter mit Ehrerbietung entgegenkam, ihr die Hand küßte und um Erlaubniß bat, ihre Schwester begrüßen zu dürfen. Die Wittwe, nachdem die Schwestern sich begrüßt hatten, nahm ihre Tochter bei der Hand und führte sie den Damen zu, die sie begleitet hatten, und von denen jede der jungen Reisenden ihren Gruß bot.

Claudia fand ihre Mutter wenig verändert. Die Matrone hatte vortrefflich das Ungemach

einer so kurzen Reise überstanden; es war zu hoffen, daß sie den übrigen Theil ihrer Wanderschaft eben so gut zurücklegen würde. Die Gesellschaft schiffte jetzt nach Asien hinüber. Der Proconsul Phocis empfing sie dort als Statthalter der Provinzen, die man bereisen wollte. Metella begrüßte ihn freundlich, da er ihr Vetter war.

Er freute sich, sie zu sehen und fing gleich damit an, Claudien, welche er sehr hübsch fand, angelegentlichst die Cour zu machen. Die Mutter nahm dies nicht übel, obgleich man es ihr anmerkte, daß sie eigentlich der Gegenstand seiner galanten Aufmerksamkeit zu sein strebte. Seit wie lange haben wir uns nicht gesehen? fragte sie den jungen Mann.

Ich sollte meinen, in zehn Jahren nicht, war die Antwort. Damals verließ ich Rom mit der Aussicht einer kleinen Anstellung in Egypten. Daraus wurde später eine große. Ich hatte nicht erwartet, das Proconsulat zu erlangen, da der Proconsul Memlius noch lebte, aber er starb bald nach meiner Ankunft an den Folgen der Unverdaulichkeit, die ihm eine Mahlzeit bei dem Patriarchen Osiris beibrachte. Damals, liebe Tante, lebte auch noch Ihr Mann.

Die Wittwe seufzte, indem sie antwortete:

Freilich lebte damals noch der Senator, und ich war eine glückliche Frau, wofür mich auch Jedermann hielt. Mit vier schönen, hoffnungsvollen Kindern stand ich da, selbst noch jung und gefallend, im Reichthum lebend, was konnte mir da wohl fehlen? Seitdem starben schnell nach einander mir beide Söhne und mir blieb Nichts als diese beiden Töchter, die ich noch bei mir habe. Der Senator hat ein Testament zu ihren Gunsten gemacht, wonach die älteste, Claudia, die Alleinerbin sein und Alles besitzen wird, wenn ich gestorben sein werde.

Was hoffentlich noch weit hinauszuschieben sein wird, sagte der junge Proconsul.

Die Götter wissen's! rief die Wittwe mit einem wehmüthigen Ausdruck, der tiefen Eindruck auf die Umstehenden machte. Claudia nahte sich ihrer Mutter, unterstützte sie, welche einer Ohnmacht nahe war, und gab sich Mühe, ihre Thränen von den Wangen zu trocknen. Meine theure Mutter, rief sie dabei gefühlvoll, wer wagt es, Dein Gefühl so zu beleidigen, daß er von Deinem Tode spräche. Ich sehe Dich doch so blühend vor mir, wie ich es nur irgend wünschen kann, also Nichts von diesen Dingen, wenn ich bitten darf.

Die Aufmerksamkeit wurde hier auch gebie-

terisch auf einen andern Punkt gelenkt; man nahte sich nämlich dem uralten Memphis, und ein kleiner Zug Priester kam eben aus einem Tempel hervor und schnitt der Gesellschaft den Weg ab, indem sie quer über die Straße wandelten. Metella begrüßte sie, und sie unterließen nicht diesen Gruß zu erwidern, der Proconsul machte ebenfalls eine kleine Verbeugung. Der Zug begab sich in eines der Häuser, welche die rechte Seite der Straße bildeten und von denen einige mit Blumen und mit festlichen Gewinden geschmückt sich zeigten. Wer wohnt hier? fragte Metella. Eine reiche Frau aus Griechenland, war die Antwort des Proconsuls. Sie ist hierher gekommen, um einen Arzt wegen ihres Kindes zu consultiren. Während dessen wurde sie selbst krank und starb hier. Da sie eine Fromme war und viel Neigung zu der Religion der hiesigen Priester hatte, so war man auch ihrem Wunsche nach beschäftigt, sie auf ihrem Todbette in den Schleier der Isis zu kleiden, und sie wird in der Pyramide beigesetzt, welche dieser Göttin geheiligt ist. Morgen ist der Tag der Feier.

Da möchte ich wohl dabei gegenwärtig sein! sagte die Wittwe, und die beiden Töchter waren derselben Ansicht.

Ich kann Sie hinführen, meine gnädige Frau; morgen will ich kommen, Sie abzuholen.

Die Stunde wurde festgesetzt und die Gesellschaft dankte dem artigen jungen Mann auf's Beste.

Metella ging mit ihren Satelliten zu Rathe, und diese ertheilten ihr ihre Meinung, daß es passend sei, bei dieser Gelegenheit das egyptische Kostüm anzulegen, welches sie zu diesem Zweck aus Rom mitgebracht. Der ganze andere Vormittag ging demnach mit der Toilette der Frauen hin, welche sehr kostbar und passend ausfiel, besonders Claudia nahm sich gut aus in der mit Sternen gestickten Tunika und dem Isisschleier der Göttin; Metella legte einen weiten Mantel von phönicischem Seidenstoff um, darunter war sie ebenfalls mit dem Isisschleier bekleidet. Die jüngste Tochter hatte nur ein einfaches weißes Gewand mit einem Gürtel, in welchen sieben goldene Sterne und eine Schlange gestickt waren. Die Frisur war nach Art der Agrippina geordnet, mit einem großen griechischen Knoten im Nacken und mit einer egyptischen Binde verziert.

Um zwölf Uhr erschien der Proconsul, auch egyptisch gekleidet, was so gebräuchlich war bei einem religiösen Trauerfest, wie das war, dem

man beiwohnen wollte. Das egyptische Kostüm kleidete den jungen Römer besonders gut und er sah darin aus wie Einer, der immer bei diesem Volke gelebt hatte. Metella reichte ihm den Arm, und sie verließen die Wohnung, von dem Zuge der Satelliten und der römischen Leibwache, welche die Fürstin mitgenommen hatte, begleitet. Der Zug machte Aufsehen. Jedermann erkundigte sich, wer die stattliche Frau sei, welche am Arm des Proconsuls einherschritt. Man wich aus und machte ihr Platz; Viele erzeigten ihr sogar königliche Ehren; die schlanken jungfräulichen Gestalten ihr zur Seite fielen ebenfalls auf und man zischelte sich in die Ohren, es seien Alle die vornehmen Römerinnen, welche gekommen seien, das Fest der Isis hier in Egypten zu begehen. Im Vorhofe der Pyramide blieb die Gesellschaft stehen und ordnete sich auf die Weise, wie sie eintreten wollte. Eine große Abtheilung von Priestern hatte sich eingefunden, sie nahm der Frau ihre Ueberkleider ab, und ließ sie einfach mit dem Isisschleier in das Heiligthum eintreten. Metella legte sehr graziös ihren Mantel ab und ordnete die Falten ihres Schleiers, bevor sie wieder den Arm ihrem Führer gab. Dann mußte sie auch Alles ablegen, was von Gold an ihrem Körper war,

denn Isis duldete kein Metall in ihrer Nähe. Mit einem trüben Lächeln legte die Wittwe ein Halsband ab, welches das Bildniß ihres Gemahls und ihrer Söhne enthielt. Der Priester nahm es mit Ehrfurcht entgegen.

Man ging jetzt in den Eingang des Tempels. Alles war hier mit Lampen beleuchtet, denn es herrschte Nacht in der großen Pyramide. Man mußte noch etwas warten, bis der Trauerzug anlangte. Die Leiche wurde in einem offenen Sarge von sechs Priestern getragen. Sie gingen mit ihr in das Innere des Riesentempels ein und verschwanden in ein Loch der Mauer zur Linken. Dort wird der Sarg niedergesetzt, bemerkte Phocis, denn sie ist nicht vornehm genug, um bei den einbalsamirten Leichen hingesetzt zu werden, die alle im Mittelpunkt der Pyramide ruhen, zu dem wir sogleich kommen werden.

Man sah jetzt jenes dunkle Wasser, welches seine Wellen hier ausbreitete, düster von einer Lampe beschienen, welche am Rande angebracht war. Ein Nachen hielt am Ufer dieses Gewässers. Phocis trat hinein und munterte die Frauen auf, ein Gleiches zu thun. Das ist der Styx der Egypter, flüsterte er ihnen zu. Auf diesem Wasser werden die Todten zu ihrer Ruhe-

stätte geführt, und hier sind einige Schreckniſſe von den Prieſtern angebracht, um die Ungeweihten von dem Betreten dieſer Stätte fern zu halten. Schreckniſſe? rief Metella fürchtend aus, wenn ſie uns nur nicht dadurch in Furcht jagen, ich bin ſo ſehr vor allem Dergleichen in Angſt.

Es wird nicht ſo ſchlimm ſein! rief der Proconſul, und wechſelte mit dem alten Prieſter einige Worte, der den Kahn lenkte, auf dem man ſich eingeſchifft hatte. Unterdeß begann ein düſterer Choral, der ſchauerlich zwiſchen den Felſen und in der Dunkelheit dieſes Orts hinſchallte und der ein egyptiſches Todtenlied vortrug. Als dieſe ſchauerlichen Accorde erklangen, bewegte ſich Allerlei auf dem Waſſer auf die Reiſenden zu. Lange ſchreckhafte Thiergeſtalten, Gerippe und andere Phantome. So auch Menſchenleichen, die entſetzlich ausſchauten in dem düſtern Halbdunkel, in dem ſie ſich bewegten. Mein Himmel! rief die Wittwe, was ſind das für entſetzliche Weſen! Ich glaube auch zu ſehen, daß ſie leben und daß ihre Glieder ſich bewegen! Nicht doch, liebe Mutter! rief Claudia, es ſind Todte! ſiehſt Du nicht, ihre Augen ſind geſchloſſen. Es ſind dieſelben Geſtalten, die wir in Rom im Tempel der Hekate geſehen

haben und die man Lemuren nannte. Metella sah schaudernd auf diese Schreckniſſe, da Einige ganz nahe an den Nachen heranſchwammen, und die man deshalb deutlich ſehen konnte.

Der Kahn machte hier eine ſcharfe Wendung um einen Gegenſtand herum, der ſich mitten aus dem Waſſer emporhob. Warum fahren wir hieran vorbei? fragte die römiſche Wittwe ihren Führer. Der erwiderte: Es iſt nicht erlaubt, Fremden dieſes Geheimniß zu zeigen, weil man fürchtet, es könne einen zu entſetzenvollen Eindruck auf ſie machen. Ich bin auf Alles gefaßt, entgegnete Metella; man ſoll nicht von mir ſagen, daß eins dieſer egyptiſchen Phantome mich von ſich abgeſchreckt habe. Was iſt es? Man zeige es uns.

Alsbald begann der Felſen, denn das ſchien er, von einem unmerklichen Stoß des Kahnführers zu erzittern; zugleich erſcholl der Donner, der dumpf wiederhallte. Der Felſen öffnete ſich und aus der mit blauem Licht erfüllten Tiefe deſſelben ſah man eine Geſtalt in langem Grabtuche erſcheinen, die Etwas in den Händen trug, das ſie auf die Stufen des Tempels niederlegte, von denen es ſogleich in's Waſſer glitt. Es war die Leiche eines Kindes, deſſen Bruſt mit einem Meſſer durchbohrt war und heftig blutete. Die blutende Kindes-

leiche fuhr an den Kahn an, zu gleicher Zeit stieß die verhüllte Gestalt im Innern des Felsens Schmerzenstöne aus; sie begann sich zu entkleiden, und als sie im Isisschleier bekleidet dastand, sahen die Reisenden im Kahne, daß es ein ihnen bekanntes Phantom war, das die Züge eines Mitgliedes der Familie der Metella an sich trug. Weh! rief die Wittwe, das ist meine arme Schwester Julia! Muß ich sie hier wiedersehen? Julia! höre mich! warum hast Du Dein Kind ermordet? Die Gestalt antwortete Nichts, sondern machte von Neuem die Pantomimen der Verzweiflung und stürzte sich in die Fluth. Um Gotteswillen, wohin willst Du? so rief Metella außer sich und wollte sich der Schwester nachstürzen, als der Kahnführer sie zurückhielt. Madame, rief er, es ist Nichts als ein Phantom, bemühen Sie sich nicht; es ist ein todter Körper, dem man die Züge Ihrer Anverwandten gegeben hat, um zu schrecken. Als er diese Worte sprach, erlosch die blaue Glut im Innern des Felsens, er schloß sich wieder und die Erscheinung war verschwunden. Die Gesellschaft fuhr wieder weiter. Das dunkle Wasser wurde immer trüber und finsterer; nur wenige Lichter brannten noch. Der Choral und der unterirdische Donner tobten noch immer fort. Auf die Wittwe machte keins

der Phantome, die sie jetzt sah, noch einen Eindruck; die Erscheinung ihrer Schwester schien sie alle todtgemacht zu haben. Auch kamen keine mehr zum Vorschein, welche die Absicht hatten, die Damen zu schrecken, die ruhig auf ihren Plätzen blieben, und denen der Proconsul die Gegenstände erklärte, die sich jetzt darstellten. Für's Erste zeigte sich ihnen ein schöner griechischer Tempel in dem größten Ebenmaß, mit Säulen bekleidet, in dessen Mitte fuhren sie ein. Dies ist der Tempel der Priester, sagte der Consul, wir werden gleich den Oberpriester sehen, der kommen wird, uns zu begrüßen. Eine Thür öffnete sich auch, und man blickte in ein hell erleuchtetes prachtvolles Gemach, auf dessen Stufen der Priester stand, die Arme ausgestreckt, um seine Gäste zu empfangen. Metella erhob sich und ging die Stufen hinauf, ihre Töchter folgten ihr. Gelobt seist Du, die Du kommst, unsere erhabene Göttin Isis zu besuchen. Sei gegrüßt, edle Frau und Ihr, zarte Jungfrauen, reicht mir die Hand und kommt mit mir, die Göttin, die euch erwartet, zu begrüßen. Der Proconsul wurde ebenfalls mit Auszeichnung empfangen. Wie der Zug in den Tempel herein war, schlossen sich dessen Thore wieder, und man erkannte in dem hellerleuchteten Innern an Nichts, daß man im Innern

der Erde sich befand. Die Choraltöne hatten aufgehört, statt dessen ließ sich ein unendlich liebliches Flötengelispel hören, das bald in eine vollständige Musik überging, die sehr viel Reiz hatte. Unterdessen war in dem schönen Gemache ein Tisch erschienen, der mit allen möglichen Leckerbissen besetzt war und an dem sich die Gesellschaft niederließ. Reiche Pokale wurden mit dem besten Weine gefüllt. Die Gesellschaft saß bei Tische mehrere Stunden. Der Oberpriester, der zu Metella's Rechten saß, machte bei Tische die Honneurs, ihr zur Linken hatte der Proconsul Platz genommen, ein junger Priester machte mit sehr artigen Manieren der schönen Claudia den Hof. Die Römerin zeigte offen ihr Wohlgefallen an egyptischer Lebensweise, verglichen mit der römischen. Der Oberpriester fragte, was der Kaiser mache, und darauf erwiderte Claudia: Darauf kann ich am Besten antworten, denn ich habe ihn in diesen Tagen verlassen. Es ging ihm wohl und man sprach von einer neuen Kriegsunternehmung, die er persönlich leiten und anführen wollte. Mögen ihm die Götter Sieg und Glück verleihen, antwortete der Priester, indem er zugleich seinen Becher füllte und leerte. Als man von der Tafel aufstand, erkundigte sich der Oberpriester, wohin

er die Damen führen solle, ob sie das Innere des Tempels, wo die Göttin gewöhnlich hause, zu sehen beabsichtigten, oder die Umgebungen, die in der Pyramide angebracht seien, bewundern wollten.

Ich möchte der Göttin, wenn es erlaubt ist, meine ehrfurchtsvolle Verbeugung machen, erwiderte Metella.

Gewiß ist es erlaubt! rief der Priester, indem er sich anschickte, den Zug zu führen, der sich sogleich in Bewegung setzte. Man stieg in eine große, mit goldener Verzierung geschmückte Gondel und fuhr ab. Zuerst kam man wieder auf den See, der sich in unergründlicher Ausdehnung bis weithin verbreitete und dessen Wellen jetzt ruhig waren, von keinen schwimmenden Phantomen angefüllt. Noch an ein paar schönen Tempeln fuhr man vorüber, dann näherte man sich einem weithinstrahlenden Punkte, der, als man ihm näher kam, sich als ein prachtvoll erbauter, säulengetragener Tempel zeigte, dessen einzelne Säulen von lauter Lichtkränzen umgeben waren, die den ausnehmenden Glanz verbreiteten, den man von fern schon bemerkt hatte. Als man sich näherte, erhielt die Musik einen prächtigen Charakter, und lange hintönende Posaunenstöße bildeten sie. Es war etwas unbeschreiblich Feierliches in diesem Nachtbilde, wo

so viel Pracht und Glanz von finsteren unheimlichen Schatten umgeben war. Hinaufblickend, gewahrte man Sterne an dem dunkeln Raume, und als Metella ihren Führer fragte, wo sie hergekommen seien, erwiderte er: Sie sind durch Kunst gebildet; da die Decke ein geschlossener Raum sei, habe man sie durch Beleuchtung eigenthümlicher Art hervorgebracht. Sie sind täuschend den wirklichen Sternen ähnlich! rief die Wittwe, indem sie emporblickte. Sie haben auch eine Bewegung, nahm der Priester das Wort, geben Sie Achtung, sie verändern ihren Platz und bewegen sich in Gruppen nach der Musik. Gewisse Sternbilder bringen besondere Posaunenklänge hervor.

Als man noch den Sternenhimmel betrachtete, öffneten sich die Thore des Eingangs zum Tempel. Wir sind willkommen; lassen Sie uns eintreten! Sie gingen eine große Treppe hinauf; oben empfing sie ein unbeschreiblich großer Kreis weißgekleideter, in Schleier gehüllter Gestalten, die ihnen grüne Zweige entgegenhielten. Die Priesterinnen der Isis! rief der Priester, sich vor den Verschleierten verbeugend. Ein Festmarsch erklang, und mit dessen ersten Tönen flogen die Thüren zu einer Halle auf, in die jetzt die Gäste traten. Die verschleierten Jungfrauen blieben draußen

auf dem Flur. Ueberall auf ein paar Schritte waren große Feuer angezündet, die aus zusammengebundenen Flammenbüscheln bestanden, aus mehreren Fackeln zusammengesetzt. Der Boden, auf dem man ging, war parquetartig zusammengefügter Marmor von mehreren Farben, hier und da mit Blumen bestreut. Nach einem Wege von einer guten halben Stunde kam man in ein kleines, rundes, kuppelförmiges Gemach, von Säulen rings getragen; darin stand auf einem Sockel aus weißem Marmor eine kleine Statue von Bronce, eine menschliche Gestalt mit einem Stierkopfe darstellend. Der Priester neigte sich vor diesem Bilde, und seine Umgebung stimmte einen kurzen chorartigen Gesang an zur Feier des Anubis, eines Sohnes der Isis. Auch Metella grüßte das Bild. Jetzt schritt man weiter, durch offene Hallen, die sich bald zu langen Sälen erweiterten, in deren einem eine weibliche Gestalt gesenkten Hauptes auf und ab schritt. Es war die Göttin selbst, die hier einsam ihren Betrachtungen nachhing, und jetzt von dem Zuge der Gäste gestört wurde. Die Göttin sah entsetzt empor, als sie die Schritte hörte, und fragte mit lauter Stimme: Wer naht sich? Du hast befohlen, Göttin, antwortete der Priester in tiefer Ehrfurcht, daß ich Dir die rö-

mischen Frauen bringen darf, die da kamen, um Deine Göttlichkeit zu verehren. Sie mögen kommen! erwiderte Isis, und blieb in der Mitte des Saales stehen. Es war eine hohe, schlanke Gestalt; der Schleier, der sie sonst einhüllte, war zurückgeschlagen, und man konnte ein ernstes, strenges Antlitz sehen, dem es jedoch nicht an Milde und Güte fehlte. Der Priester, als er die Göttin vor sich stehen sah, warf sich zur Erde nieder und berührte mit seiner Stirn den Boden. Metella faßte ihre Töchter an die Hand und beugte ein Knie, indem sie zugleich, wie zum Gebet, die Arme gen Himmel hob. Seid mir willkommen! rief die Stimme der schönen Frau; wo kommt Ihr her?

Aus Rom, Göttin, antwortete Metella. Hier sind meine Töchter, die ich Dir vorzustellen so frei bin.

Wer bist Du selbst? tönte die Frage der Göttin.

Ich bin die Wittwe des Senator Metellus, der in Rom starb und mich im Besitz dieser zwei Töchter hinterließ, nachdem mir schon zwei Söhne, die ich ebenfalls geboren, genommen waren. Ich bin immerdar Deinem Dienst, o Göttin, geneigt gewesen, und selbst besitz' ich einen kleinen Tempel,

der Dir gewidmet ist, Dir und Deinem Sohne, den ich schon begrüßt habe.

Die Göttin hörte diesen Bericht mit Wohlwollen und Gnade an, dann reichte sie ihre Hand der Wittwe zum Kusse, die sich mit besonderer Ehrfurcht darauf hinstürzte und die schöne Hand mit ihren Lippen berührte. Eine gleiche Gnade bat sich Claudia aus und erhielt sie ebenfalls.

Darauf begann die Göttin wieder ihren einsamen Gang durch den Saal. Dies war das Zeichen, daß die römischen Damen entlassen waren, und sie zogen sich sogleich zurück; nur der Priester verweilte noch ein paar Minuten, weil er mit der Göttin Etwas zu sprechen hatte.

Als er zurückkam, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Auf dem Standbild unterhalb des Horus fehlte die Statue, und der Priester erwiderte auf die Frage der Wittwe: Wahrscheinlich wird er sich jetzt zu seiner Mutter bemühen. Er ist gegenwärtig nicht da. Man ging vorüber, dem Eingange des Tempels zu. Man fand wieder die Priesterinnen unten auf dem Vorplatz, und oben, als Metella hinaufblickte, gewahrte sie zugleich andere Sternbilder, als sie früher gesehen. Die Musik erklang in heiterer Weise, und man schritt die Treppe hinab. Unten war der Nachen erleuchtet,

und der Priester führte die Wittwe mit großer Artigkeit auf ihren Platz. Dem Himmel sei Dank! rief er, Isis war uns günstig! Sie empfing uns mit besonderer Huld! Das ist eine Seltenheit; sie ist jetzt für alle solche Unterbrechungen in ihrer Einsamkeit sehr ungnädig und streng gesinnt. Doch die vollkommene Liebenswürdigkeit der Damen hat unfehlbar dieses Wunder bewirkt.

Ich werde in Rom das Bezeigen der Göttin zu rühmen wissen, bemerkte die Wittwe mit einem besondern Dank an den Oberpriester. Die egyptischen Götter gelten in Rom für stolz und eigensinnig; ich kann und werde das Gegentheil behaupten.

Daran werden Sie wohl thun! rief der Priester. Unsere Gottheiten sind wahrlich nicht stolz, doch kommt es sehr darauf an, wer ihre Gnade anruft. Frauen, die keinen ganz guten Ruf hatten, haben sie zu ihrer Patronin gemacht; es ist kein Wunder, wenn sie diesen nicht besonders günstig sich erwies.

Als man im Tempel der Priester wieder angelangt war, bemerkte der Proconsul, daß es spät sei, und darum Zeit, sich zu entfernen. Man nahm nun Abschied von den Priestern, denen man ganz besonders dankte. Die Wittwe versprach ein Ge-

schenk ihrem Orden zu übersenden, das ihnen Freude machen würde; sie begleiteten die Damen noch eine Strecke Weges und beurlaubten sich dann. Ohne Störung wurde der Weg zurückgelegt. Metella empfing wieder ihre Schmucksachen und einen Schleier der Isis, den die Göttin Befehl gegeben hatte ihr einzuhändigen. Er war von kostbarem weißen Stoff, mit Gold gestickt. Die Wittwe legte ihn nicht um, sondern befahl ihren Töchtern, ihn mitzunehmen, um ihn in Rom zu zeigen.

10.

Da wir die Isis gesehen haben, so müssen wir auch, um ein vollständiges Bild egyptischen Religionscultus zu betrachten, den Cultus des Horus in Augenschein nehmen! Dies sagte der Proconsul, als er kam, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Des Horus? fragte die Wittwe, und wo wird dieser Cultus gefeiert? In einem Haine, der eine Stunde von Memphis liegt, war die Antwort. Es ist jetzt gerade Frühlingstag und Nachtgleiche, das ist die Zeit, wo sein Cultus den Gipfelpunkt erreicht. Wir wollen hin, riefen die Damen alle zusammen; hoffentlich sehen wir da etwas Neues!

Sehr viel Neues, war die Antwort. Für's Erste sehen Sie da die alten ernsthaften Egypter fröhlich, sogar muthwillig. Die Späße, die dort vorkommen, sind von der Art, daß es nicht

erlaubt ist für anständige Damen, dabei sich zu zeigen, und die vornehmen Egypterinnen, die dorthin kommen, alle Masken tragen.

Wie kommt es, daß das Fest einen so cynischen Charakter annimmt?

Durch die Geschichte des Horus wird es erklärt, erwiderte der Proconsul. Isis auf ihrer Flucht, aus der Gegend der Quellen des Nils kommend, floh durch die thebaische Wüste, und in dieser Wüste verlor sie ihren Sohn, der sie stets begleitete. Der junge Horus befand sich bald allein und verlassen in der Wüste. Er machte die Bekanntschaft einiger Einsiedler, welche die Wüste bewohnten, und von diesen lernte der junge Prinz die Gewohnheiten des Lebens. Zum Unglück lernte er von diesen Gewohnheiten die übeln zugleich mit den guten. Es wurde so schlimm mit der Verwilderung des jungen Mannes, daß die Mutter, als sie nach langem Suchen den Sohn wiederfand, ihn anfangs nicht erkannte, und sich mit ihm nur wieder aussöhnte, nachdem sie die bösen Sitten, die er von den Einsiedlern angenommen hatte, wieder aus ihm vertrieben hatte.

Davon wissen wir in Rom Nichts, sagte Metella.

Ich glaub' es wohl, entgegnete ihr Verwandter

lächelnd, in Rom wird man überhaupt Nichts wissen von dem Leben des Horus, da es ein Mysterium ist, das nicht über die Grenze dieses Landes hinausgekommen ist.

Wann ist die Stunde, wo der Hain dem Publikum geöffnet wird.

Ich werde Sie durch eine besondere Thür hineinführen. Es ist dies nöthig, um nicht mit dem großen Volkshaufen zusammenzutreffen, der den Haupteingang wählt. Gegen die vierte Stunde des Abends komme ich wieder.

Man versah sich nun mit Masken und mit der nöthigen Kleidung zu diesem Zwecke. Es war ein schöner, warmer Abend, als man fortging. Metella hing sich wieder an den Arm des Proconsuls. Die beiden Schwestern führten sich gegenseitig. Einen Theil der Parasiten, die mitzugehen gewünscht hatten, ließ man folgen. Man verließ Memphis, indem man die Straße der drei Gottheiten bis zu Ende ging, dann aus dem Thore des Gottes Orus hinausschritt und sich nunmehr dem bezeichneten Haine näherte. Der Glanz der Fackeln und ein wirres Geräusch von vielen Stimmen bezeichnete den Weg, den man zu nehmen hatte. Es lebe Horus! war der allgemeine Freudenruf, der überall gehört wurde.

Der Hain war mit einer hohen Mauer umgeben, in der man ein Pförtchen, das von einem Priester bewacht wurde, öffnete. Eine hohe schattige Allee von Cypressen und Lorbeerbäumen nahm die Gesellschaft auf, die rasch vorwärts schritt. Man scheute sich anfangs, in das Getümmel einzutreten, das überall den Garten belebte, endlich aber drang der Proconsul durch und führte die Damen, die sich eng an ihn schlossen, zu einer erhöhten Stelle des Hains, von wo sie den Menschendrang genau sehen konnten, ohne durch sein Andringen belästigt zu werden.

Man sollte kaum glauben, daß diese Menschen Egypter sind, man sollte sie für Römer halten, welche die Saturnalien halten wollen, bemerkte die Wittwe.

Da bringen sie ihn getragen, den jungen Horus, rief Einer aus der Gesellschaft. Er hat sich verirrt und wird jetzt von Leuten, die ihn gefunden haben, hereingetragen. Die, welche ihn tragen, sehen wie Selene aus. Vielleicht sind sie es auch. Der Cultus des Horus scheint Aehnlichkeit mit den Mysterien des Bacchus zu haben.

Man sah jetzt einen jungen Menschen von blühender Schönheit auf den Schultern eines derben Menschen sitzen und in den Vorplatz ge-

tragen werden. Er war gänzlich nackt, nur ein Schurzfell von grünen Blättern verhüllte ihn. Frohsinn und Lachen spielte um seine schönen Züge. Ein schwärmender Lärm begleitete den Zug.

Vor der Höhle eines Einsiedlers hielt er an. Der Bewohner dieser Räume, ein alter Mann mit einem langen Bart, kam hervor und begrüßte den jungen Gast. Horus gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er seine Mutter verloren habe und sich jetzt in hoffnungslosem Irregehen befinde. Der Einsiedler nahm ihn sogleich bei sich auf. Er verschwindet in das Innere der Höhle. Während seine Gefährten, junge Hirten, sich draußen mit Tanzen belustigen, sieht man das Innere der Höhle von tausend Lichtern erleuchtet und darinnen Horus, wie er mit seinem Wirthe an der Tafel sitzt und speist. Eine heitere Musik spielt dazu auf und es erscheinen mehrere junge Mädchen, die der Einsiedler als Gäste empfängt. Die Tafel wird sehr lebhaft. Der junge Flüchtling sucht sich bald unter den hübschen Nymphen eine aus und giebt sich mit dieser besonders ab. Als das Mahl vollendet ist, wird eine Streu bereitet, und Horus legt sich mit dem jungen Mädchen auf dieselbe. Die Lampen der Höhle brennen düster und endlich verlöschen sie gänzlich;

unterdessen gehen die anderen jungen Mädchen wieder aus der Höhle heraus, werden aber daselbst von den Hirten aufgefangen, die vor der Höhle warten, und es beginnt eine allgemeine unzüchtige Scene, welche die Damen erröthen machte. Die Nymphen wissen sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß sie sich den Umarmungen der Hirten überlassen, die der Einsiedler vergebens zu zügeln strebt. Als der Morgen wieder anhebt, verläßt Horus die Höhle und zieht mit seinem ganzen Schwarme weiter. Er wird wieder getragen, und seine Träger stehen bei einem Bache still, über den sie nicht hinüber können. Sogleich kommt eine Abtheilung kriegerischer Weiber, die den Zug des jungen Gottes innehalten. Dies sind die Amazonen, und Horus fällt in ihre Schaaren. Vergebens suchen die jungen Hirten den Weibern Widerstand zu leisten, sie werden überwunden und besiegt. Die Anführerin der Amazonen sieht aber kaum den Horus, als sie sich in ihn verliebt und ihn zu verführen trachtet. Ein neuer Tumult begiebt sich, und der Zusammendrang der Massen wird so lästig, daß sogar der Platz, wo die Damen sich befinden, von den zügellosen Schaaren besetzt wird. Die Schlacht der Amazonen wird auf dem Platze gefeiert, wo sich die

Wittwe und ihre Töchter befinden, die durch diesen Umstand verdrängt und mit in den Haufen verwickelt werden. Eine der Amazonen ergreift die Wittwe und hebt sie trotz ihres Sträubens auf's Pferd und schwingt sich selbst darauf. Unter zügellosem Gelächter verfolgt sie der Pöbelhaufe, ihr Hülferuf erstarb ungehört im Geschrei der Menge. Sie stürmte mit ihrer Amazone durch den Fluß und begab sich zu dem andern Haufen der Streitführenden jenseit des Flusses. Hier gelang es ihr, vom Pferde zu springen, bei welcher Gelegenheit sie den Fuß verstauchte, und auf dem Wege liegen blieb. Dort fanden sie die Hirten, und riefen sogleich den Haufen der Ihrigen herbei. Es wäre ihr schlecht gegangen, wenn nicht in diesem Augenblicke der junge Gott erschienen wäre und sie in seinen Armen aus dem Gedränge gerettet hätte. In den Armen des Horus erwachte die arme Metella wieder und sah sich bestürzt so weit von den Ihrigen.

Fürchten Sie Nichts, fremde Frau, ich will Sie selbst zu Ihren Freunden zurückbringen, sagte der junge Horus, indem er die Wittwe aufzustehen nöthigte, wobei er sie mit seinen Armen unterstützte. Sie hinkte nur langsam an seiner Seite. Ich bin unendlich beschämt, sagte sie zu

ihrem Retter, daß ich Eure Hoheit incommodiren muß. Ich hätte das Wagestück, hierher zu kommen, gar nicht unternehmen sollen. Weshalb nicht, meine Gnädige, rief der Gott; alsdann wäre uns die Freude nicht zu Theil geworden, Sie zu retten.

Der Proconsul, der die Verlorene schon gesucht hatte, kam jetzt herbei, und mit ihm die Parasiten, die allesammt sehr erfreut waren, die Dame wiederzufinden. Was machen meine Töchter? fragte die zärtliche Mutter bekümmert.

Es geht ihnen gut, wurde erwidert. Claudia kam der Mutter zu Hülfe. Horus übergab sie dem jungen Mädchen und entfernte sich wieder, um an der Verfolgung der Amazonen Theil zu nehmen. Es mußte eine Tragbahre angeschafft werden, um die Erkrankte nach Hause zu schaffen, denn sie konnte keinen Schritt gehen. Vom Proconsul und von ihrer Tochter geführt, verließ sie hinkend den Schauplatz, auf dem sie nicht länger verweilen wollte. Der bacchische Lärm der ausgelassenen Menge tönte ihr noch lange in den Ohren.

Wir versäumen die Besiegung der Amazonen, sagte der Proconsul, und den alsdann stattfindenden Ueberfall der Königin der Amazonen, der sehr großartig sein wird. Bei der Gelegenheit machen sich die Hirten und die Einsiedler besonders

wichtig. Die Königin der Amazonen wird besiegt, indem sie sich auf ein Pferd retten will. Der Hirt umfängt sie, und sie ergiebt sich ihm halb stehend, halb fallend, was eine sehr schöne Gruppe abgiebt.

Ich verzichte auf alle Gruppen, wenn ihr Anschauen mit solchen Gefahren verknüpft ist, wie ich sie eben erlebt habe, rief die Wittwe mit ängstlicher Stimme. Mir wird nur wieder wohl sein, wenn ich zu Hause in meinem sichern Zimmer mich befinde. Ich will Nichts mehr von diesen Saturnalien sehen; ich habe schon zu viel gesehen!

Mit diesen Worten schloß sich die Dame in ihrem Zimmer ab und die Gesellschaft zerstreute sich.

Auf den andern Tag war die Abreise festgesetzt.

Die Wittwe nahm vom Proconsul Abschied, der sich seinerseits von dem ganzen Corps der Begleitung Metella's verabschiedete. Die Reise wurde am andern Morgen fortgesetzt, indem man beschloß, nur ganz kleine Tagereisen zu machen.

Die Parasiten begannen die Fahrt mit einem Gebet an die Göttin Isis, und baten sie, der abziehenden Römerin günstig zu sein. Wer hätte geglaubt, begann die Reisende zu ihren Töchtern,

daß ich dieses Abenteuer in Egypten erleben würde. In den Armen des Horus zu liegen und seine Befreiung von den Amazonen mit anzusehen! — Ich werde Vielerlei in Rom zu erzählen haben.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costennole in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. 1¼ Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck, nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex.-8. Prachtausgabe. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebund. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr. Wohlfeile Volksausgabe mit Illustrationen ohne Tondruck. Mittel-8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. gebund. 2 Thlr. 5 Ngr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{3}{4}$ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. $10\frac{1}{2}$ Thlr.
Wird gleiches Aufsehen erregen wie Varnhagen's Tagebücher.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausg. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Kleine

Romane und Erzählungen.



Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

2042.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Die goldene Maske	7
Die rothe Schleife	121

Die goldene Maske.

1.

Es war in der letzten Hälfte des Oktobermonats; der erste nachdrückliche Frost war eingetreten und ziemlich tiefer Schnee gefallen, da hatten sich eine große Menge Wagen und auch einige Schlitten vor dem Palais in der großen Million, wo der französische Gesandte wohnte, eingefunden, die daselbst auf ihre Herrschaft warteten, welche oben den Ball beim Gesandten mitmachte. Die glänzende Reihe der erleuchteten Fenster schien auf der dunkeln Straße wieder und die Dienerschaft machte ihre Witze über die oben tanzenzen Herren und Damen und ließ nebenbei auch die Schnapsflasche kreisen, die der Eine oder der Andere aus dem nächsten Schnapsladen immer wieder gefüllt hinbrachte. Eben war das Geschwätz dieser Leute im besten Gange, als ein kleiner Schlitten um die Straßenecke pfeilschnell herum-

bog und rasch an das Haus des Gesandten lenkte. Beim Anblick dieses Schlittens schwieg die plaudernde Genossenschaft plötzlich; die Kutscher bemächtigten sich der Zügel ihrer Pferde und lenkten diese eilig zur Seite, und jeder Platz wurde frei für den kleinen Schlitten, der jetzt mitten hinein in die Wagenmenge fuhr und mit einer eigenen Geschicklichkeit gerade unter das vorgebaute Dach lenkte, wo er still hielt. Die nahestehenden Kutscher waren abgestiegen und schlossen so ziemlich eine Reihe um den kleinen Schlitten, neugierigen Blicks Den betrachtend, der aus demselben herausstieg. Es war ein Offizier in einer weißen Uniform, der nachlässig seinen Pelz in den Schlitten warf, und sicher und rasch die Treppe zum Palast hinaufstieg. Wie der Herr unvorsichtig ist! rief einer der Kutscher mit besorgter Stimme: in dieser Kälte wirft er den Pelz von sich und steigt in strammer Uniform die Treppe hinauf; das wäre Etwas für meinen Herrn, der immer an der Gicht und am Zipperlein leidet. Ja freilich, Iwan, Dein Herr und dieser sind so sehr von einander verschieden, als es Winter und Sommer sind. Nimm die teufelsmäßigen Strapatzen an, die der Herr gemacht hat, und halte dagegen das verweichlichte Leben Deines Gebieters, und Du wirst schnell die Folge

davon sehen. Ei seht doch! rief der Andere, sind sie nicht Beide hochgeborene Herren, und da kommt es auf Eins heraus. Mit Nichten, war die Antwort, Dein Gebieter ist Gesandter und der Herr ist Kaiser. Ein Kaiser steht hoch über alle Gesandten der Welt, und was das Abhärtungssystem anbelangt, willst Du darin belehrt sein, so kann ich Dir auch darin dienen, denn mein Bruder ist kaiserlicher Kammerdiener und weiß so ziemlich genau, wie es der Kaiser gleich beim Aufstehen macht. Erst schon das einfache, schmucklose Bett mit der Matratze darin, und dann gleich beim Aufstehen die kalten Waschungen, die er nie aussetzt und die so kalt sind, daß unser Einem die Haut schaudert, wenn man nur daran denkt. Das will etwas sagen! Gelt! wenn man es so treibt, da kann man schon einen Puff vertragen. Frage 'mal, wie viele von Deinen Excellenzen es so machen? Das Gespräch der Kutscher wurde hier unterbrochen und nicht weiter fortgesetzt. Der Kaiser schritt unterdessen die Treppe, welche mit einer doppelten Reihe von Blumen und mit kostbaren Teppichen belegt war, hinauf und durch zwei Vorsäle hindurch, die mit Bedienten gefüllt waren, welche, die Pelze ihrer Herren über den Arm, dort warteten und sich sogleich, als sie den Offizier kommen sahen, ehr-

furchtsvoll zurückzogen. Mitten durch diese Dienerschaft drängte sich der Gesandte, der zu spät erfahren hatte, wer der Gast war, der sich seinem Hause nahte, sonst wäre es seine Pflicht gewesen, ihn schon an der Treppe unten zu empfangen. Er kam jetzt auf den Kaiser zu, begrüßte und geleitete ihn in den Vorsaal, dessen Thüren sogleich von zwei Dienern aufgerissen wurden. Drinnen wartete schon eine Reihe Herren auf den Ankommenden, und die Begrüßungen fanden statt, die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind. Der Kaiser sagte einige Worte der Entschuldigung, die er an die Frau Gesandtin richtete, daß seine Gemahlin nicht erscheinen werde, da sie unwohl sei. Mit leichtem, sicherm Schritt glitt er in dem Tanzsaal hin, wo eben die Musik eine fröhliche Masurka spielte. Er betrachtete einen Augenblick die Reihen der Tanzenden, die sogleich im Tanze inne hielten und dem Herrscher eine tiefe Verbeugung machten, der sich indessen nicht aufhalten ließ, sondern ihnen zuwinkte, ihrerseits im Tanze fortzufahren. Er ging an der Reihe der älteren Damen entlang, grüßend und hier und da ein paar Worte sprechend, und stellte sich endlich in der Ecke des Saales auf, wo er einen Mann zu sich heranwinkte, der einen glänzenden Ordensstern an der Brust trug

und eine ausdrucksvolle Physiognomie hatte. Man konnte es ihm ansehen, daß es ein Engländer war. In der That war es der englische Gesandte. So wie der Kaiser mit ihm ein Gespräch angefangen hatte, zog sich sogleich die übrige Gesellschaft in respektvolle Ferne zurück und der Kaiser blieb mit dem Gesandten allein in der Ecke des Saales stehen. Nur der Wirth des Hauses, gewärtig eines Winkes, hielt sich in ziemlicher Entfernung auf und beobachtete fortwährend seine erhabenen Gast.

In einem der Seitengemächer des prachtvollen Saales lagen auf einer Ottomane zwei junge Damen in nachlässiger Stellung, und plauderten mit einander, indem sie von Zeit zu Zeit den Blick auf den Tanzsaal richteten.

Was giebt's da? fragte die Fürstin Obressow ihre Freundin, die junge Gräfin Natalie Rictobieff.

So viel ich sehen kann, Nichts. Eine neue Tour im Tanze.

Das ist nicht möglich; es muß Jemand gekommen sein; vielleicht ist es der Kaiser.

Die Kaiserin ist es wenigstens nicht, denn ich sehe die Gesandtin ruhig auf ihrem Platze sitzen.

Die Kaiserin kommt heute nicht, erwiderte die Gräfin. Ich weiß es bestimmt, sie erwartet Briefe

aus Berlin und hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

Wer hat diese Neuigkeiten hinterbracht, mein Engel? fragte die Fürstin; vielleicht Dein Zimmtstängelchen?

Mein Zimmtstängelchen ist heute hier auf dem Ball; ich weiß es durch die Kammerfrau der Monarchin, der ich heute Morgen einen Besuch machte.

Die schöne Clara Wisagin?

Dieselbe.

Das Zimmtstängelchen macht ihr den Hof?

Nicht mehr, als es Sitte ist. Du weißt, daß die dienstthuenden Gardeoffiziere immerdar der allmächtigen Kammerzofe die Cour machen müssen. Das ist von Zeiten der Kaiserin Katharina hier Sitte.

O, die Kaiserin Katharina hatte aber auch wichtige Kammerkätzchen, bei denen es sich lohnte, diese Stellung anzunehmen; aber was hat die jetzige zu sagen? Ich möchte ihr keines meiner Geheimnisse anvertrauen, und vor allen Dingen würde ich nicht wollen, daß ein hübscher Junge, den ich mit meiner Aufmerksamkeit beehre, ihre Aufwartung übernimmt.

Ich dulde es nicht allein, sondern ich wünsche

es auch; denn die Geheimnisse, welche ich auf diese Weise erfahre, sind mir von Nutzen. Doch da kommt Vranikoff; wollen wir ihn fragen, was es im Saale giebt? Iwan Iwannowitsch, auf ein Wort.

Ein kleiner Mann, der eben in das Zimmer getreten war und die Absicht hatte, vor den Spiegel zu eilen, um seine Frisur zu ordnen, sprang auf den Ruf eilig herbei und neigte sich fragend zu der liegenden Dame mit den Worten: Was beliebt, Excellenz?

Sie kommen eben aus dem Saale. Was ist's für ein Lärm, der sich dort ereignete? Ist Jemand gekommen?

Se. Majestät haben die Gnade gehabt zu erscheinen.

Die Fürstin lachte. Hat Sie die Gnade gehabt, den Tanz mitzumachen?

Se. Majestät tanzen nie das Masurek, entgegnete der Titularrath hoffärtig. Sie haben geruht, sich in einen Winkel des Saals zu begeben, um dort mit dem Lord Whisby eine Unterredung zu eröffnen. Mein Neffe hat auch die Gnade gehabt, von Sr. Majestät einen Gruß zu erhalten; ich zitterte dabei, denn ich wußte es, daß seine Knöpfe nicht in der Ordnung waren. Aber Du

lieber Gott, wo hätte ich dazu die Zeit gefunden' Um halb neun Uhr kam die Einladung; da mußte ich eilen, meine Uniform in Stand zu bringen; ich habe erst gestern das Recht erhalten, sie zu tragen. Die Knöpfe waren nicht uniformsmäßig; es waren alte, aus der vorigen Sitzungsperiode daran. Zum Glück fand ich in meiner Kammer noch eine Garnitur passender Knöpfe; aber für meinen Sohn waren nicht genug da, ich mußte einen Theil der alten lassen; doch sie sind an Stellen, wo man sie zum Glück nicht sehen kann, obgleich Sr. Majestät Auge unglaublich scharf ist.

Welche Albernheiten das sind! rief die Fürstin, verächtlich lachend. Wo wird man nur glauben, daß das Auge des Herrn auf die Knöpfe Ihres Sohnes sieht.

O, ich habe Beispiele, daß ihm nicht, wollte sagen, Sr. Majestät, die Knöpfe eines gemeinen Soldaten entgangen sind. Der Teufel kann Einen reiten, ohne daß man eine Ahnung davon hat. Ein Wink der Fürstin entließ den kleinen Mann wieder, der nun, froh und stolz, daß er der gewaltigen Dame Rede gestanden, zurück in den Saal hüpfte. Sein Blick fiel in die Ecke; der Kaiser stand noch immer daselbst. Dann suchte er seinen Sohn auf, und entdeckte denselben an

einem Spieltisch, wo er mit der Prinzessin Plischkoff eine Parthie machte. Auch das gewann seinen Beifall, und sehr zufrieden ließ er sich in den Saal gleiten, gar nicht darum bekümmert, daß auf seinen tief respektvollen Gruß, den er der Wirthin des Hauses machte, kaum eine Erwiderung stattfand. Die Frau Marquise, sagte er zu sich selbst, sind übler Laune, weil Ihro Majestät die Kaiserin nicht kommt. Wir wollen rasch bei Seite schlüpfen, damit sie mich nicht bemerke.

Unterdessen wurde das Gespräch der beiden jungen Damen fortgesetzt. Also Dein Zimmtstängelchen ist hier, und Du tanzest nicht mit ihm? fragte die Fürstin; wie kommt das, mein Schätzchen?

Die Antwort ließ ziemlich lange auf sich warten; endlich kam sie. Weil er nicht gut tanzt, sagte Nadeschda. Du weißt, Masurka muß man sehr gut tanzen; er hat es aber nicht von Tirubanoff gelernt, und das ist der einzige Tanzmeister, der es auf Polnisch lehrt. Auf andere Weise will ich's nicht tanzen.

Ei, der arme Junge; was wird er denn machen, wenn Du nicht tanzen willst? rief die Fürstin lachend. Gewiß, Du hältst ihn zu strenge. Da ist mein Rosenplätzchen doch viel besser dran. Er kann tanzen, was er will, und wie er es will.

Du bist sehr gütig, nahm die Gräfin höhnend das Wort. Doch ist Dein Rosenplätzchen auch schon Capitain, und mein Zimmtstängelchen ist erst —

Lieutenant, versetzte die Dame; ich weiß es. Er ist einer der hübschen Lieutenants, wie sie im Frühjahr aus der Provinz kommen und in Petersburg einziehen, um sich verderben zu lassen.

Um's Himmelswillen, Nadeschda, wie Du sprichst. Wer wird ihn verderben?

Wer? O, da sind eine Masse von Leuten, die sich damit beschäftigen, junge, unerfahrene, aus der Provinz kommende Kälber abzurichten, das heißt zu verderben.

Nenne mir einige.

Da mußt Du Deine Putzmacherinnen fragen. Was weiß ich, wo die Verderberinnen herkommen; genug, sie sind da, und bringen es in Zeit von sechs Monaten zu Stande, daß ein junger Mensch, der blühend und gesund wie eine junge Rose in ihre Hände fällt, nach der vorschriftmäßigen Zeit verblüht, gelb, übelriechend und kränklich wird. Und für diese Arbeit begnügen sie sich mit einem Lohn, der nicht einmal ganz die Gage eines Capitains bei der Garde aufwiegt. Man muß gestehen, billiger kann man nicht gut sein.

Das ist schrecklich; sie machen ihn arm und elend.

Und das mit vollem Recht; denn seine Unschuld und Unerfahrenheit würden ihn hindern, in der Hauptstadt sein Glück zu machen. Und deshalb kam er doch her.

Wie freue ich mich, daß mein Anatol anders ist! rief die Gräfin mit Wärme. Er ist noch ganz so, wie er in seiner Heimath war. Aus den Händen seiner liebenden Eltern hab' ich ihn bekommen! —

Sag' lieber, aus den Händen des Kammermädchens seiner Mutter, denn Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß Du die Erste warst, von der er die Verschiedenheit der Geschlechter durch praktischen Vergleich kennen lernte?

Ja, Nadeschda, ich war die Erste. Dies ist mein Stolz. Ich habe diesen Endymion besiegt, ich habe ihm die Empfindungen eingeflößt, die sein Glück und auch das meinige ausmachen. Mitten in dem Strudel einer verderbten Hauptstadt genießen wir die zarten schönen Freuden der ersten Liebe.

Die Fürstin lachte höhnisch, aber sie verbarg dieses Lachen hinter ihrem Tuche. Mit einer Miene der Ueberlegenheit sagte sie nach einer

kleinen Weile: Ich will Dir glauben, Natalie, obgleich das, was Du sagst, ziemlich unglaublich ist; aber jetzt, wie ist es jetzt? Ist er noch immer Dein treuer Verehrer, oder hat er unterdessen andere Gottheiten kennen gelernt?

Keine! rief Natalie mit leidenschaftlichem Nachdruck. Keine. Glaube mir, ich weiß um jedes Fältchen seines Herzens. Sein treues, offenes, schönes Auge, das mir so warm in die Seele schaut, kann nicht lügen, und in ihm lese ich meine Beruhigung.

Ich möchte ihn doch auf die Probe stellen.

Lege ihm jede auf. Du wirst finden, er sieht kein anderes Weib an.

Wo Du bist, wird er es nicht, ich glaub's. Doch willst Du hören, was mein Rosenplätzchen über ihn sagt?

Nein, denn der ist ein durch und durch verderbter Mann, für ihn giebt es keine Unschuld; natürlich wird er Alles, was er Derartiges entdeckt, für eine Täuschung oder für einen Betrug halten. Jedenfalls wird er sich bestreben, ihn auch so zuzurichten, wie er es selbst geworden ist.

Ah, ich geb' ihn nicht für ein Dutzend Deiner unschuldigen, dummen Jungen fort. Welche Kenntniß der Vergnügungen hat dieser Mann! Du

weißt, ich bin etwas verwöhnt, doch kann ich mich darauf verlassen, der Capitain, wenn er bei mir ist, weiß jede meiner Launen zu befriedigen. Selbst gänzlich erschöpft, bringt er doch Erfindungen vor, die mich wieder neu und lebendig machen. Er ist ein Franzose in seiner Kunst, und in seiner Ausdauer und Kraft ist er mehr als Italiener und Spanier. Aber man muß ihn nicht binden wollen, frei will er sein, denn er ist nur das, was er sein kann.

Ich fürchte mich vor ihm, und alle meine Kraft wende ich an, Anatol vor ihm zu bewahren.

Bewahre ihn, wenn es Dir möglich ist. Kennst Du die Caserne? die zahllosen Offizierstuben, wo kein Ohr lauschend eindringt, wo sie Nächte hindurch bei einander sitzen und Karte spielen und sich dabei Geschichten erzählen, die auf den Verderb der jungen Offiziere hinauslaufen? Ein solcher Abend ist genug, um Dein Werk zu zerstören, und Anatol ist neugierig und wird sich seinem Capitain gegenüber nicht unwissend stellen wollen. Das Uebrige erräthst Du leicht.

Laß uns davon schweigen; ich kann die Nacht nicht schlafen mit solchen Bildern in der Seele. Wenn ich ihn doch ganz bei mir hätte, ganz von meinen Armen umschlossen. Ich würde seine

schönen Augen bewachen, als wenn es die meinigen wären. Ich wollte so nahe seinem Munde sein, daß mein Athem seine einzige Luft wäre, die er einathmete. Ach, ich muß sehen, was er macht, wo er sich jetzt befindet!

Sie sprang von ihrem Sitze auf, und die Fürstin folgte ihr langsam, indem sie vor sich hin murmelte. Wie kann man doch so eifersüchtig sein? Das ist ja der Tod der Liebe. Natalie stand an einem der offenen Bögen, die das Gemach von dem Tanzsaal trennten, halb von dem Vorhang bedeckt, der hier niederfluthete. Sie spähete die bunten Gruppen des Saals entlang, und ihr Auge blieb endlich auf einer Gruppe haften, die seitwärts, wo das Nebenzimmer sich öffnete, bei einem der Spieltische sich gebildet hatte. Es war eine ältliche Dame, die hier saß, und vor der zwei junge Männer standen und mit ihr sprachen. Einer dieser jungen Männer war der von Natalien Gesuchte. Die Fürstin trat an sie heran, faßte ihren Arm und fragte: Nun? Hast Du ihn entdeckt? — Dort, sagte die Gefragte, und ihr Fächer wies auf die Gruppe. Ah! rief die Fürstin, bei der Generalin Woyekoff? Was hat er mit Der? —

Kleinigkeiten, erwiderte Natalie, die Generalin

liebt sich mit ihm zu necken; ich wette, sie sprach von mir. Der arme Junge muß es immer hören, daß es lasterhaft ist, einer verheiratheten Dame die Cour zu machen. Die alte Generalin ist ein Scheusal, aber ihre Unterredungen sind nicht von der Art, daß sie einem jungen Manne schaden können, deshalb lasse ich sie sprechen.

Wer ist der junge Bursche neben ihm? fragte die Fürstin.

Das ist Petron Gudowitsch, ein Schulkamerad von Anatol.

Er ist hübsch.

Nicht übel, willst Du ihn haben?

Nein, ich darf's nicht wagen, der Capitain könnte es erfahren.

Da sieht man, wie Ihr Euch bindet! Und das nennt Ihr freie Liebe? Wenn Du noch sagtest, der Fürst könnte davon Kenntniß bekommen! —

Der Fürst? Wer ist das?

Dein Mann?

Ach, Spaßmacherin! Der Fürst ist mein Mann, wie er der Deinige ist, wie er jedes Weibes Mann ist, das ihn haben mag und seine Lobsprüche und seine falschen Wechsel annimmt. Er wird nächstens die Reise nach Sibirien unternehmen, wozu ich ihm Glück wünsche.

Weshalb das?

Wegen einer Spielschuld, die er mit einem gefälschten Wechsel, den er im Namen des Grafen Serjezew, des Präsidenten der Bank, adoptirt hatte, bezahlte. Die Reise war ihm schon längst zugedacht. Ich bin nur froh, daß es mir gelungen ist, die größte Hälfte seines Vermögens für mich in Sicherheit zu bringen durch eine Schenkung an einen Schwäger, der in Pskow steht. —

Ah, sieh den Kaiser! rief jetzt Natalie, den geläufigen Redefluß ihrer Freundin unterbrechend.

Was trägt er für eine Uniform?

Die von den Kürassieren, sie sieht gut aus.

Ich kann es nicht finden, das Weiß kleidet ihn nicht; meiner Ansicht nach müßte er immer schwarz gehen. Der Leuchtenberg sah in Weiß gut aus; bei Dem konnte man doch den Wuchs sehen.

Schäme Dich, Nadeschda. Diese Bemerkung paßt nicht in Deinen Mund. Wenn man uns hörte!

Wer soll uns hören? Sei doch keine alberne Prüde, Natalie. Wir sind ja unter uns. Die jetzige Uniform der Offiziere ist eine rechte Plage für die Verliebten. Der Teufel hole die ver-

dammten Waffenröcke, die uns zum Spott erfunden worden sind. Es ist, als sollten wir nunmehr Nichts sehen und stets die Katze im Sacke kaufen.

Mit wem der Kaiser nur sprechen mag? fragte Natalie, um ihre Gesellschafterin zum Schweigen zu bringen.

Mit dem englischen Minister, und ich will Dir auch sagen, wovon sie sprechen. Wieder über den kranken Mann, wie der Kaiser den Sultan zu nennen pflegt. Das ist seine Lieblingsunterhaltung seit einiger Zeit, und er kommt damit immer dem Engländer nahe, der so unhöflich ist, auf keine seiner Späßchen und Bemerkungen einzugehen. Bemerkst Du, wie er unwillig, zerstreut und heftig ist, das heißt der Kaiser?

Es sollte doch Jemand kommen und ihn zum Tanz auffordern, sagte Natalie, damit er nur von dem englischen Quälgeist freikommt. Sieh' da, der Retter naht, die kleine Fürstin Bregation, die österreichische Gesandtin, hat den Muth, ihn zu einer Tour aufzufordern. Wie er lange braucht, um sich seines Degens zu entledigen. Jetzt endlich ist er frei.

Er wird nur eine Tour, rund um den Saal machen! Er tanzt nie mehr, sagte die Fürstin,

und beide Freundinnen sahen aufmerksam in den Saal. Wie sie sich hübsch gekleidet hat! Diese Oesterreicherinnen sind doch stets das Muster geschmackvoller Toilette. Nur das Bouquet Rosen unten am Kleide wünschte ich fort.

Gerade diese Rosen, sagte die Fürstin, sind ja ein Wunder der Toilette; sie duften eben so wie die natürlichen Blumen und sind diesen auch ganz ähnlich. Die Kaiserin hat sich einen Besatz von diesen Blumen kommen lassen und wird auf dem nächsten Balle mit ihm erscheinen. Sie sind in der That reizend.

Das Gespräch der Freundinnen war hier unterbrochen; sie gingen Beide in den Saal und fanden dort Tänzer, die sich schon lange nach ihnen umgesehen. Anatol kam auf seine Dame zu, die ihm zu einer Extratour im Walzer den Arm reichte, die Fürstin fand einen andern Cavalier, einen jungen Gesandtschaftssecretair, der ihr gefiel und mit dem sie tanzte.

2.

Einige Werste von Petersburg liegt eine Schenke, bei der hinzufahren und dort Etwas zu genießen guter Ton ist; deshalb war der Platz vor der Schenke auch heute ganz besetzt. Eine Menge Schlitten hielten an derselben, und eine Anzahl Offiziere und andere Gäste kamen heraus und gingen hinein. Es war ein buntes, lebhaftes Treiben. Der schöne klare Wintertag forderte dazu auf. Der Wirth der Schenke stand vor der Thür und begrüßte mit tiefem, demüthigem Gruß seine Gäste. Es war ein großgewachsener breitschulteriger Russe im Nationalkostüm, mit langem Kaftan und einem schön geschorenen, geschonten Bart, der ihm auf die Brust hinabglitt: Ein junger Offizier, der eben aus dem Schlitten sprang, trat an ihn heran, und nachdem er ihm eine Verbeugung gemacht hatte, sagte er: Guten Tag, André Andrei-

witsch, Du bist ja Kaufmann zweiter Gilde geworden. Nun, ich wünsche Dir Glück. Ich danke Dir, Lieutenant! war die feierliche Antwort. Wird heute die Parade sein? fragte er darauf den Offizier. Sie ist schon gewesen. Frage dort den Wasil Petrowitsch, Deinen Neffen, der eben von ihr kommt. Der Genannte war ein junger, blühender Mann von nicht voll achtzehn Jahren, welcher eben beschäftigt war, seine Uniform von Staub und Schmutz zu reinigen und sein Gewehr sicher in einen Winkel zu stellen. He, Wasil! rief der Wirth, auf ihn zutretend, bist Du bereits zurück? Ist die Parade schon beendet? Wie war's, sprich?

Gut, Onkel. Du hättest dabei sein sollen. Es war eine entsetzliche Menge Volks gegenwärtig.

Ich wäre gern dabei gewesen, doch das Geschäft erlaubte es nicht. Es war Niemand da, als die alte Babuschka und Fräulein Marie. Nun, Du weißt, die thut Nichts, und die Alte wird von Tag zu Tag schwerfälliger. Da mußte ich bleiben und nach den Sachen sehen. War die kaiserliche Hoheit, der Großfürst Thronfolger, gegenwärtig.

Natürlich, Onkel. Er befehligte die Parade. Der General Bibikoff befand sich ihm zur Seite.

Ah! da werden die Soldaten gut aufgepaßt haben. Der General liebt nicht zu scherzen. Diese

Bemerkung wurde von einigen Offizieren, die das Gespräch mit anhörten, beifällig belacht.

Der arme Temploff! rief hier André aus.

Was ist mit dem? fragte sogleich der Oheim.

Es passirte ihm das Mißgeschick, daß er mit dem Gewehre um einen Zoll etwa aus der Linie trat. Der General bemerkte es und nach dem Manöver bekam er seine Strafe. Er wurde grausam gepeitscht. Ich hörte sein jämmerliches Geschrei, als ich austrat. Er ist ein schwächlicher Mensch und dies ist seine erste Strafe. —

Man muß nicht weichherzig sein. Hat er Prügel bekommen, so hat er sie verdient. Geh' hin, André, und laß Dir ein Glas Branntwein geben.

Diese Aufforderung ließ der junge Soldat nicht zwei Mal an sich kommen. Er ging in den Raum, wo die Küche sich befand; dort fand er die dienenden Frauen der Schenke in voller Thätigkeit. Babuschka schwenkte eben den großen Kessel und commandirte zwei dienende Mägde trotz dem besten General. Marie, die Tochter des Hauses, saß, zierlich gekleidet, müßig im Fenster und sah sich die Schlitten und ihren Inhalt an, die an der Schenke ausstiegen. Babuschka begrüßte den jungen Soldaten, und als sie sein Gesuch vernahm, sagte sie verdrießlich: Wende Dich, mein Sohn,

mit Deiner Bitte dort an die Prinzessin am Fenster. Vielleicht ist sie so gnädig, Dir ein Gläschen zu reichen.

Bei diesen höhnischen Worten hatte sich Marie erhoben, war zu der Flasche geeilt und sie ergreifend stand sie bereit, ihrem Vetter das beanspruchte Glas zu füllen.

Maschinka, wie sie genannt wurde, war unstreitig das hübscheste Mädchen, das man sehen konnte. Ihre großen dunkeln Augen waren von einem hellen Glanz und einer großen Schönheit, ihre frische Hautfarbe übertraf die Blüthe der Rose, und eben so glänzten ihre Lippen, hinter denen die weißen Zähne hervorschimmerten, in trefflicher Fülle. Ihr Wuchs hatte etwas Zartes, Nymphenhaftes, und die schöne Tracht, die sie angelegt hatte zur Ehre der Standeserhöhung ihres Vaters, bezeichnete noch glänzender das Ebenmaß ihrer Glieder. Diese Reize entgingen dem jungen André nicht, der stehen blieb und sie mit einem überraschten Ah! bewunderte. Schon zurück? war die Frage des Mädchens, gewiß bist Du gelaufen, denn noch ist keiner der Offiziere, die beim Manöver waren, erschienen.

In diesem Augenblicke fuhr ein Schlitten vor, und ein Capitain und ein Lieutenant stiegen aus.

Da sind gleich zwei, die dabei waren, rief André sich entschuldigend und auf den Schlitten zeigend. Eine heftige Röthe überflog das Antlitz des jungen Mädchens, als sie die Offiziere erkannte. Sie goß das Glas voll, daß es überlief und André es rasch aus ihren Händen nahm, ehe Babuschka diesen Fehler bemerken konnte. Sie lief an ihren Platz zurück und band sich dort eine blau und weiß gestreifte Schürze um, indem sie sagte, ich muß meinem Vater helfen aufwarten.

Sie verließ die Küche und die Alte rief ihr nach. Jetzt erst denkst Du daran. Wahrscheinlich ist es Anatol Federoff gewesen, der eben ankam, denn sonst brächte die Prinzessin Niemand aus ihrer Ruhe und Bequemlichkeit.

Ihr habt recht, Mutter, sagte Wasil; es ist auch der Lieutenant, und mit ihm kommt der Capitain. Diese Beiden sind seit einiger Zeit immer beisammen. Der Lieutenant hat sich in der Caserne sogar das Zimmer geben lassen, das Thür an Thür mit dem Capitain stößt. Alle Abende sind sie beieinander.

Ich wollte, daß Dein Lieutenant da wäre, wo Nicol den Pfeffer holt, bemerkte die alte Matuschka finster.

Warum das? fragte der junge Soldat. Er ist gut und kein Tyrann.

Möge er sein, was er Lust hat. Nur soll er sich nicht in den Sinn kommen lassen, so oft hier zu sein.

Ist er so oft hier?

Es vergeht kein Tag, wo er nicht unter irgend einem Vorwand hier einspricht, und daß das nicht Deines Onkels wegen geschieht, sieht Jeder deutlich.

Und um wessen willen denn, Matuschka? Sprich, wen sucht er hier?

Ein hübsches Mädchen, erwiderte die Oberaufseherin der Küche, die er durch seine Lobsprüche verderben will.

Wie? die Maschinka doch nicht?

Die Alte nickte stillschweigend. Die Teller sind nicht rein; willst Du wohl Deine Katzenaugen aufsperren, Katuscha? Wie oft lärme ich schon um der Teller willen. Sie müssen immer blank und schön sein, daß man sich darin spiegeln kann! Ich werde sie Dir nächstens an den Kopf werfen, wenn Du sie nicht besser putzest. Die Gescholtene nahm die Teller, und Babuschka fuhr fort in ihrer Rede. Es ist bereits so weit gekommen mit den Besuchen des vornehmen Herrn, daß ich mir das Recht genommen habe, mit Herrn André Andreiwitsch

zu sprechen, und ihm eine heilsame Warnung in's Ohr zu flüstern. Was geschah? Er wurde böse, und die alte Babuschka mußte hören, daß sie falsch gesehen habe und daß hier Nichts zu befürchten sei. Seitdem schließ' ich den Mund und öffne ihn nicht wieder. Er mag sich selbst ein Beispiel sehen, wohin diese Kurzsichtigkeit führt, an der Therese Amikoff, hier nebenbei. Die läßt nun bald taufen und hat noch keinen Mann. Der Teufel würde sehr froh sein, wenn er es uns eben so machen könnte. Nun, kommt Zeit, kommt Rath.

Der junge Wasil, auf der Treppenstufe stehend, hatte dieser Rede der Alten aufmerksam zugehört, zu gleicher Zeit keinen Blick verwandt von den Leuten, die in der Gaststube sich befanden. Gleich am ersten Tische hatte sich der Lieutenant und der Capitain niedergelassen, und Marie war beschäftigt, sie zu bedienen. Die Scherze der beiden Offiziere waren nicht zarter Art, aber sie beleidigten das junge Mädchen nicht. Auch der Vater schien nichts Auffälliges in dem Betragen des Capitains zu finden, der mit soldatischer Vertraulichkeit öfters den Arm um die Taille des jungen Mädchen schlang. Komm, setze Dich zu uns. Hier ist Platz. Hörst Du, Maschinka. O, ich danke, gnädiger Herr, erwiderte sie, das würde sich nicht schicken. Warum

schickt es sich nicht? fragte der Capitain. Komm, setze Dich, oder soll ich Dich hinsetzen? Er machte Miene aufzustehen und das Mädchen aufzuhelfen, als sie selbst kam und sich sittsam auf die Ecke der Bank setzte, auf der die Offiziere Platz genommen hatten. So ist's recht, rief der Capitain, sie mit Gewalt fortschiebend, daß sie dicht an Anatol herankam, nur nicht geziert und sittsam gethan. Du bist keine Stadtjungfer, mein Kind, Du bist nichts mehr und nichts weniger, als eine hübsche Bäuerin. Verlaß die Sitten nicht, in denen Du groß geworden, sie sind Dir eigenthümlich und kleiden Dich gut. —

Das Mädchen sah ihren Vater an und sagte dann: Der Vater hat die Absicht, mich in die Stadt zu bringen, und mir dort bei einer Putzmacherin eine Stelle zu verschaffen.

So, rief Anatol, und wie heißt die Putzmacherin?

Sie werden sie nicht kennen, Herr Baron. Es ist eine, die früher in Moskau gewesen ist, dort Unglück gehabt hat, und nun als Wittwe hierhergezogen ist und einen kleinen Laden an der Kirche von Peter Paul hat.

Hat sie ein Schild? fragte der junge Offizier.

Sie hat eins, auf dem der Name meines

Vaters steht, denn sie ist seine Schwägerin. Sie hat meinem Vater den Plan angegeben, denn sie sagt, ein Mädchen gewinnt nur auf diese Weise die nöthige Bildung und Bekanntschaft, die ihr nöthig sind.

Das ist wahr; aber liebste Maschinka, das sind Dinge, die Du noch nicht wissen solltest, denn die Bekanntschaft, welche ein anständiges Mädchen auf diese Weise erlangt, danach solltest Du nicht verlangen!

Aber weshalb nicht, Herr Baron?

Anatol zögerte zu antworten; der Capitain übernahm es in seiner Stelle. Ich will Dir sagen, weshalb nicht. Die Mädchen bei den Putzmacherinnen sind alle verderbte Geschöpfe. Sie schaffen sich frühzeitig Liebhaber an.

Marie verzog das Gesicht. Was das betrifft, sagte sie, so ist meine Tante ganz besonderer Art, und bei ihr ist Dergleichen nicht zu befürchten.

Vielleicht bist Du auch schon so gelehrt, daß sie Dir Nichts lehren kann, sagte der Capitain wieder.

Wie soll ich das verstehen? gnädiger Herr, erwiderte das Mädchen in einem unbefangenen, unschuldigen Tone. Sie machte sich Etwas zu schaffen, indem sie die Teller der Herren um-

tauschte. Ihre besondere Röthe entging indeß Anatol nicht, der sie fortwährend anblickte und mit den Bemerkungen seines Kameraden unzufrieden zu sein schien.

Wie Du das verstehen sollst? fragte der Verführer jetzt lachend. Frage nur Den da, der wird es Dir sagen. Anatol schlug seinen Arm um sie und zog sie zurück auf ihren Platz. Es ist nur Alles Scherz, mein Kind! flüsterte er. Aber geh' nicht in die Stadt; bleibe hier; in der Stadt ist Nichts für Dich zu suchen, glaube mir. Die Stadt ist schlecht. Ein unschuldiges Mädchen paßt nicht dahin.

Sein Ton, mit dem er dieses sagte, war so sanft und schmeichelnd, daß die eigenthümliche Röthe des Mädchens nur dadurch zunahm. Sie entzog sich der schmeichelnden Hand des jungen Mannes und nahm ziemlich weit von ihm am Tische Platz.

Der Vater trat hinzu und dadurch wurde der Gegenstand des Gespräches ein anderer; auch kamen mehrere Offiziere jetzt, und durch ihre Ankunft bewogen, entfernte sich Marie nun, und statt ihrer kam der Diener, der zur Aufwartung bestimmt war. Wasil hatte genug gehört, um zu wissen, was er wissen wollte. Er denkt darüber nach, was er thun soll, denn Mariens Ruf liegt

ihm am Herzen und er möchte sie gern vor den beiden Offizieren warnen, vornehmlich vor dem Capitain. Allein was kann ein armer Soldat thun! Ein Offizier und besonders ein Capitain ist ein Wesen, das so unbeschreiblich hoch über ihm steht, daß ihm nicht der kleinste Weg übrig bleibt, wo er mit ihm zusammentreffen könnte. Mit diesen Gedanken beschäftigt, geht Wasil unruhig hin und her im Raum der Küche und wird dadurch Babuschka auffällig, die aber von dem Herde, wo sie eine Suppe gekocht, zurücktritt, um ihrerseits auch einen Blick in das Zimmer zu werfen. Sie sieht den herumwandelnden Träumer an und sagt endlich halblaut: Was ist das? Warum geht man so ängstlich umher? Ach, Matuschka, ruft Wasil jetzt plötzlich, indem er mit wichtiger Miene vor der Köchin stehen bleibt, kannst Du Dich noch der schönen Feodora erinnern, die hier drei Wochen bei Dir das Kochen lernte? Feodora? Warum sollte ich nicht, erwiderte die Köchin, sie war das liederliche Frauenzimmer, das uns glücklich wieder verließ, denn das Kochen hätte sie doch nie gelernt. Sie fand sich nur bei uns ein, weil sie hoffen durfte, hier ihren Liebhaber zu treffen. Gut! rief Wasil, eine solche Feodora ist heutzutage auch Marie! Was,

zum heiligen Niclas, was sagst Du da? Unglücklicher Bursche, wenn Du wahr redetest! Sieh' Dir die Blicke an, mit denen die zwei Offiziere sie verfolgen, und Du wirst die ganze Gefahr erkennen, in der die Unglückliche sich befindet und aus der sie herausgerissen werden muß. Wasil, mein Sohn, das ist nicht unsere Sache; sprich mit André Andreiwitsch darüber, er ist Vater, er wird zu helfen wissen. Daß ich ein Narr wäre! rief der Soldat, André würde sagen: Seht doch den Dummkopf an, was kümmert ihn meiner Tochter Schicksal? Er soll auf seine Arbeit sehen und darauf halten, daß sein Riemenzeug geputzt ist und sein Gewehr im Stande, das ist seine Sache. Jeder kümmere sich um seine Angelegenheiten. Nun gut, so werde ich mit ihm sprechen, sagte die Babuschka muthvoll, ich bin seiner Frau beste Freundin, mir wird er schon ein Wort gestatten und ich will es noch heute thun. Mit diesem Entschluß kehrte die Köchin zu ihrem Herde und der Suppe zurück. Wasil kehrte jedoch in die Stadt, in die Caserne heim, wo er den armen Temploff fand, der seine Wunden mit Branntwein einrieb und dazu klagte und weinte.

Anatol und der Capitain verließen ebenfalls die Schenke und fuhren in die Stadt zurück. Der

Erstere hatte Abschied von Marien genommen, die ihm sagte, daß sie in der künftigen Woche zur Putzmacherin gehen würde.

André Andreiwitsch rieb sich vergnügt die Hände, als er sah, wie seine hübsche Tochter einen solchen Eindruck auf zwei elegante Herren machte. Er begrüßte daher die Babuschka ziemlich finster, als diese ihm winkte und ihm zurief, daß sie ihm Etwas mitzutheilen habe, was ihn sehr beschäftigen würde. Er folgte ihr in das Hinterzimmer des Hauses, wo sich die dicke Köchin mit ihm einschloß, um nicht gestört zu werden.

3.

Eine Offiziersstube in der Caserne hat ihre eigenthümliche Ausstattung, die wir uns etwas genauer ansehen wollen. Wir befinden uns bei dem Capitain. Eine gesuchte Nachlässigkeit fand sich hier mit den Resten einer vornehmen Zimmereinrichtung verbunden. Die Möbel waren von kostbarem Stoff, nur durch langen Gebrauch schadhaft geworden. Glänzende Pfeilertische, beladen mit einer Unmasse kleiner zerbrechlicher Nippsachen, standen an den Wänden, und man sah es ihnen an, daß sie nie geöffnet wurden und daß der Besitzer dieser Räume sich lieber mit Pfeifen und Geräthschaften zur Jagd umgab, als daß er dergleichen zerbrechlichen und unnützen Kram um sich duldete. Eben so bedeckte die Wände des Zimmers eine Anzahl schöner und werthvoller Kupferstiche, doch sie standen bestaubt und mißachtet da, statt ihrer

nahm den Lieblingsplatz, dem Sopha gegenüber, eine Auswahl sogenannter schlechter Bilder ein, die unzüchtige Gruppen darstellten, bunt gemalt, und in unziemlichen Stellungen, oder es waren auch weibliche Portraitköpfe, von einer Haltung und einer Gesichtsbildung, wie man sie nur in den Zimmern junger Offiziere zu finden pflegt. Diese Bilder stimmten denn auch vortrefflich zu den Pfeifen und Jagdpeitschen, welche hier hingen. Die eine Wand des Zimmers füllte ein kostbarer Flügel aus, denn der Bewohner dieser Räume pflegte auch zu spielen, und gar nicht mittelmäßig, wie seine Freunde versicherten. Die Thür eines Cabinets stand stets halb offen und man konnte darin eine großartige Unordnung, eine Badewanne und mit ihr die unentbehrlichen Geräthschaften bemerken, die zur Reinigung des Körpers erfordert wurden. Das Zimmer war groß, hatte drei helle Fenster, von denen eins immer mit einem rothseidenen Vorhange verdeckt war. An dieser Stelle stand der Spieltisch, und es wurde nicht für nöthig gefunden, daß die Nachbarn des gegenüberliegenden Hauses sehr genau wußten, was in dieser Ecke des Gemaches sich ereignete und weshalb dort bis tief um Mitternacht noch Licht brannte. Nachdem wir das Zimmer in der Caserne genau in

Augenschein genommen, wollen wir uns auch um den Herrn, der es bewohnte, genauer bekümmern.

Iwan Timopheef Kalugin war der älteste Sohn eines ziemlich wohlhabenden Gutsbesitzers im Kaluga'schen Gouvernement. Sein Vater hatte Großes mit ihm vor; er empfing seine erste Bildung zu Hause durch Lehrer, die man von Weitem verschrieb, und unter denen der Tanzmeister der am meisten in Ansehen stehende war. Iwan Timopheef lernte ganz vorzüglich tanzen. Er ritt und focht auf gleiche Weise ausgezeichnet; damit war aber auch der Kreis seiner Bildung geschlossen; mit diesen Kenntnissen, zu denen sich noch ein paar neuere Sprachen gesellten, bezog er in seinem zwanzigsten Jahre die Universität, wo er sehr viel Geld ausgab und nur Das trieb, was ihm Freude machte. Der blind für ihn eingenommene Vater ließ ihm vollkommen freie Hand und verzog ihn dergestalt, daß seine anderen Söhne, deren er noch vier hatte, deshalb beinahe zu Bettlern wurden, denn sie bekamen Nichts von dem reichen Erbe, was Iwan allein verzehrte. Zehn Jahre waren dahingezogen, Iwan war unterdessen von der Universität gekommen und auf Reisen gegangen; hatte die meisten Länder gesehen, in allen Abenteuer gehabt, wie sie einem reichen jungen Men-

schen zustoßen, und kehrte jetzt heim, um seinen Vater in der Bewirthschaftung des Gutes abzulösen. Allein dieses Unternehmen mißlang völlig. Das Leben auf dem Lande, unter Bauern und Handwerkern, sagte ihm keineswegs zu, und er wählte, indeß man ihm die Wahl frei ließ, den Soldatenstand. Er ließ sich in die Garde aufnehmen und machte dort seine Laufbahn. Da er noch Reste seines einstigen Vermögens hatte, gelang es ihm, ziemlich rasch zu steigen, und er wurde Capitain, indeß seine Kameraden tief unter ihm blieben. Aber es war kein Jahr vergangen, als Iwan Timopheef's Vermögen merklich zusammenschmolz, und er nun, um sich in der bisherigen Lebensweise zu halten, zu dem gewohnten Mittel, zum Spiel, griff. Man sagte zwar, daß er, neben seinen anderen Künsten, auch die Kunst verstände, das Glück zu verbessern, doch eigentliche grobe Betrügereien ließ er sich nicht zu Schulden kommen. Er führte eine Menge junger Leute bei sich ein, die im Rufe standen, Vermögen zu besitzen, und mit diesen spielte er. Darum war es in der Caserne schon bekannt, daß, wer bei dem Capitain Kalugin wohl angeschrieben stehen wollte, mit irgend Etwas seinen Eintritt bei ihm erkaufen mußte, und da war eben der Spieltisch die Bedingung. Niemand

konnte so vornehme Unterhaltung machen, als er; Niemand hatte eine solche Menge angesehener Bekannte und Freunde, als der Capitain, und sein Umgang konnte nur bildend auf die jüngeren Offiziere wirken, deshalb suchten sie ihn, und sein Zimmer wurde nie leer. Es war auffallend, daß er vor nicht langer Zeit angefangen hatte, neben diesen reichen jungen Leuten auch hier und da Leute bei sich zu sehen, die nicht reich waren, und mit denen er umging, man wußte nicht, aus welchem Grunde. So war Anatol sein täglicher Gast geworden, ohne daß der Capitain mit ihm nur eine Karte angerührt; im Gegentheil sah man sie oft plaudernd zusammensitzen bis spät in die Nacht hinein. Dieser Umgang, der den meisten Offizieren in der Caserne ein Räthsel war, wurde von Anatol eifrig gesucht; man muß annehmen, daß das vollkommene Gegentheil in dem Charakter der beiden jungen Menschen das Motiv war, warum sie sich so angelegentlich suchten und zusammenhielten. Anatol war als achtzehnjähriger Jüngling aus einer Cadettenanstalt entlassen worden, und war völlig unerfahren in das Regiment getreten, wo er in dem Capitain einen vollkommenen Lehrmeister fand, dessen Reisen und Erfahrungen dem jungen lernbegierigen Manne auf's

Höchste willkommen waren. Wie verderbt und schädlich diese Erfahrungen waren, das sah er nicht ein, und es fehlte ihm jede Belehrung dabei, die ihm ein älterer Mann hätte geben können. Jeden Abend waren sie beisammen, und nie sah man sie die Karten anrühren; ihre Gespräche betrafen Liebesabenteuer, und besonders sah man Anatol in des Capitains Gesellschaft, seitdem er die erklärte Neigung der Nichte des Reichskanzlers zu fesseln verstanden hatte. Es wird nun nöthig sein, daß wir auch über Anatol ein paar Worte sagen. Anatol war der jüngste von fünf Söhnen des Freiherrn Joachim von Werner. Er stammte aus den deutschen Provinzen von Rußland, und war daher in seinen Sitten und Gewohnheiten durchaus deutsch. Sein Vater hatte früher eine sehr bedeutende und einflußreiche Stellung bekleidet, indem er mehr als sechs Aemter innegehabt, die er sämmtlich aus mißverstandener Furcht vor dem neuen Kaiser aufgegeben, als Paul nach einer unglücklichen kurzen Regierung starb und Alexander der Gütige die Regierung übernahm. Der Senator Werner zog sich bei diesem Regierungswechsel auf seine Güter im Pernauischen zurück, und beschloß hier einsam seine Tage hinzubringen. Die Güter waren, während ihr Be-

sitzer sich der Hofgunst schmeichelte und, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, in Petersburg lebte, schlecht administrirt worden, und deshalb in Verfall gerathen. Er verkaufte die größte Hälfte derselben und behielt sich nur eines noch, das ihm von seinen Vorfahren bestimmt worden war, da die Provinz von den Russen occupirt wurde. Da er jetzt aus einem reichen Günstling ein armer Landedelmann geworden war, so fragte es sich, was aus der Zukunft seiner Söhne werden sollte? Werner bestimmte sie dem Dienst; es fand sich aber, daß nur zwei bei dieser Bestimmung aushielten; die anderen machten alsobald reiche Parthien und zogen sich auf's Land zurück, wo sie auf die angenehmste Weise ihr Leben einrichteten. Von denen, die im Dienste blieben, waren Anatol und sein Bruder Stephan diejenigen, die den Wünschen ihres Vaters folgten und eine Stelle bei der Ismailow'schen Garde einnahmen, wo der Vater vordem in seiner Jugend ebenfalls gedient hatte. Anatol war von der Natur sehr begünstigt; sein schöner, großer Wuchs zeigte noch von dem Ursprung der Familie, von Schweden. Auch war er blond und von einer ungemeinen Frische und Jugendlichkeit. Er fiel durch seine Schönheit auf, und man nannte ihn, als er noch im Cadetten-

corps war, nur den schönen Blondkopf. Eben so wie sein Körper war auch seine Seele; vollkommen unberührt, in jungfräulicher Reinheit, so trat er als Offizier in das Garderegiment ein, als er die vorschriftmäßigen Jahre vollendet hatte. Es konnte nicht fehlen, daß ihm manche Liebesabenteuer zustießen; doch waren sie alle nicht von besonderer Art und reizten nicht die Aufmerksamkeit seiner Kameraden, bis endlich die Eroberung, die er an der Nichte des Kanzlers gemacht hatte, ihm einen gewissen Ruf und die Freundschaft des Capitains erwarb. Natalie Rictobieff war von allen jungen Damen in Petersburg die ausgezeichneteste. Nicht allein, daß sie eine vollkommene Schönheit war, sie besaß auch sonst noch Eigenschaften, die ihre Gunst zu einer Auszeichnung machten, nach der sehr viele der reichsten und angesehensten Jünglinge strebten. Selbst der Capitain hatte sich um diese hohe Dame bemüht, war aber an ihrer Sprödigkeit bald gescheitert, und hatte sich die Fürstin, die gefälliger war und auch älter, als Natalie Rictobieff, zur Geliebten erwählt. Als er gewahr wurde, daß sein jüngerer Kamerad den schönen Preis ohne Anstrengung erreichte, schloß er sich diesem an, und theilte sein Glück und seine Triumphe, die ihm Anatol jedes

Mal getreulich berichtete. Eine Zeit lang ging der Liebeshandel ruhig seinen Weg, wie es immer in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft zu gehen pflegt; es kam kein Hinderniß dazwischen; jetzt aber tauchte plötzlich ein Gegenstand auf, der auf die Beständigkeit des jungen Lieutenants einen entschiedenen Einfluß ausübte, es war die Leidenschaft zu Marien, und hierüber fanden nun die nächsten Besprechungen der beiden Freunde statt. Marie hatte, ihrem Versprechen gemäß, die Wohnung bei ihrer Tante, der Putzmacherin aus Moskau, bezogen. Dort hatte sie Anatol besucht. Der Capitain hörte ruhig seine Berichte an und antwortete darauf: Gestern also bist Du bei ihr gewesen? Gestern war der Tag, wo Dich Natalie erwartete?

Ich habe mich bei ihr entschuldigt, entgegnete Anatol.

Hat sie Deiner Entschuldigung geglaubt?

Ich denke wohl, denn es war das erste Mal, daß ich einen Vorwand ergriff, mich von ihr loszumachen.

Recht, Anatol! Die Frauen müssen Gehorsam lernen. Du warst früher nur zu sehr ihr Sklave.

Dies hätte sie sicher und sogar übermüthig ge-

macht. Sie verlangte von mir, was ich nicht leisten wollte.

Ei, was denn?

Die Ergüsse ihrer Laune sollte ich dulden. Jetzt wird sie begreifen, daß ich mich emancipire. Die kleine Marie war allerliebst. Die Schüchternheit, mit der sie meinen Besuch annahm, stand ihr vortrefflich.

Wie weit kamst Du mit ihr?

Du scherzest, antwortete der junge Lieutenant erröthend. Wir plauderten nur mit einander. Sie sagte mir, daß es ihr Mühe gekostet habe, ihren Willen durchzusetzen, daß ihr Vater von vielen Seiten überredet worden sei und sich ihrem Wegzuge von ihm widersetzt habe. Aber die Tante habe ihn endlich entschieden gemacht. Sie habe darauf bestanden, daß Marie zu ihr zöge.

Hast Du die Tante gesehen?

Ja, sie erschien bei meinem Eintritt im Laden. Eine dicke Frau, in deren Gesicht Schlauheit und Unverschämtheit mit einander stritten. Sie fragte mich nach meinem Namen; als ich ihn genannt, begrüßte sie mich außerordentlich freundlich und brachte mich zu ihrer Nichte. Ich kaufte ihr einige Putzgegenstände ab, die ich meiner Marie zum Geschenk machte.

Es ist gut. An ihr wirst Du kein Hinderniß des Liebeshandels entdecken; nur sei vorsichtig mit dem Vater. André Andreiwitsch ist Kaufmann zweiter Gilde und besitzt Ehrgeiz. Er wird Forderungen an Dich machen.

Was für Forderungen? Ich werde ihn bezahlen, damit ist's gut.

Hast Du mit ihm schon darüber gesprochen?

Worüber?

Nun, daß Du seine Tochter zur Geliebten machen willst?

Werde kein Narr sein, ihm Dergleichen zu sagen, rief Anatol, wiederum erröthend. Weiß ich es denn selbst, und wenn ich es auch überzeugt wäre, würde er doch der Letzte sein, dem ich so Etwas sagte.

Da thust Du Unrecht. Gerade mit dem Vater muß man sich gut stallen. Das ist immer der Grundsatz mit Geliebten aus dieser Klasse; so hab' ich es wenigstens immer gemacht. Hast Du von Natalien kein Zeichen erhalten?

Bis jetzt noch keines.

Du weißt also nicht, wie sie Deinen Ungehorsam aufgenommen hat?

Sie wird böse sein, vermuthe ich; doch mag sie es sein! Was kümmert mich das? Die nächste Zusammenkunft macht Alles wieder gut. Heute

ist sie bei einer kleinen Abendgesellschaft, welche die Kaiserin giebt. Dort ist der Onkel.

Geht es nicht an, daß Du auch dort Dich einfindest?

Wie kann ich? Ich bin nicht dazu befohlen.

Schadet Nichts. Die Kaiserin sieht nicht gut, sie wird nicht wissen, wen sie Alles hat zu sich kommen lassen. Du findest so die Gelegenheit, Natalien zu sehen, ihr Entschuldigungen anzubieten, denn morgen ist der Tag, wo, wie Du weißt, Jemand Dich erwartet.

Du meinst die fünfhundert Rubel, die ich Bibikoff schulde?

Die meine ich. Wenn sie auf Dich zürnt, könnte sie auf den Gedanken kommen, sie anderweitig auszugeben.

Sie wird es nicht. Sei ruhig. Ich habe sie zu sicher in meiner Hand.

Bist Du dessen so gewiß? Die vornehmen Damen in Petersburg haben Launen.

Natalie hat keine. Sie ist ganz Hingebung und Aufopferung für mich. Ueberdies weiß sie Nichts von meiner kleinen Liebschaft und sie soll auch Nichts davon erfahren. Der Capitain beruhigte sich bei Anatol's Versicherungen und das Gespräch hatte ein Ende. Es kamen mehrere

Kameraden und der Spieltisch wurde bereit gestellt. Anatol verließ das Zimmer nicht, ohne vorher einen Wink vom Capitain erhalten zu haben, dessen Bedeutung er schon wußte. Es handelte sich darum, ob er die Kühnheit haben würde, in die Appartements der Kaiserin zu dringen, ohne dahin eingeladen zu sein. Er sann lange darüber nach. Es war ihm einleuchtend, daß dies das beste Mittel sei, sich mit Natalien auszusöhnen; dann aber erschien ihm dieser Schritt als eine Keckheit, die leicht zu seinem Nachtheil ausschlagen könnte. Endlich entschloß er sich dennoch dazu. Er nahm sich vor, die Stelle des wachhabenden Lieutenants einzunehmen, was nicht auffallend sein konnte, und was selbst die Kaiserin, wenn sie von seiner Anwesenheit Notiz nahm, natürlich finden mußte. Er kleidete sich deshalb sorgfältig an und begab sich alsdann in das Winterpalais, wo er den wachhabenden Lieutenant, der Einer von der Preobrasenski'schen Garde war, aufsuchte, und ihn um die Gefälligkeit bat, für ihn diesen Abend den Dienst thun zu dürfen. Der Lieutenant gestattete es ihm, theilte ihm die gegebene Ordre mit, und ließ ihn dann in die Gemächer der Kaiserin hinaufgehen. Furchtsam stieg Anatol die glänzenden Stufen hinauf und

wandte sich dann rechts, wo der Thürhüter nach seinem Namen frägte. Lieutenant von der Wache, entgegnete der Ankömmling streng und passirte durch die Thür, welche die Gäste für diesen Abend einzulassen hatte. Im Vorzimmer fand er den Hofmarschall und einen Adjutanten der Kaiserin. Beide begrüßte er und wurde nicht weiter gefragt, da man ihn von der Wache hielt. Die Kaiserin lebte in Petersburg sehr einfach; sie war, wenn sie nicht ausging, in ihren Zimmern von ihren Kindern umgeben, so war es auch heute, und die Monarchin saß auf ihrem gewohnten Platze; neben ihr hatte der Kanzler Graf Nesselrode Platz genommen, und sie führte ein angelegentliches Gespräch mit ihm, so daß sie den Eintritt des Lieutenants, der ihr seine Verbeugung machte, nicht bemerkte. Doch eine der Damen der Kaiserin, die eine genaue Liste der eingeladenen Personen führte, bemerkte den Lieutenant Werner, und es fiel ihr auf, daß er zugegen, da er doch nicht gebeten sei. Indeß sagte sie Nichts, da ihr Blick auf Natalien fiel und diese, freudig überrascht, sogleich dem jungen Manne entgegenging, ihn am Arme in eine Fensternische zog und ihm zurief: Du bist hier? Welch ein Ungefähr bringt Dich her? Du bist ja nicht eingeladen?

Ich komme, um Dich zu sehen, erwiderte Anatol mit leiser Stimme.

Ei sieh doch! Welch ein empressement? Wer hätte das erwartet, da Du mir gestern abgeschrieben hast?

Eben deshalb. Alsdann hätte ich Dich zwei Tage nicht gesehen, das wäre mehr gewesen, als ich ertragen kann.

Natalie's Antlitz zeigte erröthend, wie ihr diese Nachricht angenehm zu hören war. Sie blickte um sich und bemerkte die alte Gräfin, welche die Liste im Kopfe hatte, und fand für nöthig, dieser ein paar Worte zuzuflüstern. Während die beiden Frauen mit einander sprachen, fand Anatol Zeit, sich zu sammeln und alle Zeichen der Befangenheit von sich abzustreifen. Als Natalie sich wieder zu ihm wandte, war er völlig sicher und unbefangen. Er begrüßte militairisch den Thronfolger, der sich bei seiner Mutter befand, und der ebenfalls nicht im Mindesten erstaunt schien, ihn hier zu sehen. Natalie war ganz Zärtlichkeit und Freude. Jeder der Anwesenden wußte jetzt um ihre Liebe und schien sie zu begünstigen; denn man ließ Beide öfters allein. Der Onkel Nataliens, der blos Augen und Ohren

für die Kaiserin hatte, fand nur auf einen Augenblick während des Abends Zeit, sich mit seiner Nichte zu beschäftigen. Er traf sie in einem der Vorzimmer auf einem der Divans neben Anatol sitzen, und gab ihr den Befehl der Kaiserin kund, daß sie sich doch im Saale zeigen sollte. Sie erhob sich, um ihm zu folgen, indem sie zugleich zu Anatol flüsterte: Wie langweilig das ist! Was hat sie mir zu sagen, warum will sie mich sehen?

Mein Kind, rief der Kanzler, wenn man am Hofe lebt, so ist es Gesetz, daß man sich streng dem Willen der Herrin fügt. Nimm ein Beispiel an mir!

Er faßte dabei seine Nichte unter den Arm und trat mit ihr vor die Kaiserin, welche die junge Dame begrüßte. Ich will nicht hoffen, daß ich Sie in Ihrer Conversation gestört habe, sagte die Herrscherin gütig. Diese Frage wurde von allen Anwesenden gehört und wiederholt. Jedermann sah den jungen Lieutenant an und man flüsterte sich in die Ohren: Das ist sicher der Geliebte der Gräfin. Ein sehr hübscher Junge! Wahrhaftig, wenn man nicht wüßte, daß er diese Stelle bekleidete, man würde sie ihm wünschen, denn Niemand ist würdiger, der schönen Natalie

Huldigungen zu erwidern, als dieser hier. Ein schönes Paar! —

Der Abend ging vorüber, und Anatol begab sich nach Hause, indem er sich siegestrunken in sein Zimmer einschloß.

4.

Die Kaiserin hatte sich entschlossen, beim General Kanyloff sich zum Besuch ankündigen zu lassen. Dies war eine außerordentliche Ehre und gab den Ausschlag für diejenigen Politiker, die dem General Kanyloff die Ehre eines General-Adjutanten des Kaisers prophezeiten. Allerdings war diese Ehre schon lange dem Manne zugedacht; er verdiente sie, denn sein Vater hatte einen ähnlichen Posten beim Kaiser Alexander bekleidet, und nach dem Grundsatze der Anciennetät kam diese Stellung dem Sohne zu. Der General Kanyloff erfuhr eben diese Neuigkeit, als er sogleich daran ging, sein Haus der Ehre des Besuchs theilhaftig zu machen. Es war dazu nöthig, daß er die Anstalten traf, die gewöhnlich beim Besuch der Kaiserin gebräuchlich waren, das heißt, das ganze Haus wo möglich zu einem Palais umzu-

wandeln, denn in seiner gewohnten Einrichtung sah es ziemlich dürftig und verwahrlost aus. Es waren darum Maler, Tapezierer und Decorateure beschäftigt, die Räume auszumöbliren und ihnen ein Ansehen zu geben, daß das Auge der Zarin darauf verweilen konnte. Es kostete dies eine große Summe; allein es wurde für nöthig gefunden, und der spätere Posten eines General-Adjutanten des Kaisers mußte die Kosten des Neubaues des Hauses tragen. Natalie gehörte mit zu den Eingeladenen, und sie war überzeugt, Anatol dort zu finden.

Die Mutter Kanyloff's war ihrer Zeit eine der letzten Hofdamen der Kaiserin Katharina gewesen, und hatte seitdem die Oberaufsicht eines Hauses der öffentlichen Erziehung in Petersburg geführt, besaß also die mit diesen Stellungen verbundenen Orden und Ehrenzeichen. Sie war jetzt sehr alt, schwach geworden und lebte völlig mit den Dienstboten des Hauses auf gleichem Fuße. Der General sah seine Mutter gar nicht, außer das eine Mal im Jahre, wo er ihr zum Jahreswechsel Glück wünschte, und wo man sie aus ihrem dunkeln Kerker hervorgeholt und besonders angekleidet hatte. Jetzt ging man daran, dieselbe Ceremonie mit der alten Frau vorzunehmen. Man

wollte sie bei dieser Gelegenheit zeigen, und sie sollte der Kaiserin eine Verbeugung und einen Handkuß abverlangen. Es war schwer, ihr dieses verständlich zu machen. Sie wurde aus dem Bedientenzimmer hervorgeholt, in eine Badewanne getaucht und ihr alsdann die reiche Kleidung, die sie tragen sollte, angelegt.

Was macht Ihr mit mir? Was soll das Alles? stammelte die alte Frau, indem sie sich auf den Arm des ersten Kammerdieners stützte. Ist denn jetzt Neujahr? Es ist mir doch, als sei es vor einigen Monaten gewesen.

Mutter, es ist nicht das Neujahrsfest, sondern die Kaiserin wird herkommen; es ist eben so gut, als wäre es Neujahr.

Die Kaiserin, sagst Du, Tromka? Die große Katharina?

Seid nicht albern, Mutter, die jetzige Kaiserin meine ich. Da müßt Ihr Euern goldenen Staat anlegen, und ich werde sämmtliche Orden auf Eurer Brust befestigen.

Ach, Tromka, ich möchte vorher Etwas essen, sagte die alte, nervenschwache Frau schüchtern.

Essen? wiederholte der Diener. Gut, ich will Euch etwas bringen; doch müßt Ihr nicht zu viel essen, hört Ihr? sonst bekomme ich nicht Euer

Kleid hinten zugehakt. Die Alte ißt mit Begier das Essen, das ihr der Kammerdiener hinsetzt, der vor sich hinmurmelt: Wenn ich in des Generals Stelle wäre, so würde ich eine Ehre darein setzen, meine alte Mutter nicht hungern zu lassen. Er wendet sich zur Alten, indem er ruft: Es ist genug, alte Matuschka; bedenkt, daß wir jetzt das Kleid anziehen müssen.

Die Alte, unfähig, darauf Etwas zu erwidern, läßt das Messer und die Gabel fallen, und sitzt steif da und erwartet, daß der Staatsrock ihr über den Hals geworfen wird. Dies geschieht, und Kamka ist in sein Geschäft so eingewohnt, daß er die Alte vollkommen anzieht, ihr die Robe hinten zunestelt und einen Ueberwurf von Spitzen darüber breitet. Die Alte sieht es und lacht geschmeichelt, indem sie zugleich mit ihrer Hand Kamka's Wange streichelt. Es ist nicht wenig schwierig, ihre dicken, fleischigen Arme hindurchzuzwängen; doch bringt es der Kammerdiener fertig. Endlich ist die Alte so weit angekleidet, daß die Orden an ihr befestigt werden können. Dies geschieht mit einiger Mühe, und dabei hat die Alte das meiste Interesse. Der heilige Katharinenorden ist der erste und oberste; er hängt an einem rothen Bande, das von der linken zu der

rechten Schulter herübergeht. Als dieser Orden befestigt ist, kommen die anderen daran; zuletzt, als das kleine Ehrenband, das von der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin des Kaisers Alexander, ihr zugetheilt worden, angesteckt ist, zeigt sich der Anzug vollendet, und die alte Generalin lächelt wohlgefällig mit dem ganzen Gesicht, indem sie sich breit hinsetzt. Der Silberstoff des Kleides drängt sich ungebührlich in die Höhe, und die darauf gesteckten Orden sehen wie eine auf Pappe geklebte Masse aus; die Figur der alten verschrumpften Frau, mit ihrer albernen Physiognomie, macht den Eindruck einer Puppe aus Holz, die man aufgeputzt hat. Als sie fertig im Kostüm ist, nimmt sie Kamka auf den Arm, trägt sie in den geschmückten und erleuchteten Salon und setzt sie auf einen Stuhl, wo sie sitzen bleiben muß. Es wird ihr nachdrücklich gesagt, was sie sprechen soll und wie sie sich zu benehmen hat, wenn die Kaiserin kommt. Der General sieht seine Mutter an und winkt ihr mit strenger Miene. Anna! ruft er, halte Dich gut; Du bekommst in vierzehn Tagen kein Fleisch und keine Zwiebel zu sehen, wenn ich mit Dir unzufrieden bin. Ein blödsinniges Lachen ist ihre ganze Antwort.

Als er mit dieser Hauptperson seines Salons

abgefunden ist, geht er an die mehr Zeigbaren seines Hauses. Dazu gehört seine Gemahlin, eine brünette Russin, die sich unbändig aufgedonnert hat und neben ihrer Schwiegermutter Platz nimmt, indem sie ihre drei Mädchen vor sich aufgepflanzt hat, die alle drei große Blumensträuße tragen und sehr auffällig geputzt sind. Dann kommt sein Bruder, der bei dem Ministerium angestellt ist und eine hohe weiße Halsbinde und dabei ein schafsmäßiges Gesicht zur Schau trägt. Ein Schwager Kanyloff's ist auch noch da; es ist ein Offizier, ziemlich gut gewachsen; doch zeigt seine Brust wenig Orden, und er hat ein bescheidenes Aeußere; er stellte sich ebenfalls auf zur Seite der Frauen, so daß die Kaiserin, wenn sie in den Saal trat, zuerst den kostbaren blendenden Mittelpunkt, die alte Generalin, betrachtete, und dann ihren Blick auf den zahlreichen glänzenden Mitgliedern der Familie ruhen ließ. Der künftige General-Adjutant ging geschäftig hin und her, Alles ordnend und übersehend und Befehle austheilend, die besonders seine Gemahlin betrafen, der vorgeschrieben ward, wie sie beim Anmeldungszeichen sogleich sich erheben müßte, um der Kaiserin bis unten auf die Straße entgegenzugehen. Die Dienerschaft, in eine neue Livrée gesteckt, stand bereit und hatte

sich auf der Treppe und im Vorsaal vertheilt. Die alte Frau, damit sie nicht einschlafe, hatte beständig eine kleine Schale vor sich, aus der sie gespeist wurde. Endlich kam die Kaiserin. Die Generalin flog hinaus. Der General folgte ihr, die Uebrigen blieben in stummer Erwartung.

Sie begrüßte die Gesellschaft in gewohnter Kürze und mit Vertraulichkeit. Mit Erstaunen sah sie die alte Generalin an, die ihr vorgestellt wurde und die sich bei der Gelegenheit etwas von ihrem Stuhl erhob. Die Kaiserin fand es für nöthig, ihr einige Worte zuzuwenden, welche die Alte zu einem endlosen Geschwätz brachten, das Niemand verstehen konnte und das die Monarchin in Verlegenheit setzte. Still, Mutter! rief der General, und auf dieses harte Drohwort sank die Alte wieder auf ihren Stuhl und saß steif und stumm da. Es ist interessant, sagte die Kaiserin, Jemanden zu sehen, der noch der Kaiserin Katharina gedient hat. Ich kann von ihr erzählen, fing wieder die Alte an, nur muß mir Kamka vorher Branntwein zu trinken geben. Er weiß schon, wo er ihn hernimmt.

Albernes Zeug! Mutter, still sein und nicht sprechen! rief der General. Die Kaiserin, die diese Worte gehört und verstanden hatte, fuhr unwill-

kürlich erschreckt zurück und sah die Alte mit einem Ausdruck der Theilnahme an, was den General sehr unbehaglich stimmte. Es wurde darum das Zeichen zum Anfang des Balles gegeben. Die Kaiserin tanzte nicht, doch forderte sie ihre mitgebrachten jungen Damen auf, und dieser Aufforderung, die ein Befehl war, wurde nach besten Kräften Folge geleistet. Anatol, der Natalien erscheinen sah, flog auf sie zu und forderte sie zum Tanze auf. Was das für ein seltsames Haus ist! flüsterte sie ihm zu. Ich fasse es nicht, daß die Kaiserin sich entschlossen hat, hierher zu kommen; sieh' nur diese Karrikaturen überall. Anatol blickte umher, und sah mit Erstaunen eine immer seltsamere Figur als die andere erscheinen und sich unter die Tanzenden mischen. Plötzlich sah er eine nicht mehr ganz junge Dame sich unter die Tanzenden reihen, die etwas so Auffälliges an sich hatte, daß ihr Erscheinen überall Staunen zu erregen schien. Sie war hochgewachsen, bleich von Gesicht und hatte einen leidenschaftlichen Ausdruck. Ihr Anzug war kostbar, aber gänzlich ohne Ordnung, ohne Geschmack und ohne Sittsamkeit angelegt. Eben so war ihr Haarputz; man konnte sich nicht anders denken, als daß eine Wahnsinnige hier plötzlich erschienen sei. Sie machte sich

von ihrem Tänzer los und haschte, mitten im Saale stehend, nach einem andern, ihr mehr zusagenden. Mit einer Art wilden Geschreies stürzte sie bald auf diesen, bald auf jenen jungen Mann los, die alle vor ihr die Flucht ergriffen. Kaum hatte sie Anatol bemerkt, als sie mit einer Art Wuth sich seiner bemächtigte und ihn in ihre Arme zog, die sie gewaltsam über ihn zusammenschlug. Anatol konnte sich aus dieser Umarmung nicht lösen, und machte, gefesselt wie er war, einige Sprünge im Takte mit der leidenschaftlichen Tänzerin. Doch in demselben Augenblicke hörte er sie anrufen; dabei warf eine herkulische Gestalt ihr die Faust auf die Schulter und eine Stimme rief: Was machst Du, Tolle? Willst Du wohl gleich fort in die Klause! Die Wahnsinnige schrie und klammerte sich an Anatol. Ich will nicht! rief sie; ich will ihn haben! Man soll mich nicht von ihm trennen! Der General, durch den Lärm aufmerksam gemacht, kam herbei und rief ihr zu: Petrowna, willst Du hören! Geh' fort! Dort steht Glinka; geh' zu ihm! — Ich will nicht, ich will nicht! rief die Angeredete. Aber Du mußt wollen! rief der General mit einer fürchterlichen Stimme, indem er dabei die Unglückliche ergriff, sie von Anatol losriß und durch die tanzenden

Paare hindurch schleppte in das Vorzimmer, wo ein derber, als Kutscher gekleideter Mann sie erfaßte und seine Arme um ihren Nacken schlug. Die Wahnsinnige schrie noch immer: Ich will nicht, ich will nicht; ich will den jungen hübschen Mann dort! Der derbe Kutscher überwältigte sie endlich, und sie verschwand mit ihm, indem man noch lange ihr thierisches Geschrei hörte.

Wer war diese fürchterliche Person? fragte Natalie entsetzt. Meine Schwester, erwiderte der General. Sie ist krank, und hatte Mittel gefunden, sich von Denen loszumachen, die sie bewachten. Ich bitte die anwesenden Herrschaften um Entschuldigung, sie wird uns nicht wieder stören. Wirklich ging der Ball ohne fernere Unterbrechung zu Ende. Der aufmerksame General war froh, als die vornehme Gesellschaft Abschied nahm. Er war ängstlich, daß eine ähnliche Erscheinung aus der Tiefe seines zerrütteten Hauses aufstiege, um die Tanzenden zu erschrecken. Die Spielpartie der Kaiserin war beendet, und sie verließ den Saal; ihr folgte ihre Gesellschaft. Natalie rief Anatol noch einen Abschiedsgruß zu.

Als er am Abendtisch mit dem Capitain zusammentraf, machte er diesem eine Beschreibung des Festes in dem Hause des Generals Kanyloff.

Der Capitain lachte. Ich kann mir die Angst des guten Generals denken, sagte er; schon seine Mutter so aufzuputzen, und zugleich zu verhindern, daß sie albernes Zeug schwatze, war ein starkes Stück Arbeit; jetzt mußte es sich noch fügen, daß seine mannstolle Schwester auch in dem Saale erschien; das fehlte noch, um die Sache für ihn vollständig zu machen. Das unglückliche Mädchen wird sorgsam gehütet, und muß sich mit einem handfesten Liebhaber, den man ihr ausgesucht hat, und der so oft, als sie der Anfall trifft, bereit sein muß, sein Heilmittel anzuwenden, begnügen. Nun hat sie aber gefunden, daß ein jüngerer und besser aussehender Mann ihr Noth thut, und hat sich auf Dich geworfen. Allerdings keine üble Wahl. Ich möchte dabei gewesen sein.

Wünsche das nicht, rief Anatol; es war schrecklich. Ich werde das wahnsinnige Mädchen und das ganze tolle Haus, mit der albernen Mutter an der Spitze, lange nicht vergessen.

Das Offiziercorps gab zu Ehren des neuen Generaladjutanten ein glänzendes Mahl bei einem der gesuchtesten Restaurants der Hauptstadt. Das Mahl war prachtvoll; nur Eines vermißte man dabei, die Gegenwart der Damen. Um diesem

Uebelstande zuvorzukommen, hatten sich die Vornehmsten der Offiziere entschlossen, mit ihren Maitressen bei dem Mahle zu erscheinen. Dies gab Veranlassung, die Neugier dieser Damen zu befriedigen; zugleich gewährte es jedem der reichen Offiziere Gelegenheit, die Schönheit und den Rang ihrer Maitressen öffentlich zu zeigen. Diejenigen Offiziere, welche keine Maitressen hatten, mietheten sich für den Abend welche; darunter gehörte auch der Capitain, der sich eine ihm zugeführte Schönheit nahm, ohne darauf zu achten, ob sie schon Jemand gehabt hatte. Seine eigentlichen Maitressen waren vornehme Damen, die er hier nicht aufführen konnte, und so mußte er sich auf diese Weise der allgemeinen Anordnung fügen. Anatol brannte vor Verlangen, seine hübsche Nähterin diesem Männerchaos zu zeigen, und dabei zu bekennen, daß er ebenfalls eine Maitresse habe. Der Capitain gab ihm Recht und forderte ihn auf, dieses Vorhaben in's Werk zu setzen. Marie wollte anfangs darauf nicht eingehen, doch die Ueberredungen ihres Liebhabers, mehr aber als diese der Rath ihres Vaters bewogen sie endlich, sich zu dem Feste anzuschicken. Sie fand nur Einen, der damit höchst unzufrieden war, und sich nicht im Mindesten scheute, ihr es zu sagen; dieser Eine

war Wasil, der sie vor dem Beginn ihrer Bekanntschaft mit Anatol beobachtet hatte und ihr stete Warnungen hatte zukommen lassen. Er riskirte dabei sehr viel; denn bemerkte Anatol, wer es war, der stets seinen Wünschen entgegenarbeitete, so konnte es ihm schlimm ergehen. Aber diese Befürchtungen hielten den jungen Soldaten nicht ab, die Tugend und den guten Ruf, so viel von beiden übrig war, so streng zu bewachen, als es ihm möglich war. Sie haben vor, sagte er zu der alten Babuschka, die mit ihm hierin sympathisirte, ein großes Essen zu geben, und dabei sollen die schlechten Weibsbilder, die mit den Offizieren leben, anwesend sein; auch Maschinka wird von ihrem Lieutenant hingeführt; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich das dulde. Was willst Du thun? rief die Alte; André Andreiwitsch weiß darum, und mit seiner Erlaubniß geht Maschinka. — Wie? rief der Soldat, roth vor Zorn, der eigene Vater ist mit in der Verschwörung? Das ist wahrhaftig zu viel. Ich werde mit ihm reden.

Ich habe schon geredet, es ist Alles vergeblich. Der Kaufmann sucht vornehme Verwandtschaften und Verbindungen, und was wir dagegen sagen, das gilt ihm Nichts. Er glaubt uns auch nicht. Ich mische mich uns nicht weiter in die Sache. Er hat mich

neulich so hart angefahren, daß ich mich wohl hüten werde, noch ein Wort darum zu verlieren. Mag die Sache gehen, wie sie will.

Wasil hörte es mit Unwillen an, daß seine Bundesgenossin sich von ihm lossagte; er beschloß allein zu handeln.

Der festliche Tag war erschienen, und die Frauen versammelten sich, um mit ihren Liebhabern zu erscheinen; auch Marie erschien in dem Stadtputz, den sie jetzt trug. Auf der Treppe zu der Wohnung Anatol's fand sie Wasil, der ihr gleichsam den Weg vertrat. Wo willst Du hin? fragte er in vertraulichem Tone, den er sich stets gegen seine Cousine erlaubte.

Wohin? Zum Lieutenant, war die Antwort des jungen Mädchens.

Eine unbescholtene Frau geht nicht in die Zimmer der Caserne.

Was willst Du damit sagen, Wasil?

Maschinka, hör' mich an. Sieh' zu, um Gottes und um der Heiligen willen, was Du thust. Du bist die Tochter eines gemeinen Mannes; Du willst ihn aber nicht anerkennen, und es treibt Dich, Dich in die Gesellschaft der vornehmen Herren zu mischen? Hast Du bedacht, was Du hier für eine Rolle spielst? Daß Dich nachher, wenn Du

aus diesem Zimmer wieder heraustrittst, Niemand der Deinigen mehr ansehen wird? Daß Du hinfort verlassen und verabscheut sein wirst? Hast Du das bedacht, Maschinka?

Du nimmst Dir viel heraus, Wasil. Der Lieutenant ist Dein Vorgesetzter, ein Wort von mir und es ist Dein Unglück!

Sei es mein Unglück, so will ich doch lieber ungerecht leiden, als Dich in's Verderben stürzen. Komm, Maschinka, geliebtes Mädchen, folge mir nur diesmal, komm, ich führe Dich zum Vater oder zu der Tante; wohin Du selbst willst. Sei nur wieder ein rechtliches, bescheidenes Mädchen, wie Du es immer warst. Er faßte sie am Arm und wollte sie mit sich ziehen, sie widerstritt, und indem sie hin und wieder sprachen, öffnete sich die Thür und Anatol erschien, völlig zum Mahl schon angekleidet. Was giebt's hier? herrschte er dem Soldaten zu, was willst Du, Wasil? Gnädiger Herr, sagte der Soldat, sich plötzlich gerade stellend, nur ein paar Worte hatte ich meiner Cousine zu sagen. — Fort! rief der Lieutenant, laß Dich nicht wieder hier sehen! Wasil verschwand, nachdem er noch einen Blick auf das Mädchen geworfen. — Was will er von Dir, mein Engel? fragte Anatol Marien, als sie allein waren. Gnädiger Herr,

erwiderte sie, er hat mir abgerathen. Er will nicht, daß ich mich an Ihrer Seite zeige, er sagt, das wäre mein Verderben und meine Schande. Ei sieh doch! der Schurke! rief Anatol, was er sich unterfteht. O vergieb ihm, flehte sie, er wird es nicht wieder thun, besonders da er sieht, daß ich nicht darauf achte.

Marie ging mit Anatol zum Feste. Jedermann erkundigte sich, wer das junge hübsche Mädchen an Anatol's Seite wäre und man wußte es bald, daß er heute seine Maitresse dem Publikum vorstellte. Ein polnischer Fürst, der auch unter dem Offiziercorps war, machte am meisten Aufsehen mit seinen Damen, denn er führte nicht weniger als drei zugleich ein, welche insgesammt diese Stelle bei ihm bekleideten. Leonilda, eine corpulente, starke Brünette, war die Haupt-Maitresse, die beiden anderen galten für ihre Gesellschafterinnen, sie hatten blasse, unbedeutende Gesichter. Leonilda kam auf Marien zu, faßte sie unter den Arm und ließ sie bei sich sitzen. Der Fürst Wasemsky, ihr Liebhaber, richtete sogleich seine Aufmerksamkeit auf die noch Unbekannte, und so war sie schnell eingeführt und in dem Cirkel bekannt gemacht. Mariens Eitelkeit war befriedigt, sie hielt Leonilden für eine vornehme Dame und

rühmte sich ihres Schutzes. Ein Offizier hielt den Capitain an und rief ihm zu.

He? Wie ist es mit Ihrem Freund Anatol, er ist ja, denk' ich, der Geliebte der Gräfin Natalie Saratoff? Wie kommt er jetzt dazu, in Begleitung eines jungen Mädchens, welches er für seine Maitresse erklärt, hier zu erscheinen?

Was weiß ich? entgegnete der Capitain, es mag ihn wohl ein ähnlicher Grund wie mich bewegen. Ich bin auch nicht mit meiner eigentlichen Maitresse hier.

Ja, Sie! rief der Offizier höhnend. Sie sind bekannt dafür, daß Sie fast ganz Petersburg zu Ihren Liebschaften haben? Mir soll es übrigens gleich sein, wenn der junge Mann sich amüsirt, wie er es kann, ich frage Nichts danach! —

Diese Unterhaltung wurde so laut geführt, daß sie Mehrere anhörten und Anatol auch davon Kenntniß erhielt. Er dachte an Natalien und was sie dazu sagen würde, wenn sie es erführe, aber seine neue Leidenschaft war so heftig und stark, daß es ihn nicht kümmerte, was vielleicht daraus entstehen könnte. Er war entschlossen, sich ganz der Freude zu weihen, und gab sich dem Einflusse hin, welchen die guten Weine der Tafel und die ausgesuchten Speisen auf ihn übten. Das glück-

liche Lächeln Mariens, die zum ersten Mal eine solche Tafel und solche vornehme Gäste sah, machte ihn auch guter Laune, und es war ihm ordentlich unangenehm, die sarkastischen Bemerkungen seines Freundes, des Capitains, anzuhören, die sich über die letzten Vorfälle des Balles bei dem Generaladjutanten ergossen. Er führte das große Wort, und alle übrigen Offiziere hörten ihm aufmerksam zu. Leonilde wollte noch einige Details vom Balle hören, und der Capitain gab sie ihr.

Wie ich höre, sagte er mit lächelndem Munde, denn ich selbst bin nicht dagewesen, so soll es daselbst sehr heiter zugegangen sein. Sogar haben Personen zur Heiterkeit mit beigetragen, die man für gewöhnlich streng unter Schloß und Riegel hält.

Wer sind diese Personen? fragte Leonilde.

Nun für's Erste die Frau Mama des Herrn Generaladjutanten, weiland Hofdame, später Directrice des Erziehungshauses unter Ihrer Majestät der Kaiserin Marie, eine uralte, etwas närrisch gewordene Dame, die man für gewöhnlich in einem kellerartigen Souterrain hält, und sie dort mit den Dienstboten essen und schwatzen läßt; diese hat man aufgeputzt und sie zum Schreck der Kaiserin im Salon aufgeführt. Nicht genug an

dieser abenteuerlichen Erscheinung, bringt man auch während des Tanzes eine kranke Schwester des Herrn Generaladjutanten zum Vorschein und läßt sie ihre abenteuerlichen Gelüste an den Gästen befriedigen.

Abenteuerliche Gelüste? Ei, was sind das für welche? fragten mehrere der gegenwärtigen Frauen den Capitain, der halblaut seiner Nachbarin in's Ohr flüsterte:

Das arme Mädchen ist mannstoll, und begnügt sich, wenn sie den Anfall bekommt, mit vier bis fünf starken Männern. Da man sie aber bewacht und sie genöthigt ist, immer mit demselben Herkules sich abzugeben, hat sie die Zeit benutzt, wo sie diesem entschlüpfen konnte und hat sich auf die tanzenden Männer geworfen.

O weh! ruft Leonilde, gut, daß der Fürst nicht da war. Welch' eine schreckliche Krankheit ist das! —

Eine Krankheit, die in dieser Familie zu Hause ist. Die Mutter des Generals hat sie in einem Grade gehabt, daß sie dadurch den Polizeioffizianten in die Hände fiel, die sie auf der Straße aufgriffen, wo sie sich mit Muschiks und Iswoschiks einen Spaß machte. Sie ist jetzt todt, diese lebenslustige Dame. Man sagt, daß sie einmal

bei einem Diner Verlangen auf einen ihrer aufwartenden Diener bekam, und nicht eher sich zufrieden gab, bis sie ihn, vom Mittagstisch aufspringend, zu der Befriedigung ihres Verlangens gezwungen hatte.

Solche Damen sind Ungeheuer! rief die Maitresse, man muß sie frühzeitig in Gewahrsam bringen, damit sie der Gesellschaft keinen Gegenstand zu Spott und Schrecken geben. Die übrigen Frauen stimmten diesem Urtheil bei.

Wie beklage ich den Generaladjutanten! rief eine der Damen.

Es kümmert ihn nicht viel, was in seinem Hause, wo er ohnedies so wenig wie möglich sich aufhält, geschieht. Auch jetzt wäre man nicht hinter die Geheimnisse dieses Hauses gekommen, wenn man nicht für nöthig erachtet hätte, diesen Ball zu geben, zu dem man die Kaiserin einlud, die nur hingegangen ist, um kein Aergerniß zu verursachen, und die nur so kurze Zeit als möglich dageblieben ist.

Hat man ihr denn Nichts gesagt von den abenteuerlichen Figuren, die sie da finden würde? fragte die Maitresse eines Lieutenants, die neben Leonilden saß und die fortwährend Champagner

trank. Wie leicht hätte sie eine Krankheit kriegen können, wenn sie unvorbereitet auf dieselben traf?

Man hat ihr, sagte der Capitain, nur von der alten Hofdame erzählt, von den Uebrigen aber kein Wort geäußert. Sie wird wohl nicht wieder in dieses Haus kommen. Aber, meine Damen, ich muß Sie bitten, das sind Alles Geheimnisse, die ich Ihnen hier mitgetheilt habe, davon darf Nichts in's Publikum kommen; Sie können sich vorstellen, welche unbehagliche Stellung ich gegen den Adjutanten Sr. Majestät dadurch bekommen würde. Also ich bitte, Stillschweigen.

Natürlich! erwiderte Leonilde; von hier aus wird Niemand Etwas erzählen. Kann man sich aber wohl denken, daß Dergleichen hier in Petersburg passirt?

Noch mehr, rief der Capitain; unter der Kaiserin Elisabeth gab es hier in Petersburg ein ganzes Haus solcher Mädchen, die sie aus allen Theilen des Reiches aufgelesen und hier versammelt hatte. Es gab Stunden, wo sie sich, als Mann verkleidet, in dieses Haus begab, und sich allen Ausschweifungen dieser Mädchen hingab. Das ist, was ich mir habe sagen lassen; es ist aber möglich, daß man mir nur ein Mährchen aufband.

Ein durchdringendes Gelächter folgte auf diese Geschichte. Der Capitain empfing die Danksagungen sämmtlicher Frauen, die sich bei dieser Art Unterhaltung vortrefflich amüsirten. Marie allein saß schweigend da, sie hatte Nichts von dem verstanden und sah nur ihren geliebten Anatol an, der ebenfalls schwieg. Der Capitain bemerkte die mißfällige Aufnahme seiner Geschichten und ging daran, sie zu ändern, indem er sich bestrebte, Etwas für den Geschmack Mariens auszusuchen. Dies war nicht so ganz leicht und der Phantasie eines Mannes, wie der Capitain einer war, war es so ziemlich die Sache der Unmöglichkeit. Er war noch damit beschäftigt, als die Gesellschaft zum Aufbruch sich entschied. Die Maitresse des Fürsten gab das Zeichen. Sie hing sich an den Arm ihres Geliebten, und die anderen Mädchen machten sogleich auch Anstalt, ihre Hüte aufzusetzen und ihre Shawls und ihre Pelze anzulegen. Man beschloß noch eine Spazierfahrt durch die Stadt zu machen, da das Wetter sehr schön war. Es zeigte sich bei heiterm Himmel eine gemäßigte Kälte; man konnte, da man gegen Ende des Februarmonats war, nichts Besseres wünschen. Anatol nahm seine Schöne mit in den Schlitten und bedachte nicht, daß der Zug an dem Palais

des Reichskanzlers vorüberging, von dessen Fenstern aus Natalie ihn sehen konnte. Dies geschah auch: die junge Gräfin blickte aus dem Fenster und die neben ihr stehende Fürstin zeigte ihr den Schlitten, wo ihr Liebling neben der Tochter des Gastwirths saß. Nataliens Wange erbleichte, und sie war nahe daran zu fallen, so sehr bemeisterte sich ihrer die innere Aufregung bei diesem Anblick.

Anatol beschäftigte sich unterdeß nur mit seiner Kleinen, um die er Pelze und Kissen herumstopfte, damit sie sich nicht erkältete. Du warst heute traurig gestimmt, mein Engel! rief er ihr in schmeichelndem Tone zu. Weshalb war das? Gefiel Dir die Gesellschaft nicht, oder war Dir Etwas an dem Mahl nicht recht?

Das Mahl war prachtvoll, antwortete die Gefragte. Und hätte ich, wie Wasil mir sagte, mehr Bildung gehabt, so wäre mir die Unterhaltung auch ganz angenehm gewesen; allein ich verstand leider so wenig, worüber die anderen Damen lachten.

Das war auch gar nicht nöthig, erwiderte Anatol. Sie lachten auch, ohne den Sinn der Worte zu verstehen, und hätten sie denselben verstanden, so hätten sie schweigen oder wenigstens nicht lachen sollen; denn die Sachen, welche der Capitain

vorbrachte, waren schmutzige Zweideutigkeiten. Sei froh, daß Du sie nicht verstanden.

Ich bitte Dich, lieber Freund, fuhr das Mädchen fort, mich nicht mehr in solche Gesellschaften zu führen.

Ganz wie Du willst, Maschinka. Aber sprich nun offen gegen mich, was war es, das Dich besonders verletzte?

Wasil hat mich gegen diese Leute eingenommen.

Wie, was hat er Dir gesagt?

Daß sie nicht zu mir paßten, daß es eine schlechte Gesellschaft für ein junges Mädchen wäre, wie ich bin, und daß es für mich sich ziemte, wenn ich davon wegbliebe.

Der Schurke hat sich Das zu sagen erfrecht? Gut, ich werde es ihm gedenken.

Nicht böse, lieber Freund, er hat in seinem Sinne ganz recht gehandelt.

Der Elende, ich habe nicht geglaubt, daß Du auf seine Worte achten würdest.

Er hat wahr geredet. Im Hause meines Vaters habe ich nie so sprechen hören, da muß es doch wohl eine andere Sitte sein, zu der ich nicht erzogen bin.

Anatol erwiderte hierauf Nichts, doch sein Gesicht nahm den Ausdruck der beleidigten Wuth an.

Er setzte dieses Gespräch nicht weiter fort, und Marie, da sie den Geliebten angegriffen sah, schwieg ihrerseits. So fuhren sie stumm in der glänzenden Reihe. Am Platze der Peter-Paul's-Kirche hielt der Schlitten vor der Thür der Wohnung Anna Andreiwitsch. Die Putzmacherin kam selbst heran und nahm ihre Schülerin in Empfang. Zärtlich war der Abschied der beiden Geliebten von einander.

Als Anatol nach Hause kam, war sein Erstes, Wasil herauf zu bescheiden, den er mit folgenden Worten anfuhr.

Was hast Du Dich unterstanden, der Maschinka zu sagen. Weißt Du wohl, daß Du dafür Strafe verdienst, und daß ich Dir diese Strafe diktiren werde? Begieb Dich sogleich zum Unteroffizier der Compagnie und gieb ihm dieses Billet ab.

Wasil hörte zitternd den Befehl des Lieutenants. Er richtete seinen Blick bittend zu ihm. Aber der strenge, unerbittliche Ausdruck des Gesichts ließ ihn das Schlimmste fürchten.

Geh! rief ihm der Lieutenant zu.

Der Soldat ging.

Der Zettel enthielt den Befehl, den Strafgefangenen in die Zellen der Kasematten der

Festung einzuschließen. Dies war die allerstrengste Strafe für einen Soldaten; er wußte, daß es hieraus keine Erlösung gab, und folgte stillschweigend dem Unteroffizier, der ihn in die Festung brachte. Er wurde in eine kellerartige Vertiefung gebracht, die kaum fünf Fuß in's Gevierte hatte und ein Loch war, in dem kein Fenster sich befand.

5.

Der Winter war zum größern Theil dahin, das Osterfest war gekommen und feierlichst begangen, als die Personen, um deren Schicksal es sich hier handelte, fast alle noch in denselben Verhältnissen zu einander standen, als dies am Anfang dieser Erzählung der Fall gewesen. Anatol und Natalie hatten sich nicht von einander getrennt, obschon eine merkliche Kälte in ihrem Benehmen eingetreten. Anatol wollte dieses Verhältniß brechen, die Dame war dies jedoch nicht Willens zu thun; sie verfolgte ihn im Gegentheil durch ihre Eifersüchteleien, und es ließ sich erwarten, daß sie diese noch auf eine Spitze treiben werde, die den vollkommenen Bruch des Verhältnisses herbeiführen mußte. Der arme Wasil schmachtete noch in seinem Gefängniß; er wurde daselbst von Zeit zu Zeit von seinem Kameraden

Temploff besucht, der sich die Zeit aussuchte, wo die Gefangenen eine kleine Spazierstunde oberhalb des Walles hatten. Er war erschreckt von dem Ansehen des Gefangenen, der von einem blühenden, gesunden Burschen sich in einen bleichwangigen, gebeugten Krüppel verwandelt hatte. In der That war die Gefängnißform der Art, daß sie diese Wirkung hervorbringen mußte. Man konnte nicht aufrecht darin stehen, und wenn man sich niedersetzte, mußte dies auf der bloßen Erde geschehen, worauf nur eine dünne Lage von Stroh gebreitet war. Der arme Wasil, er konnte sich nicht denken, was der Grund dieser entsetzlichen Strafe war, er dachte hin und her, es fiel ihm Nichts bei, wodurch er den Lieutenant hätte beleidigen können, Nichts als das Gespräch mit der unglücklichen Marie, und das fand er so sehr an seinem Platze, und er hätte Das, was er ihr gesagt hatte, dem Lieutenant selbst gesagt, wenn es der Zufall so gewollt hätte, so sehr war er überzeugt von der Richtigkeit seiner Beobachtung und Bemerkung. Auf die Verweise seines Freundes erwiderte er nur: Du hättest es eben so gemacht. Ich hätte es nicht eben so gemacht, entgegnete Temploff, denn mit den Vornehmen ist nicht gut spaßen! Du siehst jetzt die Folgen davon. Ei,

Temploff, so hättest Du also das arme Mädchen getrost in ihr Unglück rennen lassen? Temploff erwiderte hierauf Nichts und darüber triumphirte sein Genosse, indem er rief: He! Was hab' ich Dir gesagt? Vielleicht hättest Du Dich noch schlimmer in's Unglück gesprochen? Nein, erwiderte der junge Soldat, wenn ich gewußt hätte, daß das Mädchen plaudern würde, hätte ich ihr Nichts gesagt; denn verloren war sie doch einmal, meine Worte hätten sie nicht gerettet! Geh' zu ihr, lieber Temploff, grüße sie von mir und erkundige Dich, wie es ihr geht. Sage ihr, daß Du mich wohl gefunden hast, nur etwas ermattet von dem häßlichen Loche, worin ich stecke, aber daß ich hoffe ihr noch das Osterei bringen zu können, denn länger als Ostern wird mich der Lieutenant nicht hier lassen; davon bin ich überzeugt. Lebe wohl, lieber Temploff, grüße die Kameraden in der Caserne. Mit diesen Worten schieden die beiden Soldaten von einander.

In dem Arbeitssaal der Gehülfinnen bemerkte Anna Andreiwitsch, daß zwei ihrer Elevinnen fehlten und sie erkundigte sich nach ihnen. Wo ist Marie? Sie ist krank in ihrem Zimmer und Therese pflegt sie. Marie ist krank? rief die Oberin, was fehlt ihr denn? Wir wissen es nicht,

war die Antwort. Anna Andreiwitsch ging selbst zum jungen Mädchen, in deren Zimmer sie den Arzt der Anstalt fand. Herr Grimm war ein junger deutscher Arzt, welcher erst seit ein paar Monaten in dieser Anstalt fungirte, er hatte ein freundliches, Zutrauen erweckendes Wesen und saß jetzt am Bette des Mädchens, indem er leise zu ihr sprach und ihre Hand in der seinigen hielt, als die Putzmacherin eintrat. Er wendete sich sogleich zu dieser und that ihr kund, daß er mit ihr sprechen wolle. Sogleich willigte Anna darein und sie entfernte sich aus dem Zimmer, in dem Marie zurückblieb und sich weinend am Busen ihrer Freundin barg.

Meine liebe Frau, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.

Was ist es, Herr Grimm, ich höre.

Das Fräulein Andreiwitsch befindet sich in einem Zustande —

Was kann ihr fehlen? sagte die rohe Frau verwundert. Beklagt sie sich über das Essen? Sie bekommt das beste Essen im Hause? Oder ist ihr das Zimmer nicht recht? ich werde ihr morgen ein anderes einräumen.

Es ist nicht das Zimmer und nicht das Essen, erwiderte der Arzt, es ist der Zustand der Kranken,

der mich besorgt macht. Wenn mich nicht alle Kennzeichen trügen, so befindet sie sich gegenwärtig im vierten Monat der Schwangerschaft.

Ist das eine Möglichkeit! rief die Dame, da wüßte ich doch wahrhaftig nicht, woher das kommen könnte.

Ich mache Sie damit bekannt. Es ist meine Pflicht, es zu sagen.

Ich danke Ihnen, Herr Grimm; aber sollten Sie sich nicht täuschen? Ich weiß wirklich nicht. Alle meine jungen Mädchen sind Muster in der Aufführung. Das ist das erste Beispiel der Art, das ich erlebe.

Der Arzt blieb bei seiner Behauptung, und sogleich begab sich die Madame zu Marien, schickte ihre Gesellschafterin fort und sagte im Tone des Vertrauens zu dem jungen Mädchen. Was ist das, was ich eben gehört habe, Marie, Du bist guter Hoffnung?

Marie bedeckte ihr Gesicht, das von Thränen befeuchtet wurde.

Schäme Dich, mein Kind, Du bringst meine ganze Anstalt in Verruf. Du mußt sogleich dies Haus verlassen; geh zu dem Manne hin, der Dich in diesen Zustand gebracht hat.

Das kann ich nicht, erwiderte die Gescholtene,

ich bitte Sie, Madame, beim Andenken Ihres Bruders, meines Vaters, mit mir Mitleid zu haben und mich hier zu lassen. Der, welcher mich in dieses Elend brachte, ist Offizier und wohnt in der Caserne.

Ein Offizier? rief die Oberin entsetzt. Wie, es ist doch nicht Anatol von Werner?

Ein stummer Wink der Kranken war die ganze Antwort.

Anna Andreiwitsch versank in Nachdenken. Allerdings, sagte sie nach einer Pause; alsdann kannst Du nicht zu ihm ziehen. Es ist ein böser Streich, den er mir gespielt hat, und ich zeigte ihm stets so großes Vertrauen. Wo willst Du denn hin? Willst Du zu Deinem Vater, Mädchen?

Sie schüttelte verneinend den Kopf. Dort ist es zu geräuschvoll, ich will hier bleiben.

Kind Gottes, Du bringst mich in's Unglück! Noch nie ist hier ein Mädchen, eine meiner Arbeiterinnen, niedergekommen. Ich werde für Dich eine kleine Wohnung miethen. Du ziehst dahin, Herr Grimm wird Dich besuchen, und ich werde Dir eine Pflegerin miethen. Das Alles muß natürlich der Lieutenant bezahlen. Ein anderes Mal werde ich mich besser vorsehen mit meinen Bekanntschaften, denen ich die Erlaubniß gebe, die Fräu-

leins meiner Anstalt zu besuchen. Sie entfernte sich mit diesen Worten; und bald darauf trat Temploff in's Zimmer. Marie richtete sich auf und überhäufte ihn mit Fragen, auf die der Soldat nur einsilbig und im traurigen Tone antwortete.

Wo ist Dein Freund? Warum kommt er nicht zu mir?

Er ist noch immer gefangen, mein Fräulein.

Wie? noch gefangen und sein Herr hat mich doch versichert, daß er ihn freigelassen hat.

Der arme Wasil, wenn es so fortgeht, können wir nur für sein Begräbniß sorgen. Lange hält er es nicht mehr aus.

Mein Gott, er soll heute noch frei sein! Wenn ich den Lieutenant nur sehe. Grüß ihn von mir und bringe ihm dieses Geld. Hörst Du, Temploff, wirst Du es thun?

Wie werde ich nicht, mein Fräulein; er ist mein bester Freund, ich würde für ihn sogar noch einmal die harte Prügelstrafe erdulden, welche ich damals erduldete. Ich habe ihm meine Meinung gesagt; allein er hörte auf Nichts. Er behauptete recht gehabt zu haben, ihm Das zu sagen, was er gesagt hat.

Und wie sehr hat er recht gehabt! O, ich bin

unglücklich, sehr unglücklich, Temploff! Sage ihm das, daß ich ihm danken ließe, daß er als wahrer Freund und Bruder an mir gehandelt hat. Sie konnte nicht weiter sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme und sie winkte dem Soldaten zu gehen, der sich alsbald auf den Weg machte. Der Teufel! brummte er vor sich hin, als er die Anstalt verließ, man weiß nicht, was diese Vornehmen machen. Sie haben es so gut und dennoch machen sie, daß sie in's Unglück kommen. Da ist der Lieutenant zum Beispiel; ein gemachter Mann! Hat Geld in der Tasche und doch sieht er jetzt traurig aus und senkt den Kopf. Bei Gott, es kommt mir vor, als wenn wir, die wir uns nicht Mittags satt essen können, die Glücklichen wären! Mit diesen Worten verließ der Soldat die Anstalt der Putzmacherin und wandte sich zu seiner Caserne zurück. Auf der Flur desselben kam ihm sein Kamerad entgegen, der eben aus dem Gefängniß entlassen worden war. Du armer Schelm! Wie Du aussiehst! Es ist ein wahres Elend, Dich so in der Uniform zu sehen, welche Dir viel zu weit ist. Es schadet Nichts! entgegnete Wasil, ich will sogleich zur Marie, ich habe schon Etwas für sie in Bereitschaft, das ich gekauft habe. Jetzt nicht! rief Temploff, sie ist krank und liegt

im Bette. Krank und was fehlt ihr? fragte Wasil bestürzt und unwillig. Ich weiß nicht, was ihr fehlt. Der Arzt und die Aufseherin der Anstalt zischelten mit einander, als ich vorbeiging. Mein Gott! rief Wasil. Was ist das? Sollte sie vielleicht? — Er hielt inne und schlug sich vor die Stirn. Das ist das Tafelsitzen und Spazierenfahren! Da haben wir es! Das ist es! Er ging mit seinem Freunde zurück in die Caserne, und bald darauf wurden Beide im Dienste beschäftigt.

Im Zimmer des Reichskanzlers Nesselrode saßen Frau Natalie Rictobieff und die Fürstin zusammen. Die Letztere hatte die Hand ihrer Freundin ergriffen und sprach ihr Trost ein. Was macht Dein Zimmtstängelchen? fragte sie theilnehmend. Ich habe ihn seit Sonntag nicht gesehen, also zwei Wochen, war die Antwort der jungen Dame. Das ist stark, Natalie; ich würde mich an Deiner Stelle erkundigen, was er macht. Vielleicht hat er eine neue Liebschaft. Natalie senkte das Haupt, ohne zu antworten. — Und das würdest Du leiden? rief die Fürstin aufsehend. Das kann ich mir nicht denken. Wo kann ich Wahrheit hören! flüsterte die Unglückliche vor sich hin. In diesem Augenblick fuhr der Wagen des Doktors Grimm vor die Thür. Der Doktor war ein Landsmann

des Kanzlers, der ihn schon in Deutschland gekannt hatte und, kaum in Rußland angekommen, ihn in sein Haus als Hausarzt annahm. Natalie entschloß sich, den bekannten Arzt zu fragen. Sie begrüßte ihn gütig, als er hinaufstieg und sich nach ihrem Befinden erkundigte. Sie kommen etwas spät, lieber Grimm; was hat Sie aufgehalten? fragte sie. Eine Kleinigkeit, antwortete er; ich war in der Anstalt einer Putzmacherin an der Peter-Pauls-Kirche, und da mußte ich einen Rath geben wegen eines Zimmers, das man für eine junge Dame der Anstalt miethen wollte. Für eine junge Dame? fragte Natalie. Und weshalb? — Weil sie sich guter Hoffnung befindet und in Ruhe ihre Niederkunft abwarten will. Was das für Sitten sind, rief die Fürstin; eine junge Putzmacherin führt sich so auf! Das ist mehr als schändlich!

Nennen Sie vielmehr den Namen ihres Verführers so, erwiderte Grimm. Die Ausschweifung unserer jungen Offiziere geht weit. So viel ich erfahren habe, ist ein Gardeoffizier des Ismailoffschen Regiments der Ehrlose, der Schande auf das Haupt des jungen Mädchens gehäuft hat.

Ein Offizier vom Ismailoff'schen Regiment? Ei seht doch; wer ist es? Doch nicht der Capi-

tain Kalugin? Ich will es nicht hoffen, Herr Doktor.

Kein Capitain, ein Lieutenant ist's. Der Name fällt mir nicht gerade bei; doch ist es ein Deutscher.

Natalie hatte diese Reden mit angehört, und ihr Gesicht glühte. Sie hatte genug vernommen; es lag ihr nur noch daran, die Wohnung der Unglücklichen zu wissen, und sie fragte darum den Arzt, der ihr diese sagte, indem er hinzufügte, er hätte es übernommen, eine treue Pflegerin für die Erkrankte herbeizuschaffen. In drei Monaten ungefähr erwartete er die Entbindung. Ein Arzt, setzte er hinzu, in dieser großen Stadt hat manchmal eine schlimme Aufgabe. Wie oft bin ich schon in ähnlichen Fällen zu Frauen gerufen worden, die meine Hülfe erheischten und die in ganz gleicher Lage waren, wie dieses arme Mädchen.

Ich würde an Ihrer Stelle den Beruf eines Arztes aufgeben, da er mit solchen Opfern verknüpft ist, sagte die Fürstin.

Man muß seine Dienste nie der Menschheit entziehen, so lange man ihr dienen kann, sagte der würdige Doktor mit ernstem Tone.

Das Hinzutreten des Kanzlers, der jetzt nach Hause kam, gab dem Gespräch eine andere Wendung. Natalie entfernte sich mit der Fürstin. Die

Letztere sah einen furchtbaren Entschluß in den Gesichtszügen ihrer Freundin.

Du bist an dem ganzen Unglück schuld, rief die Fürstin nach einer Weile.

Ich? Inwiefern das?

Junge Leute wollen immer gehütet und beschäftigt sein. Du hast ihn in der letzten Zeit zu wenig in Anspruch genommen; da ist er denn auf diese Art gefallen, sich zu beschäftigen.

Auf diese Art? Du entschuldigst gut, Nadeschda.

Findest Du eine andere Art der Entschuldigung? erwiderte die Gescholtene. Erinnere Dich an unser Gespräch beim französischen Gesandten-Ball. Ich sagte Dir, daß die Verführerinnen immer thätig wären, und daß wir uns nicht schmeicheln dürften, eine vollkommene Unschuld an unseren Geliebten zu besitzen. Ich habe diese Hoffnung bei meinem Capitain längst aufgegeben.

Nun gut! Warte nur. Es wird mir schon eine Gelegenheit werden, mich an seiner Untreue zu rächen.

Ich will Dir eine Rache angeben. Verliebe Dich sogleich in einen andern jungen Mann. Gieb dem recht offenkundige Zeichen Deiner Neigung. Alsdann bist Du gerächt.

Natalie schüttelte das Haupt. Sie antwortete

Nichts auf die Reden ihrer Freundin und starrte düster vor sich hin. Beide entschlossen sich, eine Ausfahrt zu machen. Natalie behielt ihr Unglücksschweigen während der ganzen Fahrt.

Das herannahende Osterfest gab zu vielen Festlichkeiten und Gesellschaften Veranlassung. Natalie besuchte alle Bälle und Gesellschaften. Oft traf sie mit Anatol zusammen. Er war bemüht, sie Nichts gewahren zu lassen, und machte nach wie vor den aufmerksamen Bewunderer der Gräfin. Die Zahl der Bewunderer und Plauderer der Gesellschaft zischelte sich in's Ohr, daß es nicht mehr so sei, wie es sonst gewesen. Man rief sich die Bemerkungen in's Ohr und gab auf jeden einzelnen Umstand Acht, der in der Nähe der Geliebten sich zutrug. Noch war Anatol gefällig und hingebend, aber bald fing er an, Natalien zu vernachlässigen. Die junge Frau war dies nicht gewohnt; ihre Eifersucht erwachte, und die Auftritte, die dies veranlaßte, bestimmten Anatol, noch mehr sich zurückzuziehen. Beim neapolitanischen Gesandten gab es eine merkwürdige Scene. Der Ball war ein äußerst glänzender. Der Kaiser und seine Gemahlin waren gegenwärtig. Bei einem Tanze, wo Anatol Natalien dazu engagirt hatte, verließ er plötzlich den Saal, indem er erklärte, daß ihm

unwohl sei. Natalie folgte ihm; er wollte ihr entschlüpfen, eilte über die Vorsäle und Treppen, und befand sich bald allein inmitten eines mit Säulen umgebenen offenen Raumes. Ein kalter Wind blies; er war ohne Mantel. Mit Schrecken sah er hinter sich und erblickte Natalien, die in ihren dünnen Ballschuhen, ebenfalls ohne Mantel, ohne den geringsten Ueberwurf ihm nacheilte. Er wandte sich um und rief mit einer vor Zorn erstickten Stimme: Was thun Sie, Madame? Sie werden sich erkälten. Die Fürstin erschien und suchte Natalien aufzuhalten; allein Nichts konnte die Unglückliche bewegen, ihre Schritte zu mäßigen; sie stürzte dem Fliehenden nach, indem sie seinen Namen rief. Anatol trat zur Fürstin und flüsterte ihr zu: Ich beschwöre Sie, Madame, halten Sie die Gräfin zurück; ich will nur Etwas bestellen; ich bin sogleich wieder da. Ungeheuer, rief Natalie, Du willst mich betrügen; ich weiß, wohin Du willst. Sie brach in Thränen aus und lehnte sich an eine der Säulen der Rotunde. Fremde Dienerschaft war hinzugeeilt; sie hörte Alles mit an; einige Gäste vom Ball kamen ebenfalls die Treppe herab; Anatol hielt sich nicht länger; er hatte seinen Kutscher gefunden und schwang sich in seinen Wagen, indem er schnell

fortzueilen befahl. Die beiden Frauen kehrten in den Ballsaal zurück. Natalie zog sich in eines der Nebenzimmer zurück und verharrte darin bis zu Ende des Tanzes. Als dieses endlich erschien, verließ sie, von der Fürstin begleitet, die Ballgesellschaft. Dieser Augenblick war es, wo sie ihrem Ungetreuen eine Rache schwur, wie sie noch nie dagewesen, und sie war die Frau dazu, ihren Schwur zu halten.

Unterdessen war Marie eines Kindes genesen. Sie hatte eine schwere Niederkunft ausgehalten und lag jetzt erschöpft auf ihrem Bette. Die Pflegerin hatte sich auf einen Augenblick entfernt, da fuhr ein Miethwagen vor, aus dem eine Frau stieg, die sich leisen Schrittes dem Krankenzimmer näherte. Sie trat herein und schloß hinter sich wieder zu. Marie erkannte sie nicht; sie trat an ihr Bett und flüsterte mit leisen Worten: Marie, wie geht es Dir? Erschrick nicht; ich bin es, die Tochter des Kanzlers Nesselrode. Marie richtete sich langsam auf, starrte die Dame an und rief: Ach, Sie sind es, gnädige Frau; wer hätte das denken können; das ist zu viel Güte von Ihnen, daß Sie kommen, mich zu besuchen! Ich werde hier bleiben und Dich pflegen, rief die Gräfin, sich auf einen Stuhl am Bette niederlassend. Das

kann ich nicht dulden, rief die Kranke, indem sie die Hand der Gräfin drückte und ihre Thränen dabei die Wangen niederliefen. Die Gräfin saß auf dem Stuhl der Wartefrau, das Licht brannte düster, die Uhr gab ihre einzelnen Sekundenschläge hörbar durch's Zimmer. Die Kranke, unfähig zu sprechen, keuchte nur und bestrebte sich, das Wort zu nehmen. Lieg' ruhig! rief die Dame besorgt. Wo hast Du Schmerzen? — Ach, die Brust! seufzte die arme Kranke, indem sie die Arme über die Brust kreuzte. Ich bin hergekommen, um Dir alle Schmerzen zu benehmen; zeig' mir, wo hast Du Schmerzen? Hier. So werde ich meine Hand darauf legen, und sie werden vergehen. Ach, gnädigste Frau, Sie legen Ihre Hand zu schwer dahin; ich leide noch mehr Schmerzen. So ist's recht! rief die Gräfin, und ihr Lächeln verlor seinen sanften Charakter und ging in ein drohendes, unglückverheißendes über. Liebst Du Anatol? sprich, sage mir die Wahrheit. Mehr als mein Leben! hauchte die Kranke. So? war die Antwort; nun, dann kannst Du schon seinetwegen Etwas leiden. Sie drückte, als sie dies sagte, ihre Hand mit aller Kraft auf die Brust der Unglücklichen. Liebst Du ihn? rief sie dabei mit boshafter Art, indem sie höhnisch lachte. —

Gott, Sie pressen dergestalt, daß ich weinen möchte. So weine doch! rief die Gräfin, weine doch! Um so mehr wirst Du ihn erfreuen, denn er liebt die trostlosen Mienen. Ha, ich kann nicht mehr! der Schmerz reißt mich fort; er ist zu stark. Wohin drücken Sie, gnädigste Gräfin? Haben Sie Erbarmen!

Erbarmen? Hast Du welches mit mir gehabt, Schlange, die Du bist? Jetzt bist Du in meiner Gewalt!

O, ich flehe Sie an, schonen Sie meiner! Diesen Druck kann ich nicht vertragen.

Aber diesen? He? nicht wahr, der ist schon stärker. Mit diesen Worten kletterte sie auf das Bett und kniete der Armen auf die Brust.

Gott! Gott! schrie die Arme, ich sterbe!

Schrei' nicht: es kommt doch Niemand! Du bist in meiner Gewalt. Hier hast Du noch Etwas! Sie sprang wie wüthend auf das unglückliche Opfer los und bearbeitete es mit den Knieen und den Fäusten. Marie ächzte und stöhnte, zuletzt schrie sie und rief um Hülfe. Es war Alles vergeblich. Die Thür war verschlossen.

Entsetzlich! Sie mordet mich! klagte die Arme. Ist denn Niemand, der mich rettet!

Niemand ist da! rief wuthentbrannt und er-

hitzt die Gräfin. Stirb, unglückseliges Wesen! Du bist nicht werth, daß Du die Erde betrittst! Stirb, daß die Sonne von einem so widrigen Geschöpf befreit werde! Du sollst nicht leben, und auch der Wurm, den Du ihm geboren, soll nicht länger das Licht sehen. Er sterbe mit Dir!

Mit diesen Worten ergriff sie das neugeborene Kind und hielt es über der Mutter, die sie mit den Knieen bearbeitete.

Um Gotteswillen, haben Sie Mitleid mit meinem Kinde! rief die Unglückliche, mitten unter den mörderischen Stößen, die sie von ihrer Peinigerin empfing. Die Gräfin setzte die Hand an die Kehle des Kindes. Die Mutter stieß hier einen qualvollen Schrei aus. Liebst Du Anatol? fragte jetzt die Megäre wieder.

Ja, ich liebe ihn! Es ist sein Kind, das mir entgegenlacht! rief die Wahnsinnige, indem sie die Grimasse des Stickens beim Kinde für ein Lächeln erklärte.

Gut; es soll noch mehr lächeln! Liebst Du Anatol? Weißt Du auch, daß er mir gehört?

Ach, um aller Barmherzigkeit willen, fort von meiner Brust. Ich ertrage diese entsetzlichen Stöße nicht länger; ich sterbe! Die Gräfin verließ ihr Opfer auf wenige Augenblicke, das wieder auf-

athmete. O, Sie sind gütig, gnädige Frau, Sie wollen meinen Tod nicht. Es ist nicht Ihr Ernst, mich so leiden zu machen.

Diese Sanftmuth der armen Gequälten erzeugte von Neuem die Wuth der Beleidigten. Statt sie zu schonen, sprang sie von Neuem auf das Bett und auf die Unglückliche, indem sie mit den Knieen mit aller Wuth von Neuem arbeitete. Du glaubst, daß ich Dich retten werde? rief sie. Erfahre, daß Du Dich täuschest Ich bin da, um Dich zu morden.

Ach, die Schmerzen! Sie rütteln mir die Seele aus dem Leibe.

Sieh' hier, Dein Kind lächelt Dir zu! Fasse Muth, erwidere sein Lächeln. Mit diesen Worten drückte sie so fest die Kehle des Kindes, daß es mit einem Stickschrei das Leben ließ. Sie warf die Leiche der Mutter in's Gesicht, die sich mit einem dumpfen Schmerzensschrei auf dem Lager wand.

Nun, Deinem Kinde mußt Du folgen. Geh', Du Niederträchtige! So geschehe' es Jeder, die es wagt, mir entgegenzutreten. Mit einem fürchterlichen Stoß mit dem spitzigen Knie in die Seite des Opfers gab sie diesem den Gnadenstoß; Marie hauchte ihren Geist unter den teuflischen Qualen

der Gräfin aus. Erst als die That geschehen war, als die leblose Kranke aufgehört hatte, zu athmen, sprang die Mörderin vom Bette herab und blieb daran stehen, indem sie das Licht nahm und mit dem Ausdruck der Befriedigung in das Gesicht der Todten schaute.

Es ist vollbracht! Sie liegt ruhig da! Ich habe ihr ein schlafbringendes Liedchen gesungen.

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür. Der Wartefrau sagte sie, hinausgehend: Die Frau schläft. Stören Sie sie nicht. Auch das Kind ist ruhig.

Sie fühlte ihr Herz beruhigt, als sie bei sich zu Hause anlangte. Sie gab Befehl, daß Niemand sie störe; so blieb sie den ganzen Tag über ruhig und mit dem Gefühl ihrer gesättigten Rache beschäftigt. Anatol kam, um sie zu besuchen; sie empfing ihn mit freundlichem Ausdruck und sprach mit ihm mit Wohlwollen. Des Auftritts auf dem Ball wurde nicht erwähnt. Als er fortging, sagte sie zu ihm: Ich hoffe, Dich bald wiederzusehen, Anatol. — Gewiß, Natalie! rief er, freudig erregt; ich denke, es ist in diesen Tagen ein Fest bei Deinem Onkel. So ist's, erwiderte sie; komm dann gewiß, ich werde Dich erwarten. Er ging, und als er fort war, rief sie ihm in befriedigter

Rache nach: Komm nur, Du wirst Deinen Rachegeist finden, der Dich von jetzt an nie wieder verlassen wird. Am Abend war sie müde und legte sich etwas auf's Bett. Der Arzt kam, und den fragte sie nach seiner Wöchnerin. Ich habe sie heute und gestern nicht gesehen. Es wird ihr hoffentlich wohlgehen, erwiderte Grimm. Ja, es geht ihr wohl! rief Natalie mit einem ungewohnten Ausdruck, über den der Arzt nachdachte. Die Fürstin kam, und ihr vertraute Natalie den ganzen entsetzlichen Vorfall. Die Fürstin erschrak auf das Heftigste. Sei ruhig, erwiderte Natalie, mir geschieht deshalb Nichts. Aber man wird Dich vor's Gericht fordern. Mich? Du scherzest; ich habe ja Nichts gethan. Das Weib ist gestorben, während ich da war; das heißt Zufall. Glaubst Du, daß Anatol so die Sache ansieht? Er mag sie ansehen, wie er will, auf mich fällt kein Verdacht; und wenn es auch wäre, wer wagt es, die Nichte des Reichskanzlers anzuklagen! Ein schreckliches Beispiel giebst Du da! Wenn alle vornehmen Weiber so dächten! Warum sollen sie nicht so denken? rief Natalie; ist eine auf solche Art beleidigt worden, so steht es ihr frei, Rache zu nehmen. Jeder, der meine That erfährt und die Ursache derselben weiß, wird mich entschuldi-

gen. Die Fürstin war unfähig, weiter Etwas zu erwidern. Sie sagte nur: Das ist entsetzlich! Eine Medea kann nicht ärger wüthen, als Du es gethan hast. So that sie recht daran! O mir ist so wohl, so leicht, seitdem ich die Schändliche aus der Welt geschafft habe! Ich fange ein neues Leben an.

Mariens Tod blieb doch nicht so ganz ohne Vergeltung. Man sprach von ihr und nannte ungescheut seine Mörderin. Anatol war außer sich, er hatte alle Mittel in Händen, um gegen die Geliebte einzuschreiten, aber er that es nicht. Der ungewöhnliche Nimbus, der sie umgab, hielt jede Hand ab, sich an ihm zu vergreifen. André Andreiwitsch wußte nicht, auf welche Weise er den Tod seiner Tochter rächen sollte; auch ihm waren die Hände gebunden, Niemand, kein Richter getraute sich die Klage zu unternehmen, es blieb beim dumpfen Geräusch, das Einer dem Andern sich zuflüsterte. Natalie ging unbekümmert ihren Gang fort und besuchte nach wie vor die Gesellschaften und traf mit Anatol zusammen, der den Tod seiner geliebten Marie noch nicht verwunden hatte und sie mit Abscheu ansah. Die Fürstin verließ sie nicht; mit ungeheucheltem Schmerze folgte sie ihr überall sind und nahm ihre Ent-

schuldigung auch da, wo man wußte, daß sie sich nicht entschuldigen konnte. Man hüte sich, sagten der Capitain und mehrere seiner Kameraden, eine vornehme Dame zur Rache zu reizen, sie wird immer Siegerin bleiben, und jedes Mittel, sie zur Rechenschaft zu ziehen, ist vergebens.

Mariens Tod ging vorüber, man sprach zuletzt nicht mehr davon. Sie wurde beerdigt und Niemand folgte ihrer Leiche, als der arme Wasil, der sie beklagte und dessen Schmerz gerecht war. Er suchte das Plätzchen auf dem Gottesacker aus, wo sie hingebettet wurde, und netzte mit Thränen den Rasen des armen Opfers. Wie sehr habe ich sie gebeten, rief er an ihrem Grabe, immer zu seinem Freund Temploff, den Pfad der Sünde aufzugeben. Es half Nichts, nun ist sie todt und dahin, jetzt ist das Gericht in Betreff ihres Lebenswandels ausgefüllt, nun hat sie die Strafe ihrer That erfahren! O, Himmel! wenn es eine Gerechtigkeit giebt, so möge sie auf das Haupt derjenigen fallen, die sie vor der Zeit in das Grab gebracht haben! Sie war unschuldig, aber der Lieutenant trägt die ganze Schuld, er ist auch an ihrem Tode mit schuld, das sag' ich laut mit Anrufung des höchsten Gottes.

Temploff verhinderte den Unglücklichen, mehr

zu sagen, er fürchtete für ihn und hatte zugleich für sich selbst Besorgnisse, die keineswegs übertrieben und ohne Grund waren. Die beiden Soldaten kamen oft zusammen beim Grabe und ließen dort ihren Klagen und ihren Vorwürfen freien Lauf. Das ist der Trost der Armuth, daß sie ohne Scheu am Grabe klagen darf.

6.

Zwei Jahre waren nach obigen Begebenheiten vergangen, als eines Morgens die Gräfin Natalie an den Fenstern ihres Palastes stand, die nach der prächtigen Newa hinausgingen. Sie hielt den Blick auf die Wasserfläche gerichtet, in der die Sonne glänzend wiederstrahlte. Die prächtigen Kuppeln der Kirchen von Petersburg, die Anzahl herrlicher Paläste, welche die Ufer der Newa bekränzten, unter denen der Admiralitäts-Palast hervorragte, alles Dies gab einen imposanten Anblick und mischte sich in die Träumereien der jungen Dame, die unverwandt hinaus in's Meer blickte. Die Kammerfrau der Kaiserin stand neben ihr und hatte ihr eben Nachrichten von der Kaiserin und ihrer Familie gebracht. Was sagen Sie, Clara, die Kaiserin will fort? fragte die Gräfin zurück. Ja, Ihro Gnaden, war die Antwort. Es

ist beschlossen und der Herr hat schon die Erlaubniß zugesagt, sie geht nach Berlin zu ihrem Bruder. Gerade jetzt, da der Krieg hier losbricht? Das ist nicht sehr artig. Wer weiß es, ob es zum Kriege kommt? Und wenn es dazu kommt, wozu nützt sie und ihr Hierbleiben? Um dem Herrn gute Laune zu verschaffen, sagte die Gräfin. Er ist so schon übler Laune; er wird es vollends werden, wenn seine geliebte Gemahlin fortgeht. Die Kammerfrau machte ein verzweifelt verdrießliches Gesicht, indem sie sagte: Es ist nicht Alles, wie es früher war. Der Herr tröstet sich, und die Gemahlin macht ihm nur Umstände, wenn sie hier bleibt. Wie, Madame Clara! Was sagen Sie da? Auf welche Weise, dies möchte ich wissen. Er macht die Sitten der Hauptstadt nach, erwiderte die Kammerfrau, er sucht sich eine hübsche Hofdame. Ist es möglich, der tugendhafte, wegen seiner Tugend berühmte Held sollte so Etwas thun? Ich sage Ihnen, daß dies unmöglich ist! Machte es Alexander nicht auf ähnliche Weise?

Alexander! Das war etwas Anderes. Und er hatte keine preußische Prinzessin. Dagegen eine kleine Prinzessin aus Baden. Da kann man schon Etwas wagen.

Im Gegentheil, sie war Kaiserin, wie es diese

ist. Das bleibt sich gleich. Dieselben Pflichten, und dann ist die jetzige Kaiserin kränklich, der Herr ist dabei bei guten Kräften. Der Kaiser Alexander war kränklich; er hatte sich schonen sollen, und zu dieser Kur, die ihm die Aerzte vorschrieben, paßte die Kaiserin ganz gut.

Kümmert denn jemals ein Herrscher sich um die Gebote seines Arztes?

Gewiß nicht; und er thut auch recht daran. Die Kaiserin will aber auch ihren Bruder sehen; sie liebt ihn ganz außerordentlich. Wollen Ew. Gnaden nicht auch reisen?

Wer hat Dir das gesagt?

Ich glaube es gehört zu haben.

Gut. Ja, ich werde auch reisen. Schon um das langweilige Gespräch hier am Hofe los zu sein.

Sie haben recht; es giebt ärgerliche Zungen, die nie Etwas vergessen. So die Geschichte.

Welche Geschichte? Madame Clara, welche Geschichte? —

Nun Gott, die von der Maitresse des Lieutenants, wie hieß sie doch? von der man behauptet, daß Sie dieselbe umgebracht hätten.

Albernes Geschwätz!

Die Kaiserin glaubt es auch; sie hat noch vor

ein paar Tagen davon gesprochen und sämmtliche Großfürstinnen und Großfürsten sprachen davon, und es wurde gesagt, daß —

Was denn? Zögern Sie nicht, sagen Sie es mir aufrichtig.

Nun, daß man es untersuchen würde. Wenn man die Schuldige fände, sollte sie der Bestrafung nicht länger entgehen.

Ha! Die Schändlichen! Mir zu drohen, das wagen sie?

Die Kaiserin aber sagte: sie halte Sie dessen nicht für fähig. Und dann war Alles still.

Es soll mir nicht einmal erlaubt sein, gegen eine Creatur, wie diese da, zu handeln, wie es mir einfällt? Das ist eine saubere Regierung, wo so etwas Aufsehen macht. Die Kaiserin Elisabeth ließ vierzig Weiber niederschmettern, blos weil ihr deren Physignomien zuwider waren. Das waren Zeiten, so soll es wieder sein!

Wer dürfte sich das jetzt erlauben? Darum wäre es für Ihro Gnaden ganz gut, wenn Sie nach Deutschland gingen; Sie können ja Ihren Onkel begleiten.

Wo denkst Du hin, Clara? mein Onkel geht seine Wege; ich würde ihn nur geniren, wenn ich mit ihm ginge. Soll ich auch als Wartefrau

mit einem alten Diplomaten reisen? Wie albern das!

Freilich, Gnaden sind noch jung und schön, das wäre nicht die amüsanteste Reise.

Ich will mich vergnügen, will das sehen, was ich sehen will. Wenn ich mit ihm ginge, brächte ich die ganze Zeit mit Diners zu, bei denen ich die Honneurs machen müßte.

Aber dafür die Schönheit, die Bequemlichkeit! Das ist auch Etwas.

Was mich betrifft, ich reise lieber etwas unbequem, aber dafür frei, nach meinem Willen.

Alsdann hält Sie Nichts ab, zu reisen, wann Sie wollen.

Ich werde auch gehen, wann ich will. Es begleitet mich nur eine Kammerfrau.

Nicht Ihro Durchlaucht, die Frau Fürstin?

Sie ist schon fort. Sie erwartet mich in Paris, wo wir den Winter über bleiben wollen. Wirklich wollte Natalie die Erlaubniß, die sie von ihrem Oheim erhalten hatte, zu reisen, benutzen, besonders da sie hörte, daß noch immer von der unangenehmen Geschichte gesprochen wurde. Sie wollte nur die Abreise der Kaiserin abwarten. Später, wenn sie von ihrer Reise heimkehrte, hoffte sie Alles vergessen zu finden, was sie jetzt

beleidigte und aufregte. Besonders was ihr Verhältniß zu Anatol betraf, wollte sie vollkommenes Vergessen den Leuten beibringen; darum begünstigte sie das Gerede, daß sie sich einen neuen Liebhaber ausersehen habe; dies war ein junger Gesandtschaftssecretair bei der französischen Gesandtschaft. Da sie nach Paris zu gehen beabsichtigte, so konnte ihr der Graf Ranchibor, der vielfache Verbindungen hatte, dort von Nutzen sein. Aber die französische Gesandtschaft mußte nothwendig ihren Posten in Petersburg verlassen, wenn der Krieg ausbrach. Die Fürstin schrieb aus Paris und forderte die Gräfin auf, dahin zu kommen, wo sie ihr schon eine vortreffliche Wohnung besorgt hatte. Endlich reiste die Gräfin ab. Sie nahm ihren Platz in einem eleganten Wagen und ging nach Warschau, wo sie eine Freundin hatte, die sie besuchen wollte.

In Warschau angelangt, fühlte sie sich unwohl, wollte aber dessenungeachtet ihre Reise fortsetzen. Am Abend vor ihrer Abreise war sie auf einer glänzenden Abendgesellschaft bei der Freundin. Sie wurde hier so unwohl, daß an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Sie mußte sich in's Bett legen, und in der Nacht brach ein heftiges Fieber aus, das sie an's Zimmer und

an's Bett fesselte. Der Arzt kam hinzu und erklärte ihr, daß sie die Pocken bekommen würde. Die Nachricht war niederschmetternd für sie. Es herrschte eine fürchterliche Angst vor dieser Krankheit, welche die ganze Schönheit des Gesichts in wenigen Tagen auf immer zerstörte. Die Gräfin entschloß sich zu einem Mittel, das erst seit kurzer Zeit bekannt und angewendet wurde. Sie ließ sich eine Maske von Gold machen, genau an's Gesicht passend und nicht die mindeste Zugluft hindurchlassend. Doch mußte es reines Gold sein; war die geringste Mischung eines andern Metalls dabei, so nutzte die ganze Vorkehrung nichts. Die Gräfin empfing die Maske, band sie sich vor's Gesicht und reiste damit ab. Unterwegs wurde ihr nochmals sehr übel, und sie zog in Heidelberg einen berühmten Arzt zu Rathe. Der besichtigte die Maske und fand bei der Untersuchung eine Mischung von Kupfer in dem Golde der Maske. Die Gräfin war wüthend, als sie dies bemerkte, sie konnte sich nunmehr denken, daß ihre Anstalten und Vorkehrungen vergebens wären. In der That brach, da sie kaum in Paris angelangt war, die Krankheit mit erneuerter Wuth aus und warf sie auf's Krankenlager. Ihr Gesicht wurde von schrecklichen Wunden zerfleischt, gegen die Nichts

sie bewahren konnte; der ganze Körper ging in Eiterung über und furchtbare Leiden und Verwundungen waren die Folge. Ihre Dienerschaft, die sie mitgenommen hatte, verließ sie, weil sie es vor schrecklichem Gestank nicht länger aushalten konnte. Schmerzen der wüthendsten Art marterten sie Tag und Nacht. Die berühmtesten Aerzte von Paris waren an ihrem Bette versammelt, Nichts konnte helfen.

Die Mittel, die sie in Warschau angewendet, die Krankheit zurückzudrängen, hatten ihre Wuth vermehrt, und jetzt half kein Medikament. Die Krankheit erhielt eine Stärke und Ausdehnung, wie sie hier bis jetzt nicht bekannt war. Die Unglückliche lag ganz verlassen da, denn Niemand vermochte, selbst für Gold nicht, bei ihr auszuhalten. Sie wälzte sich auf ihrem Lager, indem sie vor Schmerzen schrie, daß man in mehreren Häusern der Nachbarschaft sie hören konnte. In ihrer Fieberphantasie rief sie immer den Namen von Marie Andreiwitsch aus, die sie vor sich sah mit dem Kinde auf dem Arme. Unglückliche, was willst Du? fragte sie im Fieber und streckte die Arme aus. Kommst Du, mich mit Dir zu nehmen? Willst Du denn Rache an mir üben? Schreckliches Gespenst! entflieh, entflieh! oder ich

verfluche Dich! Gott sei mir, Sünderin, gnädig! Ich flehe zu ihm, er wird mich schützen!

Der Ruf von der Krankheit hatte sich verbreitet, man kam, sie zu sehen, aber Niemandem wurde der Zutritt zu der Armen gestattet. Das ganze Haus war geschlossen und es stank darin, als wenn ein ganzes Schlachtfeld von Leichen sich dort angehäuft hätte. Der einzige Arzt, der bis jetzt noch gekommen war, blieb auch aus, es war die höchste Noth, man wußte nicht, was mit der Unglücklichen zu beginnen. Die Krankheit wurde immer bösartigerer Natur, und der Tod war in wenigen Tagen vorauszusehen.

Nach langem, vergeblichem Suchen entdeckte man endlich in Paris in einer besonders frommen Abtheilung einen Priester, der sich entschloß, der Unglücklichen die Beichte und die Absolution zu ertheilen. Es war gegen Abend, als der fromme Mann in das verpestete Haus trat und in das Zimmer, wo die Sterbende lag. Er blieb lange Zeit vor ihr stehen und sah sie forschend an. Wer bist Du? fragte die Sterbende, daß Du es wagst, in dieses Haus zu treten, wo der Tod bereits alle seine Schreckniſſe ausgetheilt hat? Du mehr als Hiob Heimgesuchte! antwortete der Priester, ich komme im Namen des Herrn. Mache Dich bereit

mir Deine irdische Beichte abzustatten. Diese wenigen Worte erschütterten die Sterbende tief. Sie richtete sich auf und begrüßte den heiligen Mann mit Achtung und Ergebenheit, indem sie zugleich bemerkte, daß sie einen katholischen Priester nicht erwartet hätte, da sie die Priester ihrer eigenen Religion, der griechischen, zu sprechen gewünscht hatte. Sie kommen nicht zu Dir, diese elenden Feiglinge; Du bist für sie mit den Schrecken der Hölle betroffen! Warte nicht auf jene Armseligen, die ihre Furcht und ihre Besorgnisse ewig von Dir fern halten werden. Vertraue Dich mir, ich bin berufen, die letzten Worte zu vernehmen! Mich beängstigt nicht irdische Furcht und das Entsetzen, welches die tödtliche Krankheit um Dich her verbreitet. Vertraue mir, Du hast sonst Niemanden. Nun wohl, so vernimm mein lasterhaftes Leben, nur dazu dienend, Dich und andere Unglückliche, welche diesen Pfad wandeln, abzuschrecken. Ich bin reich und vornehm geboren, die Vergnügen umgaben mich früh und raubten mir mit ihren Schmeicheltönen jede Kraft, meiner Pflicht zu gehorsamen. Ich war eine ungetreue Gattin eines von mir nicht geliebten Mannes. Ich ergab mich jeder Ausschweifung, die zwischen den beiden Geschlechtern in großen Städten besteht.

Ich sank tief und immer tiefer, zuletzt trieb es mich in meiner Sündhaftigkeit sogar zum Morde. Ich brachte ein armes Weib zum Tode, welches die bevorzugte Geliebte eines meiner jungen Freunde war. Sie starb unter meinen Händen. Seit diesem Augenblick flieht mich die Ruhe, wo ich auch sei, das Gespenst der Gemordeten tritt stets mahnend neben mich. Kein Gebet scheucht es. Die Sterbende sank mit diesen Worten ohnmächtig auf die Polster zurück und seufzte schwer. Der Pater betete an ihrem Bett. Du bist eine schwere Sünderin! begann er wieder, doch einem vereinigten Gebete wird es gelingen, Dich von dem Schlamm der Unthat rein zu waschen. Erhebe Deine Seele im inbrünstigen Gebete zu Gott. Scheuche alle Gestalten der Vergangenheit von Dir, nur Gott habe vor Augen. Er hat Dich schon viel leiden lassen, er wird Dir gnädig den größten Theil Deiner Leiden erlassen. Habe nur zu ihm Deine Zuversicht. Natalie vernahm diese milden und sanften Tröstungen; ihre Seele begann wieder zu hoffen und nach einem halbstündigen ernsten Bußgebet öffnete sich ihr wieder der Himmel der Hoffnung, der nie ganz schwindet bei dem Verbrecher, der Buße thut. Dem Himmel sei Dank, flehte sie zum Priester, Deine Worte

haben mir geholfen. Ich kehre zu Gott zurück und werde mich nicht von ihm trennen, wenn er mir ferner das Leben schenkt. Dies hoffe nicht, rief der Priester, der Friede Deiner Seele ist jetzt das Einzige, das Dir entgegenleuchtet und nach dem Du streben mußt.

So sei es denn! antwortete sie gefaßten Muthes; soll ich zum Tode geführt werden, so ende der Herr schnell meine Plage. Sie hatte diese Worte noch nicht beendet, als ein erneuerter Krankheitsanfall sie heimsuchte. Der Priester gab ihr die Absolution und blieb bei ihr, bis ihre Seele ausgeathmet hatte. So gehe nun, Du schreckliche Sünderin! Der Herr hat Dir vergeben! Dies waren seine letzten Worte. Keiner ihrer Angehörigen war bei dem Tode gegenwärtig, sogar alle ihre Diener hatten sie geflohen, sie lag ganz allein und verlassen. Der Priester drückte ihr die Augen zu und besorgte die Bestattung, die ganz einfach, von Niemand gesehen, auf dem Kirchhof Père la Chaise in Paris stattfand. So endigte die berühmteste und größte Schönheit von Petersburg in ihrem vierundzwanzigsten Jahre.

Von dem Schicksal der übrigen, in dieser Erzählung vorkommenden Personen ist nur wenig zu sagen. Der bald hierauf ausbrechende Krieg

zog die allgemeine Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung hin. Der Reichskanzler legte bald darauf seine Stelle nieder, und mit ihm verlor sich jedes Interesse, das er seiner Familie gewonnen hatte. Das Geschick der Gräfin Natalie, ihr trauriger und schrecklicher Tod in Paris machte das Gespräch zweier oder dreier vertrauter Cirkel aus und erlosch auch bald. Der Capitain blieb in seiner gewohnten Stellung, indem er durch den Krieg hinaufrückte und seine Lage erheblich verbesserte. Er hatte nach wie vor zahllose Liebschaften, doch waren sie alle nicht von der Art, wie sie sein Freund Anatol gehabt hatte, durch ihn verlor kein Weib sein Leben. Wohl aber verloren sehr viele junge Leute ihr Vermögen, und da es nach und nach bekannt zu werden anfing, auf welche Weise der Capitain zu seinem Gewinnste gekommen war, so litt sein Ruf dadurch und er fand sich veranlaßt, die Angelegenheit mit mehr Mäßigung zu betreiben, zuletzt sie ganz aufzugeben. Anatol blieb noch wenige Jahre beim Militair, dann gab er seinen Wunsch zu erkennen, bei der activen Armee im Kaukasus eine Anstellung zu erhalten; sie wurde ihm gewährt und zwar zu seinem Unglück, denn die erste bedeutende Schlacht zählte ihn zu ihren Todten. André Andreiwitsch

war noch lange Inhaber der Krosnoi-Kaboc-Kneipe und legte ein hübsches Geld bei Seite. Seit dem Tode seiner Tochter hatte er allen Umgang mit seiner Schwester abgebrochen, denn er rechnete ihr das Unglück zu, welches ihn betroffen; Wasil nahm er als Sohn auf, und er blieb bei ihm, als er seine Militairzeit zu Ende gemacht hatte.

Die rothe Schleife.

In den Gärten des Lustschlosses Oranienbaum wandelte gesenkten Hauptes die junge Großfürstin Katharina. Ihr zur Seite die jugendlich schlanke Gestalt der Fürstin Daschkoff, ihre Vertraute und Gesellschafterin. In den Händen Katharina's zitterte ein zusammengefalteter Brief; sie befand sich in großer Aufregung. Die lange Lindenallee war bereits zur Hälfte durchwandelt, und noch hatte keine der beiden Frauen ein Wort über die Lippen gebracht. Die Blicke der Prinzessin durchdrangen rechts und links das Dunkel der Boskets, und als sie nirgends die Annäherung eines menschlichen Wesens entdeckte, nahm sie mit einer raschen Bewegung der Großfürstin den geöffneten Brief aus der Hand und durchflog dessen Zeilen. Auch sie schien erschreckt, als sie den Inhalt erforscht hatte, und der Blick, mit dem sie sich zu ihrer Begleiterin wandte, und die Stimme, mit der sie

fragte, waren beide gleich weit entfernt, Ruhe und Besonnenheit zu verrathen.

„Was ist das?“ rief sie. „Wer kann sich unterstehen, solche Worte an Dich zu richten, m'amie?“

Katharina zuckte die Achseln und flüsterte dann: „Es ist Gregori, kein Anderer.“

„Der Tollkopf!“ fügte die Prinzessin hinzu. „Wir haben Mühe genug, Einen zu verbergen, jetzt sollen es gar Zwei sein! Siehst Du nicht ein, daß das nicht geht, Kathinka? Wir werden unsere Sicherheit, ja unser Leben auf's Spiel setzen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete die Großfürstin, immer noch mit niedergeschlagenen Blicken; allein es soll sein. Wir sollen untergehen! Eine Gefahr mehr — was liegt daran?“

„Schweig!“ rief die Prinzessin heftig; „um Gotteswillen nur nicht diese Muthlosigkeit, die mich zur Verzweiflung treibt. Es ist noch Nichts verloren! Es wird Nichts verloren sein, sobald wir uns selbst nicht verlieren!“

Eine Weile gingen Beide wieder schweigend neben einander; dann nahm Katharina den verhängnißvollen Brief, zerriß ihn und steckte die

Stücke einem Triton in die Oeffnung seiner steinernen Muschel.

„Was thust Du?“ rief die Prinzessin und sammelte mit Mühe die Fragmente. „Hier wird Alles untersucht! Das Feuer ist das einzige und sicherste Mittel gegen Verrath. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Erinnere Dich, wie man der Kaiserin einen Brief brachte, den Du zerrissen in den Kanal geworfen, den man aus dem Wasser gezogen und zusammengefügt hatte.“

„Dieses Leben ist unerträglich!“ rief die Großfürstin.

„Es wird enden.“

„Mit unserm Untergang.“

„Nein, mit dem unserer Feinde. Nur Klugheit, Vorsicht, Verstellung. Um's Himmelswillen, nur keine neuen Verbindungen des Herzens; Verbindungen des Kopfes so viel Du willst. Die Kaiserin hat gestern Nacht wiederum einen Anfall von Stickhusten gehabt; er hat von ein Viertel vier Uhr bis Morgens sechs Uhr mit kleinen Unterbrechungen gedauert. Man verheimlicht es; allein Iwan Platow hat es mir gesagt, und Iwan lügt nicht.“

„Sie hat mich heute Abend zu sich rufen lassen,“

bemerkte in einem gleichgiltigen Tone die Großfürstin.

„Sie hat Etwas vor. Ueberhaupt es weht ein Sturm. Fast Alle glauben, daß sie es nicht lange mehr machen, und daß es diesmal Ernst wird. Nun, was sagst Du dazu, mein Herz? Wenn es in den Wolken bestimmt wäre, daß heute zum letzten Male eine Großfürstin Katharina hier gewandelt? Aber Du bist durch Nichts zu erwecken; Du träumst und sinnst fortwährend. Eine Welt geht dicht vor Deinen Füßen zu Grunde und Du siehst durch den aufwirbelnden Rauch hindurch nur die dunklen Augen eines hübschen jungen Mannes."

„So ist's," flüsterte Katharina, ihr Haupt noch tiefer senkend.

„So kann denn Nichts Dich erheben? Unglückliche!"

„Habe Geduld mit mir. Ich werde ihn nicht wiedersehen, ich werde ihn vergessen."

„Der Himmel gebe es!" rief die Fürstin, und sich rasch zur Seite wendend, setzte sie hinzu: „Man kommt! Am Ende der Allee dort sah ich Uniformen auftauchen! Der wachhabende Officier salutirt; es ist der Großfürst!"

„So laß uns eilen, in's Schloß zu kommen!"

rief Katharina, und mühte sich, ihre Vertraute nachzuziehen, doch diese hielt die Fliehende zurück, indem sie sagte:

„Nicht doch! Wir bleiben. Er hat uns schon gesehen. Meine Schwester hängt an seinem Arme. Sie kommen auf uns zu. Fassung! Ruhe!"

Peter näherte sich mit der Gräfin Woronzoff am Arme. Er war in einem eifrigen Gespräche mit ihr begriffen, und schien die Großfürstin nicht zu bemerken, die an den Stufen eines Tempels der Minerva mit ihrer Begleiterin stehen geblieben war, und ruhigen Blickes die Ankommenden zu erwarten schien. In Peter's Gefolge befand sich der dicke Kammerherr Lubinin, ein in Mode gekommener Spaßmacher, der trotz der Hitze des Julimonats einen Pelz mit Goldborden besetzt, und eine hohe Wattenperrücke trug, die er von Zeit zu Zeit lüftete und sie wie einen Fächer brauchte, um sich Kühlung zuzufächeln.

Zehn Schritte von der Großfürstin entfernt, scherzte Peter mit seiner Dame, und das boshafte und laute Lachen derselben zeigten der Ersteren, daß diese Späße sich mit ihr beschäftigten, doch blieb sie ruhig. Die Fürstin Daschkoff machte eine tiefe Verbeugung und dadurch aus ihrer Träumerei erweckt, verneigte sich Katharina eben-

falls, ohne jedoch der herannahenden Gruppe die Augen zuzuwenden.

„Lubinin, mein Freund," hub der Großfürst an, indem er sich umwandte und den Spaßmacher herbeiwinkte. „Hast Du schon gesehen, wie Götter vom Himmel herabsteigen?"

„Nein, Herr," entgegnete der Gefragte; „aber ich habe gesehen, wie Götter von der Erde zum Himmel steigen. Willst Du mir erlauben zu bemerken, daß der Inhalt einer Burgunderflasche ein Gott ist, so gut ist wie jeder Andere, und Du kannst es erleben, daß dieser Gott von der Erde, das heißt aus Deinem Leibe aufwärts in die Wolken steigt und Dich mitnimmt."

„Das ist fein bemerkt!" nahm Peter das Wort, „und Deine Laune gefällt mir. Hier handelt es sich aber um eine Göttin. Geh' hin und mache dort der Minerva Dein Compliment; aber mache es eben so tief, als sie die Nase hoch trägt. Ich glaube, das wird ein richtiges Verhältniß abgeben."

Während der Narr sich auf den Weg machte, und sich Katharinen unter Verbeugungen, die ihm den Schweiß in dicken Perlen entlockten, nahte, lachten Peter und seine Begleiterin überlaut. Katharina ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Auf dem Säulenabsatz lehnend, erwiderte sie mit

ruhiger Miene dem Spaßmacher auf seine Anrede: „Sage Dem, der Dich sendet, daß Götter zu hoch stehen, als daß es Sterblichen gelänge, sie zu beleidigen."

„Da haben Sie's, gnädiger Herr," rief die Gräfin, indem sie das Näschen emporwarf und mit dem Fächer spielte. „Wir zieh'n den Kürzern, wie immer. Mit dieser Frau ist's nicht möglich zu spaßen. Es vergeht Einem die Lust, wenn man sie nur erblickt. Lassen Sie uns weiter gehen, es ist hier unerträglich heiß."

Peter schlug, ohne ein Wort zu erwidern, den Weg zum Schlosse ein. Die Gräfin Woronzoff, die zum ersten Male modische Schuhe mit hohen Absätzen trug, verlor einen Schuh und hinkte ein paar Schritte weiter, indem sie ein lautes Wehklagen hören ließ. Sie machte einen Versuch, sich nach dem Schuh zu bücken, allein Peter hielt sie ab, indem er rief: „Laß das, Maschinka, Du bist zu dick, das Bücken fällt Dir schwer," und sich zurückwendend, rief er: „Madame, wollen Sie so gütig sein, den Schuh unserer guten Freundin wieder an den Fuß zu legen."

Diesen Aufruf bezog die Fürstin Daschkoff auf sich, und sie machte Miene, obgleich unwillig, dem

Befehle zu folgen; allein Peter winkte sie zurück und deutete auf seine Gemahlin.

„O nein, nein!“ flüsterte, dunkelroth im Gesicht, die Gräfin ihrem Führer in's Ohr, „was machst Du für Scherze, Pierre!“ — Sie machte von Neuem einen Versuch, sich nach dem Schuh zu bücken, indem sie zugleich zu einer nahen Gartenbank hinwankte.

„Ich befehle, Madame, ich, Peter, Sie legen den Schuh der Gräfin an.“

Katharina verließ langsam ihren Platz, sah ihren Gemahl mit einem langen, finsteren Blick an, hob dann den Schuh auf und reichte ihn der Gräfin, die ihn rasch nahm und an ihren Fuß brachte, indem sie vor sich hin murmelte: „Wie doch unser Herr manches Mal spaßhaft sein kann!“ Sie erhob sich stöhnend und hing sich wieder an den Arm ihres Führers.

„Wir danken unserer schönen Dame bestens,“ rief Peter, „wir sind zu jeder Stunde zu jedem Gegendienst bereit.“

Katharina erwiderte Nichts.

In ihrer Hand hielt sie eine rothe Bandschleife, die sich von dem Schuh gelöst hatte.

„Die Bandschleife, Madame? Sie behalten sie?“

„Wenn Eure Hoheit erlauben,“ erwiderte die

Großfürstin kalt. „Ich möchte sie zum Andenken dieser Stunde aufbewahren."

Peter lächelte und setzte seinen Weg fort. Als Beide dem Schlosse nahe waren, sagte die Gräfin Woronzoff, indem sie den Arm schüttelte, auf den sie sich stützte: „Du bist zum Küssen, mein Freund! Endlich einmal hast Du dieser Puppe gegeben, was ihr zukommt."

„Noch nicht Alles, was ich ihr zugedacht habe," entgegnete Peter.

„Und was noch?" fragte die Gräfin lachend.

„Ich bewahre in den Fächern meines geheimen Schrankes einen prächtigen Nonnenschleier, von der alten Morsa gestickt und mit einer Krone von Perlen versehen."

Diese Antwort brachte die Gräfin in so hohem Grade in's Lachen, daß sie, unfähig die Treppen zu steigen, in die Arme ihres Führers zurücksank und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. „Und wann willst Du diesen schönen Schleier aus Deinem Schranke nehmen?"

„Wir wollen abwarten, was die nächsten Tage bringen werden," entgegnete Peter.

„Schön, schön!" rief die Dame, indem sie sich Stirn und Wangen trocknete. „Ich will nicht ungeduldig sein, obgleich ich recht gut weiß, was

ich bekommen werde. Es wird ein köstliches kleines Zuckerplätzchen sein, Etwas, was so recht süß schmeckt."

Sie verschwanden Beide in dem Portal des Schlosses.

Unterdessen setzten Katharina und ihre Vertraute ihren Weg fort. Eine Leichenblässe deckte das Antlitz der Großfürstin, ihr sonst so fester Schritt wankte. Die Fürstin betrachtete sie mit einem Blick voll Spannung und Aufregung. Endlich sagte Jene mit einer klanglosen, unheimlichen Stimme: „Nicht wahr, weiter kann diese Behandlung nicht gehen?"

„Du hast das Aeußerste erlebt!" rief die Fürstin heftig.

„Der Stachel, den Du vorhin mir wünschtest, um mich aufzureizen," setzte Katharina hinzu, „er sitzt in meinem Herzen."

„Gottlob!"

„Frohlocke nicht! Es sind furchtbare Geister, die aus der Tiefe steigen. Ich bin schwer zu reizen; doch einmal zum Kampfe herausgefordert, geh' ich auf Tod und Leben hinein."

„Auf Tod und Leben!"

„Was ich erduldet habe, wer zählt die Kränkungen!"

„Nur immer mit Fassung, immer mit Stärke!“ rief die Prinzessin. „Nie hat man Dich klagen gehört! Es war, als seiest Du von Stein, und Nichts könne Dich verwunden. Man kann mit ihr spielen, sagte der Hof; sie duldet Alles! — Andere sagten: sie liebt, und kümmert sich um Nichts!“

„Und weißt Du, was die Dritten sagten?“

„Nun?“

„Sie ist klug; sie wartet den Zeitpunkt ab, wo sie handeln kann.“

„Ach ja! zu Diesen gehörte auch ich,“ seufzte die Fürstin; „allein Deine unendliche Langmuth machte mich an Deinem Charakter irre. Himmel! ein Weib, und nicht Beleidigung rächen? Ich hätte schon zwölfmal den Olymp gestürmt!“

„Und zwölfmal wärest Du ohnmächtig in die Tiefe geschleudert worden!“ sagte Katharina mit Ruhe.

„Es ist möglich; allein ich wäre dann unter den tödtenden Blitzen, unter dem Rollen des Donners eines erschütterten Olymps, den ich erschütterte, versunken.“

„Thörin! ist's nicht besser, keck den Augenblick auszuersehen, die Blitze selbst zu erfassen und ihre Pfeile über den Häuptern meiner Feinde zu lenken?“ rief Katharina. „Doch wollen wir das Nächste,

das Wichtigste bedenken," setzte sie mit sanfter Stimme hinzu. „Willst Du, während ich bei Hofe mich langweile, ihm die Antwort bringen?"

„Er wird Dienst haben," entgegnete die Prinzessin.

„So eilst Du in die Caserne. Du wirst viele Freunde Gregori's dort finden. Grüße sie von mir, und im Vorbeigehen verrichte in dem Tempel der Mutter Gottes zu Kasan ein Gebet für mich; zugleich theile Almosen aus. Hier ist Geld."

„Du hast Geld, mein Liebchen?" rief die Prinzessin in heiterem Tone. „Wo hast Du es her?"

„Pst!" entgegnete Katharina, sich umschauend; „der französische Gesandte —"

„Ich verstehe. Also die kleine Ausgabe des Molière, die Du gestern empfingst —?"

„Enthielt zwischen ihren Blättern Bankscheine," entgegnete Katharina. „Der Marquis schreibt, ich hätte eine Ausgabe mit Noten gewünscht; er schickte mir eine, von der er hoffte, daß sie mir gefallen werde. Ich habe noch nie Molière mit solchem Interesse gelesen."

„Ich glaube Dir. Doch laß uns nun eilen. Du zu Deinen Gästen, ich in die Stadt! Frohes Wiedersehen!"

In ihrem kleinen Cabinete, über dessen Thür in großen goldenen Buchstaben ein Spruch prangte, der Denen, die da im Guten kämen, Glück verhieß, Denjenigen jedoch, die bösen Sinnes über diese Schwelle träten, alle Strafen des ewigen Verderbens androhte, saß die Kaiserin Elisabeth und kämpfte mit einer Unruhe und Aufgeregtheit, die sie nicht bezwingen konnte; dabei durchschüttelte sie trotz der Sommerhitze und eines Feuers, das im Kamin brannte, Frost. Sechsmal hatte sie eine Versammlung des Hofes anbefohlen, und sechsmal wieder abbestellt. Pulcheria Iwanowna, ihre erste Kammerdame, wußte nicht, wo ihr der Kopf stand; sie lief mit einem Haufen Kleider und Putzsachen bald hierhin, bald dorthin, und die Klingel der Kaiserin, die nicht einen Augenblick zur Ruhe kam, brachte im Vorsaal unter den dienstthuenden Kammerherren, den Pagen und Lakaien eine Bewegung hervor, wie sie seit Menschengedenken hier nicht erlebt worden war. Die Hoffouriere, die auf den drei nahe gelegenen Lustschlössern ein solennes Feuerwerk hatten anbefehlen müssen, machten den Weg nochmals, um das Bestellte wieder abzubestellen.

Auf einem Ruhebette saß Elisabeth, halb angekleidet, den Kopf mit einem kleinen seidenen

Tuche verbunden, unter dem ihr noch völlig schwarzes Haar in nassen Löckchen auf der Stirn und an den Schläfen klebte. Sie löste sich in Schweiß auf; ihre Augen starrten und der Mund zeigte die vollen rothen Lippen offen und nach Luft lechzend. Ihre Schultern, die eine übermäßige Fülle rundete, hoben sich glänzend weiß aus dem schwarzen Atlasstoff, der das Untergewand bildete. Eine Schnur von Perlen, die größten und kostbarsten, die man finden konnte, lag auf dem Boden und wurde von einem Bologneser Hündchen hin und her gezerrt. Neben dem Ruhebette, auf einem Tabouret, stand ein offenes Kästchen mit Schmucksachen und Spitzengarnituren. Elisabeth faßte mechanisch bald nach diesem, bald nach jenem Kleinod, und ließ am längsten eine Krone von Diamanten durch ihre Finger spielen, welche die Kunstfertigkeit eines Brüsseler Juweliers geschaffen hatte und die erst vor einigen Tagen angelangt war. Doch auch diese Kostbarkeit legte sie gähnend hin und sah sich mit starren und fragenden Blicken im Cabinet um. Ihr Auge fiel auf den Arzt, der an einem kleinen Marmortische stand und ein Recept schrieb. Dieser Mann, ein Deutscher von Geburt, war groß, lang und dürr, und von einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit. Die

Kaiserin wendete ihr Auge von der unerfreulichen Figur ab und ließ es auf einem Manne ruhen, der das Gegentheil von dem Arzte bildete, der klein, rund und von einer großen Beweglichkeit war. Dies war ein leibeigener russischer Bauer, der durch die Eigenschaft, die er besaß, die Kaiserin zum Lachen bringen zu können, zu der Würde eines Fürsten und nebenbei eines Admirals der Flotte Ihrer Majestät emporgestiegen war. Elisabeth, die, wie ihr erlauchter Vater, Peter der Große, es liebte, mit ihrer Umgebung ihren Spaß zu treiben, hatte diesen Mann aus keiner andern Ursache zum Admiral gemacht, als weil er das Wasser nicht vertragen konnte, und stets wie wahnsinnig wurde, wenn man ihn in ein Boot setzte. Er mußte die kaiserliche Galeere leiten, wenn der Hof nach Schlüsselburg fuhr, und die Qual, die der Arme jedesmal erlitt, wenn er sich an das Steuerruder stellte, erregte die Lachlust der Tochter Peter's des Großen, und mithin auch des Hofes.

Fürst Nikita, als er die Blicke seiner Gebieterin auf sich gerichtet sah, kroch aus dem Winkel hervor, wo er mit einer Meerkatze gespielt hatte, und stellte sich mit komischer Grandezza mitten in's Zimmer, und der Kaiserin den Rücken keh-

rend, machte er tiefe Verbeugungen gegen den großen Wandspiegel.

„Was haben Sie da, André Andreiwitsch?“ fragte Elisabeth.

„Bei Gott, Mütterchen,“ entgegnete der Fürst, „hier in Deinem Zimmer ist, ohne daß wir es bemerkt haben, ein Jüngferchen von einer großen Schönheit eingedrungen. Schau' 'mal hin. Aber ich muß tadeln, daß sie dreister ist, als es sich ziemt, daß sie auf dem Ruhebette Platz genommen hat, ohne um Erlaubniß zu fragen, und daß sie ein Bein nachlässig auf ein Bänkchen stützt, während sie das andere nur halb bekleidet auf die Polster hingestreckt hat. — Halt, mein schönes Kind! So führt man sich nicht im Zimmer einer Fürstin auf, die über die ganze Erde gebietet. Wollt Ihr wohl fort, Zieräffchen! Glaubt Ihr, daß die schönen Zähne, die Ihr zeigt, Euch schützen werden, oder der zum Kusse einladende Rosenmund? Oder, Gott weiß, was sonst noch für Annehmlichkeiten, die Ihr sehen laßt? Ich sage Dir, Frauchen, es hilft Dir Nichts, Du mußt fort, und ich werde, so schwer es mir wird, selbst Hand anlegen, Dich zu vertreiben!“

Hiermit schlug der Mann mit seinem Taschentuche nach dem Spiegelbilde, und die Kaiserin

rief unter Lachen, indem sie sich auf den Polstern zusammenkrümmte: „Was thust Du, Nikita, was machst Du, mein Freund? Du züchtigst Deine Kaiserin! Du führst Schläge nach Deiner Gebieterin? Ist das wohl erlaubt?“

„Ach!“ rief der Fürst, „welche Zauberei! Ja, jetzt erkenne ich Dich!“

„Erkennst Du mich nun?“ jammerte Elisabeth.

„Aber nun,“ fuhr Jener fort, „sollen mir die Leute kommen, die da sagen, Du seiest eine kranke Frau. Bei dem Barte meines Vaters und dem künftigen meines Enkels, ich möchte wissen, wie dann gesunde, schöne Weiber aussehen, wenn Du eine Kranke bist. — Geschwätz, Nichts als Geschwätz! Die Leute bei Hofe wissen Nichts zu reden, darum reden sie dummes Zeug; und die Dümmsten sind Die, die sich schwarze Kleider machen lassen, um darin ihre Glieder zu bergen, die nicht dünner und nicht jämmerlicher unter den Todtenknochen am Galgen gefunden werden können, und die in dieser Tracht sich hinstellen, um Papierstreifen mit unverständlichen Zaubersprüchen zu füllen.“

Der Arzt, auf den die Spötterei ging, hatte just sein Recept vollendet und wurde von der Kaiserin mit einer Handbewegung verabschiedet.

Kaum war er fort, als Elisabeth das Recept in die Kaminflamme zu werfen befahl.

„Ich glaube, Majestät," bemerkte der Admiral, „der Schornstein, wie dieses Cabinet, ist, wie die Baucommission neulich allerunterthänigst versicherte, deshalb so wackelig geworden, weil der Kamin seit einiger Zeit so viele Recepte hat verschlucken müssen."

„Elena!" rief die Kaiserin, und die erste Kammerdame nahte sich.

„Gieb mir meine Dormeuse, den grauen Rock mit der Perleneinfassung und einen schwarzen Spitzenschleier. Den übrigen Kram hier schaffe fort. Ich will heute Abend vernünftig sein, und Nichts thun, was mir schaden kann. Hier hast Du auch den Schlüssel vom Iwan Weliki; und hörst Du wohl, wenn ich Dir auch befehle, ihn mir zu geben, Du giebst ihn nicht."

„Ich werde sagen," nahm die Dame das Wort, „daß die Kaiserin mir verboten hat, den Schlüssel an Schwester Elisabeth zu geben."

„Gut! Und nun siehe nach, wer im Vorsaal ist."

„Ihro Majestät, die zwei Damen."

„Was für Damen?"

„Die hierher bestellt worden sind, um sich zu versöhnen."

Elisabeth dachte nach, ohne daß sie auf den vergessenen Umstand sich besinnen konnte. Nikita rief: „Ei, Mütterchen, das sind ja die beiden Frauen, die sich am Peter-Paul's-Feste öffentlich auf der Straße gerauft haben, und von denen man sagt, daß die eine die andere in die Nase gebissen habe. Wo mir recht ist, so war die eine die hochgebildete Frau Senatorin Aurelia Anna Ilischkow, und die andere die Frau des Oberprocurators Filosophoff."

„Daß doch stets solche kleine Zänkereien in meiner guten Stadt Petersburg vorfallen!" seufzte Elisabeth.

„Es ist recht widerwärtig!" bemerkte Nikita.

„Als der in Gott ruhende große Zaar, mein sehr geliebter Herr und Vater, noch lebte, pflegte er ein Mittel anzuwenden, was bei zanksüchtigen Personen seine guten Dienste that. Einst habe ich selbst gesehen, wie er zwei Eheleute, die sich nicht vertragen konnten, Brust an Brust zusammenbinden ließ, und sie mußten sich küssen, während sie hinten mit Ruthen gezüchtigt wurden. Ich habe mich fast todtgelacht, als ich es angesehen. Dies nannte Papa Versöhnung stiften. Zuletzt, wenn die Peitschenhiebe vorüber waren, mußte der Pope kommen und den Segen über die Bei-

den aussprechen. Ich will mit Anna Ilischkow und Nadeschda Filosophoff etwas gelinder verfahren, obgleich Beide auch Ruthenhiebe verdient hätten."

Das Geläute von unzähligen Glocken ließ sich hören und zeigte eine bestimmte Betstunde an. Mit der Dormeuse auf dem Kopfe, unter der das ungepuderte Haar versteckt wurde, schleppte sich Elisabeth vor ein in der Ecke des Zimmers aufgestelltes Heiligenbild und warf sich dort, oder vielmehr sie fiel auf den Boden, und verursachte dadurch einen lebhaften Schrecken in ihrer Umgebung. Die Kammerfrau und der Fürst Nikita bemühten sich Beide, die Liegende aufzurichten, welches sie aber nicht zu Stande brachten. Der Kammerhaiduk, ein Mann wie ein Riese, kam herbei, und den vereinten Kräften dieser Drei gelang es, der Kaiserin wieder auf die Beine zu helfen. Sie war roth im Gesicht, die Augen waren hervorgequollen, und sie stieß unverständliche Worte aus. Man setzte sie wieder auf das Ruhebett. Während dieser Scene der Bewegung war, unbemerkt von Allen, ein Mann eingetreten, in der Kleidung eines der strengen Mönchsorden, mit einem Barte, der ihm weit über den Gürtel hinausreichte, und mit einem aus einfachem Holze geschnitzten Stabe.

Dies war Cyrill, der Beichtiger der Kaiserin, als sie noch Prinzessin war, und von ihr mit dem Vertrauen beehrt, das eine Tochter dem Vater zu erweisen pflegt. Der Mönch hatte eine weite Reise aus Moskau, woselbst sein Kloster sich befand, bis hierher gemacht, aus keiner andern Ursache, als weil auch sein Ohr die Kunde von der gefährlichen Krankheit der Herrscherin erreicht hatte. Der ursprünglich gutgeartete Charakter Elisabeth's zeigte sich in der Anhänglichkeit, mit der sie an den Personen und Erinnerungen ihrer eben nicht freudenreichen Jugend hing. Der Mönch Cyrill spielte bei den Vorfällen der Vergangenheit eine Hauptrolle. Oft hatte er sein Beichtkind vor der brutalen Behandlung, mit der Peter seine Gemahlin wie seine Tochter heimzusuchen pflegte, geschützt und dabei seine eigene Existenz auf's Spiel gesetzt. Noch öfter brachte der vorsichtige Mann die zahllosen leichtsinnigen und gedankenlosen Schritte, die die Unbesonnene, leicht Verführte gethan, wieder in's passende Geleise zurück, und immer war Vater Cyrill der Versöhner und Beschützer, wenn kein anderes Mittel der Versöhnung und des Schutzes mehr ausreichen wollte.

Elisabeth erkannte kaum die runzelvollen Züge des Alten, als sie in Thränen ausbrach und ein

Mal über das andere rief: „Jetzt kommt auch der alte Narr, um mir seinen Segen zu geben. Es muß also wirklich sehr schlimm mit mir stehen. Cyrillus, weshalb erscheinst Du? Hast Du kein Brod im Kloster und kommst Du hierher nach Petersburg, um zu betteln? Sprich, was willst Du?"

Der Mönch warf einen ruhigen Blick im Zimmer umher und näherte sich dann der Kaiserin, die ihm mit einiger Anstrengung und immer noch unter Thränen beide Hände entgegenstreckte. „Komm, mein Alter!" rief sie dabei, „küsse mich und laß meine Thränen in Deinen Bart rinnen. Ach, wie ganz anders sind die Zeiten geworden! Kennst Du noch Deine Tochter wieder? Ich war einst froh und glücklich! Ich naschte Pflaumen und Rosinen aus Deiner Tasche und stahl für Dich Lichtstumpfchen für die Bilder in Deinem Kloster! Weißt Du noch, wie Du mir wolltest das Tabakschnupfen beibringen, weil Du behauptetest, dies befördere die Keuschheit bei den Frauen! Ich warf Dir aber die Tabaksdose in's Gesicht! — Bist Du zu Fuß gekommen?"

Der Mönch, dem das Sprechen schwer wurde, bejahte kopfnickend und machte zugleich das Zeichen des Segens über die Kaiserin, die fortfuhr,

ihren Anzug zu vollenden. Sie murmelte dabei vor sich hin: „Der alte Mann ist schwach geworden; es geht mit seiner Sprache nicht mehr vorwärts!“ Und zu dem Greise gewendet, fragte sie: „Nun, wie findest Du mich, Väterchen?“

„Gott beschütze Dich, meine Tochter!“ entgegnete der Gefragte mit einer kaum hörbaren Stimme. „Du siehst übel aus. Du bist dick und hast keinen Athem mehr. Mache Dich bereit, dahin zu gehen, wohin wir Alle müssen. Der heilige Andreas ist mein Zeuge, ich habe Dir nie geschmeichelt und thue es auch jetzt nicht. Du erschreckst mich, meine Tochter! Ja, Du erschreckst mich.“

„O mein gerechter Gott!“ schrie Elisabeth auf, indem sie beide Hände vor's Gesicht schlug. „Also doch! Ich werde sterben — sterben — sterben!“ Sie schluchzte so heftig, daß der ganze Körper durchschüttelt wurde. „Helft mir! Helft mir! Ich bitte Euch auf den Knieen, helft mir!“

„Gott hilft!“ rief der Mönch.

„Ich will ein Kloster gründen, so schön, so prächtig, wie noch keines gewesen; ich will es mit Reichthümern überschütten. Alle Jahre zweimal will ich baarfuß dahin wandeln — aber nur jetzt nicht sterben! Helft mir, helft mir!“

Sie sank in die Kissen, stöhnte und schluchzte. Niemand wagte zu sprechen.

Der Mönch verrichtete leise sein Gebet.

Elisabeth fuhr aus den Polstern empor, und indem sie die Fäuste ballte, schrie sie:

„Und Ihr! Was habt Ihr gesagt? Ich würde nicht sterben! Ich sähe gesund und blühend aus, wie noch nie. — Lügner! Gottlose Lügner! Schandbuben und Schandweiber! Euer Antlitz soll eine einzige Pestbeule werden dafür, daß Ihr Euere Kaiserin belogen habt. Alles in diesem Hause lügt, vom Keller bis zum Dach hinauf! So muß denn dieser Alte kommen und mir die Wahrheit sagen! Fort aus meinen Augen! Möge der Herr der Heerschaaren an Eurer Sterbestunde thun, was Ihr an der meinigen gethan!"

Wie Spreu im Winde flog vor dem Dräuen der kranken Frau die ganze Umgebung. Elisabeth ballte den Fliehenden die Fäuste nach, und der Ausdruck ihres Gesichtes war ein furchtbarer. Das rollende Auge Zaar Peter's, mit dem er die aufrührerischen Massen vor sich hinscheuchte, versendete in diesem Moment auch bei seiner Tochter die Blitze. Der Zorn war mit dem Schmerz und der Demüthigung, die sie zum ersten Male in ihrer vollen Gewalt empfand, gepaart, sich ohnmächtig

dem Geschicke aller endlichen Wesen gegenüber zu sehen! Eine Sterbende unter Sterblichen. Mit einem Blicke, in dem sich unsägliches Elend ausdrückte, glitt das Auge über die Prunkgegenstände des Cabinets, und blieb endlich mit dem Ausdruck des Ueberdrusses und der Verachtung auf einer Krone haften, welche die Draperien, mit denen das Bett überwölbt war, zusammenhielt. Es war, als wollte sie sagen: „Kannst du, goldener Reif, Die, die unter dir liegt und sich in Schmerzen windet, vor der Vernichtung schützen, die alles Erschaffene ereilt? Das Bett einer Kaiserin ist gleich jedem andern Sterbelager."

Der greise Mönch begann der Verzweifelnden seine Trostgründe vorzutragen. Elisabeth wurde ruhiger, und nach und nach schlichen leise wieder die Hinausgescheuchten in's Cabinet. Man meldete, daß der Bote zurück sei, den die Kaiserin zu dem Cesarewitsch Thronfolger gesendet hatte, mit dem Befehle, daß er vor ihr erscheinen solle. Elisabeth raffte sich auf; sie wankte von dem Ruhebette bis zu dem Sessel vor ihrem Schreibtische. Sie war in ein Kleid von grauem Atlas gehüllt, ihr Haupt deckte eine hochaufgefältelte Haube, ein schwarzer Spitzenschleier fiel über diese Haube; sie sah wie eine ernste, anstandvolle Matrone aus; noch nie

hatte sie sich für ihr Alter und ihre Stellung als Vertraute und Rathgeberin des Fürstenpaares, das nach ihr die Stufen des Thrones besteigen sollte, gekleidet. Ein Zug von Güte und Milde herrschte in ihrem Gesichte, aus dem die unnatürliche Röthe gewichen war.

„Wie hast Du Deinen Herrn gefunden?“ fragte sie den Offizier.

„Seine kaiserliche Hoheit,“ tönte die Antwort, „ordneten und prüften eben die neuerlich aus Deutschland gekommenen Recruten seiner holsteinischen Garde.“

„Gott strafe mich!“ murmelte die Kaiserin. „Immer dasselbe alberne Spiel mit Soldaten! Ich fürchte, der Mann hat einen Stich im Gehirn.“

„Der Cesarewitsch folgt mir auf dem Fuße und wird schon im Bereich des kaiserlichen Palastes sein, nahm der Adjutant wieder das Wort.

„Gut, so soll man ihn hierher führen, und ebenso die Cesarewna, wenn sie angelangt ist,“ befahl Elisabeth. Zu dem Mönch Cyrill gewendet, fügte sie hinzu: „Bleibe hier, Alter, und sieh' zu, wie ich Frieden stifte. Du sagst, daß ich dem Richterstuhle Gottes, des Allmächtigen — hier machte sie ein Kreuz über ihre Brust — nahe bin; wohlan, Du sollst Zeuge sein, daß ich nicht

aus der Welt gehen werde, ohne alle Versprechen zu halten und die Ruhe in meinem Reiche zu sichern, indem ich Diejenigen, die nach mir über dasselbe herrschen werden, zu Einigkeit, Liebe und Friedfertigkeit ermahne."

„Du thust wohl daran, meine Tochter!" sagte der Mönch. „Du wirst dann auch Deinerseits als ein gerechter Richter auf Deinem Richterstuhl sitzen. Der heilige Georg, der Schutzpatron Deines Reiches, segne Dich!"

Elisabeth spielte, indem sie die Bemerkung machte, daß sie alle Versprechungen erfüllen wolle, auf die Zeit an, in welcher sie wankelmüthig geworden, und nahe daran war, den Prinzen Peter von Holstein-Gottorp, den sie selbst aus Deutschland berufen und zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, von der Thronfolge auszuschließen. Bis zu diesem Tage hin war der Hof auch nicht sicher, ob sie dies nicht noch thun werde, und deshalb war die Zahl Derjenigen, die sich um den künftigen Herrscher gesammelt hatten und ihm schmeichelten, in der letzten Zeit um Vieles geringer geworden. Man schrieb diese Wandlung bei der Kaiserin den Machinationen einer Partei zu, die sich die altrussische nannte, und die unzufrieden war mit der Wahl eines Prinzen zum Kai-

ser, der so offene Sympathien für Deutschland und namentlich für den König von Preußen, den die Kaiserin wie die ganze Nation auf gleiche Weise haßte, an den Tag legte. Diese Parthei hatte in der letzten Zeit die Monarchin umlagert, und es befanden sich Männer darunter, die ihren Ehrgeiz und ihre Herrschsucht meisterhaft unter der Maske der Treue für die Kaiserin, und als Patriotismus zu bergen wußten. Allein in der Tochter Peter's, mochte sie auch noch so wenig von dem seltenen Herrschergenie ihres Vaters geerbt haben, dessen Rechtsgefühl war bei alledem doch auf sie übergegangen, und sie hegte einen hohen Begriff von der Unantastbarkeit eines gegebenen Fürstenwortes. In ihrer Krankheit, von der sie nicht wieder genesen sollte, hatte sie den gegebenen Fall überdacht, und es war ihr gelungen, ihre Launenhaftigkeit und den Widerwillen, den sie für den Prinzen hegte, zu besiegen, und sie nahm sich vor, ihm wieder zuzuwenden, was sein war.

Peter, der auch in diesem Augenblicke der Krankheit seiner Tante nicht sich und seine Eitelkeit vergaß, ließ, als er eintrat, beide Flügel der Thür mit Geräusch öffnen und schritt so in das Cabinet herein, in derselben Weise, wie er bei

versammeltem Hofe einzutreten pflegte. Er hatte nicht einmal die Rücksicht gehabt, den preußischen Orden von seiner Uniform zu entfernen, von dem er doch wußte, daß die Kaiserin ihn zu tragen verboten hatte. Ganz anders erschien Katharina. Sie kam leise und schüchtern, wie Jemand zu nahen pflegt, der die Stille eines Krankenzimmers zu unterbrechen fürchtet, und das Erste, was sie that, noch ehe der Blick der Kaiserin auf sie fiel, war, vor dem Heiligenbilde eine Verbeugung zu machen und dem Mönche Cyrill die Hand zu küssen. Elisabeth's Auge entging dieses nicht, und eine Miene flüchtigen Wohlwollens zeigte sich auf ihren Zügen, als sie die Großfürstin, die ihr die Hand küssen wollte, zu sich herabzog und an ihre Wange drückte.

„Meine Tochter, ich freue mich, Sie wiederzusehen," hub die Kaiserin an, „und das Gleiche gilt auch Ihnen, mein Herr Sohn. Nehmet Platz. Ihr Andern könnt hinausgehen, bis auf den Vater Cyrill und Elena. Das sind zwei Personen, die Alles hören können, was ich sage.

Die Genannten stellten sich zusammen in eine Ecke des Cabinets.

„Mein Herr," hub Elisabeth in einem frostigen Tone an, „man hat mir erzählt, daß wiederum

allerlei alte dumme Geschichten vorgefallen sind, und daß Sie nichts weniger als bereit sind, die guten Lehren zu befolgen, die ich Ihnen gegeben habe, und Sie Madame, man hat mir berichtet, daß Sie viel lieber einen französischen Roman lesen, als daß Sie sich bemühten, Ihrem Manne dienstbar und gefällig zu sein, wie es in einer guten Ehe sein muß. He! ist es wahr oder nicht? Habe ich recht oder unrecht? Reden Sie zuerst, mein Sohn, Sie sind der Mann und der Herr."

Der Cesarewitsch machte eine Miene der Bestürzung; so oft er auch von seiner Tante unter vier Augen Vorwürfe hatte anhören müssen, so war es doch nie in diesem seltsamen, feierlichen Tone geschehen; auch fühlte er sich unangenehm berührt, indem er sah, daß sein Vertrauter ihn hintergangen und daß die Kaiserin keineswegs so krank sei, als man ihm versichert. Er erwiderte daher mit niedergeschlagenem Blicke einige unzusammenhängende Phrasen, deren Sinn war, zu versichern, daß, wenn eine Entfremdung zwischen ihm und der Großfürstin, seiner Gemahlin, eingetreten, dies nicht seine Schuld sei. Katharina versicherte, daß sie Nichts von einem Nachlassen oder gar Aufhören ihrer zärtlichen und ehrerbietigen Aufmerksamkeit für ihren Gemahl wisse.

Elisabeth, der es unmöglich schien, den feierlichen Ton lange einzuhalten, rief jetzt lebhaft: „Ihr lügt!“ Sie schlug dabei auf den Tisch und wiederholte nochmals: „Ihr lügt! Glaubt Ihr, daß ich nicht weiß, wie Ihr's treibt? Ihr wollt mich hintergehen? Was sagtet Ihr dazu, wenn ich Euch aus dem Lande jagte! Ich kann's thun; wer soll mich hindern? Wer? frag' ich! So wie ich Euch hergerufen, kann ich Euch wieder wegschicken. Nun, was sagt Ihr dazu?“

Peter war aufgestanden und seine Blicke schossen Zornesstrahlen.

Elisabeth zog ihn am Rockschoß zurück, sie faßte den Orden und riß ihn von der Uniform, indem sie ihn weit in's Zimmer hineinschleuderte. „Will Er, Monsieur! Mache Er mich nicht wild! Er wird es schwer zu bereuen haben. Gott ist allgegenwärtig, er sieht auf diese Stunde herab!“

Der Mönch und die Kammerfrau nahten sich ängstlich; der drohende Ausdruck im Auge Elisabeth's war furchtbar.

Peter blickte sie mit zusammengepreßten Lippen an und sagte dann kaum hörbar, doch für das scharfe Ohr der Kaiserin verständlich: „Man schickt keinen Kaiser fort.“

Der Zorn Elisabeth's kannte keine Grenzen,

sie fuhr auf, und mit einer Stimme, die, trotzdem daß sie von der Wuth gebrochen klang, furchtbar lautete, rief sie: „Man rufe augenblicklich den Senat zusammen! Der Reichsrath komme herbei. Auf der Stelle! Hier in dem anstoßenden Saale; ich will meinen Nachfolger ernennen!"

„Meine Tochter, was thust Du?" rief Cyrill. „Erfüllst Du also das Versprechen, das Du mir gegeben."

„Ich bitte für meinen Gemahl!" rief Katharina.

Elisabeth war in ihrem Stuhle zusammengesunken. Sie keuchte, und eine dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht.

„Entferne jene Beiden!" stöhnte die Kaiserin. „Ihr Anblick tödtet mich."

„Elisabeth Petrowna," rief der Mönch, „gedenke Deines Todes! Vergieb, auf daß Dir vergeben werde. — Und Ihr, Herr, kniet nieder und bittet ab der Frau, die Euch Gutes gethan und die jetzt bereit ist, aus der Welt zu gehen, zürnend auf Euch!"

Peter sah einen Augenblick unschlüssig Katharinen an, als er in deren Auge eine rothe, flammende Aufforderung sah, sich zu fügen, beugte

er das Knie, und Elisabeth, welcher der Andrang des Blutes das Sprechen verbot, machte eine schwache Bewegung mit der Hand, welche die Umstehenden als ein Friedenszeichen deuteten.

Die Gruppe blieb einen Augenblick ohne Bewegung und sprachlos. Die Thür hatte sich leise geöffnet und man sah im Vorsaal Personen erscheinen, die dicht an die Thür traten, um zu hören und zu sehen, was in dieser merkwürdigen Unterredung vorging. Als die Kaiserin die Augen wieder öffnete, schloß sich auch die Thür.

Katharina, welche die Schwäche und das Unvermögen der Kaiserin sah, sich nach dem Zornanfalle, der alle ihre Geisteskräfte erschöpft hatte, auf Das zu besinnen, wovon sie ausgegangen war, rief jetzt: „Wir haben den Befehl der Kaiserin vernommen, dürfen wir wohl einen Augengenblick zögern, ihn zu erfüllen? Hier ist meine Hand, ich biete sie, wenn ich gefehlt habe, meinem Herrn und Gemahl zur Aussöhnung. Gott sieht in mein Herz; stets ist es erfüllt gewesen von dem Wunsche, das Wohl des Cesarewitsch zu begründen."

Sie reichte ihre Hand Petern, der sie erfaßte. Der Mönch drängte sich rasch zwischen Beide, erfaßte Beider Hände und sprach den Segen.

Die Kaiserin neigte das Haupt. „Bleibet so," murmelte sie, „so ist es gut, so hab' ich es gewollt! Und nun laßt es gut sein. Verlaßt mich! Ich will in's Bett. Das war eine erbärmliche Stunde! Ich glaube, ich habe Allerlei erlebt, was nicht angenehm war. Doch gleichviel; ich darf an Nichts mehr denken, als wie ich wieder zu Athem komme. Es ist Etwas in meiner Brust, das mir nicht gefällt! Auch im Magen habe ich Etwas. Gott der Gerechte weiß, was das Alles ist. Ich will in's Bett."

Katharina machte Miene, der Kaiserin vom Stuhle aufstehen zu helfen, allein Elisabeth wehrte sie ab, indem sie mit einem kalten Lächeln sagte: „Nichts da, Madame! Ich trachte nicht nach dem Glücke, in Ihren Armen zu ruhen; ich weiß, wer darauf allein ein Recht hat. Grüßen Sie den Grafen Poniatowsky von mir. Und Sie, mein Herr preußischer Korporal, auf Wiedersehen!"

Der Großfürst und die Großfürstin entfernten sich. Sie durchschritten das Vorgemach, das Kopf an Kopf von einer zahllosen Menge erfüllt war, Arm in Arm. Katharina brachte ihr Tuch vor die Augen.

„Sie sind versöhnt!" zischte man sich in's Ohr. „Wie rührend!"

Elisabeth, nachdem sie die Haube abgenommen, die Bänder des Kleides gelöst hatte, forderte von ihrer Kammerfrau den Schlüssel zu „Iwan Weliki". Dies war ein Kästchen, auf dessen Deckel der Heilige dieses Namens abgebildet war, und dessen Inhalt in einer Auswahl feiner Liqueure und gebrannter Wasser bestand. Elena weigerte sich, den Schlüssel herzugeben, indem sie, wie abgemacht war, den Befehl der Kaiserin geltend machen wollte.

„Närrin! so gieb doch. Ich habe mich müde gesprochen mit den einfältigen Leuten; ich bedarf der Stärkung!"

„Gleichwohl darf ich gegen den Befehl der Kaiserin Nichts thun!" entgegnete Elena.

„Den Schlüssel!" rief Elisabeth drohend. „Den Schlüssel, oder ich lasse Dich peitschen, daß Du kein Glied mehr rühren kannst."

Der Schlüssel wurde ausgeliefert, das Kästchen geöffnet, und gegen die Anordnungen des Arztes und gegen ihren eigenen bessern Entschluß schöpfte die Unglückliche aus der verbotenen Quelle reichlicher und unaufhaltsamer, als sie es seit lange gethan. Besinnungslos wurde sie zu Bett getragen.

Elisabeth war todt. Als der letzte unmittelbare Sprosse aus dem Blute des großen Zaaren, wurde sie von den Altrussen beweint. Der Geschichtschreiber und Patriot entdeckt in ihr neben großen Fehlern, die sie nicht verbarg, eine ursprünglich gute Anlage des Charakters und der Gesinnung. Sie war mild, versöhnlich, und übte mit freiem Willen gute Werke aus. Der größte Theil ihrer Fehler entsprang aus der vernachlässigten Erziehung, die sie genossen, und aus den demüthigenden Erfahrungen, die sich ihr im Umgange schlechter und roher Menschen frühzeitig aufdrängten. Peter selbst liebte diese Tochter nicht, er bestimmte sie für's Kloster, und diesem Umstande ist der schüchterne und wenig zum Hervortreten in die Aeußerlichkeit neigende Sinn der Prinzessin zuzuschreiben. Nur das heftige Drängen ihrer Freunde und der ehrgeizige Charakter der Partei, die für sie die Waffen erhob, als es galt, den schwachen Anton Ulrich und die Regentin Anna vom Throne zu stoßen, bewog die Schüchterne, aus ihrer Einsamkeit hervorzutreten, um die Stufen des Herrschersitzes zu besteigen. Die wenigen Tugenden, die Elisabeth als Herrscherin besaß, wurden durch das mächtige Genie ihrer Nachfolgerin in den Schatten gestellt, und

nur ihre Schwächen hat die Nachwelt behalten. Zu diesen gehört ein weiches, lenksames und jedem sinnlichen Eindrucke offenes Herz; das Gefährlichste ohne Zweifel, was ein Throninhaber mitbringen kann. Elisabeth gab sich den Eingebungen dieses Herzens rücksichtslos hin; auch der einzige großartige Act ihrer Regentenlaufbahn, die Aufhebung der Todesstrafe, war eine Eingebung des schwachen weiblichen Herzens, das zurückschauderte bei dem Gedanken, Blutvergießen zu machen. Gleichwohl war dieses Herz, wo es sich darum handelte, seine Schwäche zu beschönigen, sein eifersüchtiges Gelüste zu befriedigen, grausam und unerbittlich genug, eine Nebenbuhlerin öffentlich den Händen des Henkers zu überantworten und sie unter den Hieben der Knute hinsterben zu lassen. Wenn man eine Geschichte der „Frauen auf dem Throne" schreiben wollte, würde Elisabeth ohne Zweifel übel wegkommen, und dennoch tragen ihre Verirrungen einen weit menschlicheren Charakter, als die ihrer Namensschwester in England, die mit kalter und überlegter Grausamkeit verfolgte und mordete, indem sie sich zugleich vor der Welt die Maske der Großmuth und des Edelsinns vorzuhalten wußte.

Elisabeth hinterließ, wie behauptet wird, mehrere

Kinder; eines derselben, das sogar der Sproß einer Verbindung sein soll, über welche im Geheim die Kirche ihren Segen ertheilte, war jene unglückliche Prinzessin Tarakanoff, deren Schicksale bekannt sind, und die unter Katharina's Regierung eines schmählichen Todes starb, dessen nähere Umstände jedoch nicht ermittelt sind.

Peter III. stürzte, als kaum seine Tante die Augen geschlossen, Alles um, was sie im Laufe ihrer Regierung geschaffen. Er änderte das Personal der Günstlinge und brachte eine Menge sogenannter Ehrenmänner in die Verbannung nach Sibirien. Die Geschichte hat sein Verhalten gegen Friedrich den Großen aufgezeichnet, das darin bestand, daß er sofort die Armee, die gegen Preußen operirte, zurückberufen ließ, und daß er Friedrich, den Elisabeth auf das Bitterste gehaßt, weil er ihre Eitelkeit mehr als einmal beleidigt hatte, seinen Beistand anbieten ließ. Ein Anerbieten, das mit beiden Händen angenommen wurde.

Am Anfange seiner Regierung faßte Peter III. eine Menge guter und heilsamer Entschlüsse, und er wurde in deren Ausführung durch redliche Männer unterstützt, welche die Mängel der früheren Zustände durchschaut hatten, und nun sich an's

Werk machten, eine bessere und haltbarere Ordnung der Dinge einzuführen. Leider war die Wirksamkeit dieser Patrioten nicht von langer Dauer, so wie es der ernste und dem Wohlergehen des Reiches zugewendete Wille des Kaisers auch nicht war. Das verderbliche Spiel der Parteien begann, und zugleich mit dessen Wachsen nahm auch Peter's Gleichgültigkeit, ja Widerwille gegen Regierungsgeschäfte auf eine bedauerliche und erschreckende Weise zu. Er machte kein Hehl daraus, daß er nach Rußland gekommen war als Deutscher, und daß er als Deutscher darin herrschen wolle. Die alten furchtbaren Stürme, mit denen schon sein mächtiger Ahnherr, Peter der Große, zu kämpfen gehabt hatte, kamen jetzt über sein Haupt herangezogen. Das Altrussenthum erhob sich, und von der rechtgläubigen Kirche angefeuert, machte es seine gewaltigen Schritte gegen den Inhaber des Thrones. Alle Welt sah die Gefahr, nur Peter nicht. Er schwelgte in Gatschina, in Peterhof und in Oranienbaum, auf den kaiserlichen Lustschlössern, und brachte seine Zeit damit zu, Soldaten nach deutscher Manier einzuexerciren, und seiner Geliebten, der Gräfin Woronzoff, Feste zu geben, bei denen die Orgien zur

Zeit der Regentschaft in Frankreich zum Muster genommen wurden.

Den ehrgeizigen Plänen der Gräfin, Kaiserin zu werden, stand nur ein Hinderniß entgegen, nämlich Katharina, die man noch nicht in's Kloster hatte schaffen lassen. Peter hatte den festen Plan dazu schon seit lange, wie wir gesehen haben, gefaßt, aber er zögerte immer, ihn auszuführen. Man hatte ihm gesagt, die Kaiserin habe im Reiche eine mächtige Partei für sich, und Peter glaubte dies. So wenig er sich mit Dingen beschäftigte, die außerhalb des Schauplatzes seiner Vergnügungen lagen, so hatte er doch Gelegenheit gehabt, hier und da den Antheil zu bemerken, den das Volk und die Armee an Katharinen nahm. Wenn sie lange nicht öffentlich erschienen war, so wurde dieses Erscheinen laut gefordert. In den Kirchen wurden eigene Gebete für sie gesprochen, und als der Thronerbe geboren war, erstieg ihre Popularität die höchsten Gipfel.

Diese Erfolge machten dem Kaiser Katharina vollends verhaßt. Er ergriff jede Gelegenheit, sie zu demüthigen, was denn zur Folge hatte, daß mehr als einmal die Armee und die Bevölkerung der Residenz offenkundig Zeichen der Theilnahme für die Kaiserin an den Tag legten. Peter, da-

durch noch erbitterter gemacht, häufte die Beleidigungen und Zurücksetzungen, und erlangte dadurch, daß Katharina kluger Weise sich gänzlich zurückzog und dadurch das Gerücht veranlaßte, sie sei schon den Mauern des Klosters übergeben worden, oder schmachte in einem noch erniedrigenderen Gefängnisse. Man schmähte die dicke Woronzoff, man verwünschte die ganze deutsche Umgebung Peter's, ja auf ihn selbst entstanden mitten in der Hauptstadt Spottgedichte, deren Verfasser man verfolgte, die man jedoch nicht fand.

So standen die Angelegenheiten bei Hofe, als der Juli-Monat des Jahres 1762 herankam. Die Verschwörung gegen Peter hatte sich organisirt. Wir müssen die Fäden etwas näher betrachten, aus denen das Gewebe bestand. Ein ehemaliger Strelitze, ein verdienter alter Soldat, besaß fünf Söhne, die er mit Mühe unterbrachte, indem ein Landcadettencorps sie aufnahm. Dies waren die Gebrüder Orloff, ein Name voll düsterer Bedeutung in den Annalen der russischen Geschichte. Der älteste, Iwan, war unbedeutend, er hatte kein anderes Verdienst, als einen riesenmäßigen Körper zu besitzen, der ihn befähigte, in den Schenken bei einem ausbrechenden Faustkampf fünf seiner Gegner zugleich an die Wand zu pressen und

nahebei zu zerquetschen. Der zweite, Gregori, hatte schon Eigenschaften von mehr Bedeutung: er galt für den schönsten Jüngling in der Armee. Antinous und Herkules gaben Beide ihre Körpervorzüge zusammen diesem ungewöhnlichen jungen Heros. Dabei war er klug, muthvoll, verschlagen und bis zum Uebermaße dreist. Als Adjutant eines alten Generals der Artillerie fing er damit an, die Geliebte des Generals auch zu der seinigen zu machen. Die Excellenz gerieth in Wuth, und schon war der Befehl gegeben, den jungen Abenteurer nach Sibirien zu expediren, als plötzlich ein mystischer Einfluß sich geltend machte. Der zürnende Arm des alten Generals wurde von einer verschleierten Gottheit zurückgehalten, und diese Gottheit war — Katharina. Sie hatte bei einer der vielen Paraden in der Hauptstadt diesen jungen, kühnen Soldaten gesehen, sie hatte seine Unglücksgeschichte vernommen, und es fiel ihr nicht schwer, ihn zu retten. Sein Schreiben, in welchem er dankte und um eine Zusammenkunft bat, war eben jenes, das wir am Anfang unserer Erzählung in den Händen Katharina's erblickt haben. Seitdem war Orloff von Stufe zu Stufe in der Gunst seiner Gönnerin gestiegen, und hatte sich dazu erboten, mit seinen Brüdern

zusammen den Theil der kaiserlichen Garden für die Revolution zu bearbeiten, der ihm zugänglich war. Dies ging um so leichter, da Alexei und Fedor Orloff, die jüngeren Brüder, eben erst Unteroffiziere und Sergeanten bei der Preobraschenskischen Garde geworden waren. Dies war die Verschwörung von unten auf; von oben herab wurde sie von einem Manne geleitet, der in Ansehen stand, von dem Senator und Minister Panin, dem Erzieher des jungen Großfürsten Paul. Panin wollte jedoch den Plan mit einiger Abänderung zur Ausführung bringen: der Kaiser sollte zwar gestürzt werden, allein Katharina nicht Kaiserin werden, sondern nur Vormünderin ihres Sohnes, bei welcher Gelegenheit denn der schlaue Minister für sich die Stelle der obersten Leitung der Geschäfte während der Minderjährigkeit des Prinzen vorbehalten hatte. Dies wollten natürlich Katharina, so wie ihre Vertraute, die Fürstin Daschkoff, nicht. In der Gewalt der Letzteren lag es, den Senator umzustimmen und von seinem ursprünglichen Plan abzubringen. Verliebt in die junge Fürstin, hatte er bis jetzt vergebens um ein Zeichen ihrer Gunst sich beworben: die Fürstin liebte alte Liebhaber nicht. Man hatte ihn ausgelacht, seine Briefe zurückgeschickt und seine Geschenke verschmäht.

Jetzt jedoch, da es galt, Einheit unter die Verschworenen zu bringen, fand der Minister plötzlich in der Fürstin eine gefällige Vertraute. Er gab ein Versprechen von sich, das darin bestand, Katharina ohne alle weiteren Bedingungen zur Kaiserin zu machen. Man kann also wohl sagen, die Seele der ganzen Verschwörung, und ohne welche sie nicht zu Stande gekommen wäre, war diese schöne, verschmitzte, muthvolle junge Prinzessin, die in ihrem Charakter mehr die Eigenschaften eines Mannes als einer Frau zeigte. Mit ihrer Familie verfeindet, die dem Kaiser anhing, und von ihm stündlich die Proclamation der älteren Schwester, der Romanowna Woronzoff, der Geliebten Peter's, zur Kaiserin erwartete, war sie es, welche die Pläne eben dieser Schwester, so wie des Vaters, des alten Großkanzlers und Günstlings Peter's, kreuzte und ihre Ausführung lähmte.

Die Fürstin liebte Katharinen schwärmerisch, und wäre ihr auch treu bis an den Tod geblieben, wenn Katharina nicht selbst für gut befunden hätte, später, als sie Kaiserin war, die gar zu excentrische und exaltirte junge Dame von sich fern zu halten.

Es war eine schwüle Nacht vom 11. zum 12. Juli. Frühzeitig waren die Vorhänge im

Schlafgemach Katharinens niedergelassen, weil der Schein der Blitze, die unaufhörlich den Horizont durchflammten, blendete. Die Kerzen waren verdeckt, ein Dämmerlicht herrschte im Gemach. Es war ein Zimmer in dem Schlosse zu Peterhof. Dieser Palast und Garten, die am Meere lagen, gaben die Hälfte des Weges an, der von Petersburg nach Oranienbaum, wo der Kaiser sich aufhielt, führte.

Es konnte nicht fehlen, die Gedanken der jungen Frau mußten einen eigenthümlichen Weg einschlagen. Sie wußte, daß die Vorfälle der nächsten Tage entscheidend sein mußten, und sie verhehlte sich nicht, daß sich wenig Hoffnung für das Gelingen eines so gigantischen Planes zeigte, wie der war, einen Fürsten mitten in seinem Lande, in seiner Hauptstadt vom Throne zu stoßen. Und dieser Fürst war ihr Gemahl. Das Band, das sie an ihn knüpfte, war das Einzige, das ihr Rechte gab, ihr, einer Fremden, auf den Thron dieses Landes; und gerade dieses Band wollte sie lösen. Das Verbrechen des Aufstandes gegen ihren Herrn vermählte sich hier mit der Undankbarkeit einer untreuen Frau. Dies bedachte Katharina und — sie schwankte. Noch einmal rief sie in ihrem Gedächtniß jene frühen Tage zurück,

wo sie zum ersten Mal dieses Land betrat und die Brautkrone sie an der Hand eines nicht ungeliebten Mannes schmückte. Denn Peter war, bevor die Blattern seine Gesichtsbildung verwüsteten, ein schöner Mann, und er hatte Katharinen gewählt, weil er sie geliebt; Elisabeth hatte für ihn eine andere Gemahlin ausgesucht. Die ersten Monate waren dem jungen Paar im Glück vergangen. An diesem Punkte ihrer Erinnerung haftete jetzt Katharina. Sie kämpfte mit Gewalt die Geister der Erbitterung, des Hasses, des Widerwillens nieder und suchte sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, die Liebe dieses Mannes wieder zu gewinnen, eine gehorsame und getreue Frau zu werden und an seiner Seite Segen und Wohlfahrt zu verbreiten. Es kostete hierzu nur einen Schritt zu thun — eine Unterredung mit Peter. Sie suchte ihn auf — in dieser Stunde fand sie ihn wohl allein — sie schloß sich mit ihm in sein Cabinet ein! Mit Thränen gestand sie ihm, wohin die Versuchung sie geführt, sie bat um seine Verzeihung, auch für Die, die mit ihr und für sie fehlten — er verzieh! Die Einigkeit wurde auf Jahre hinaus durch ein gegenseitiges heiliges Versprechen besiegelt. — Ja, so konnte es kommen! So mußte es kommen! — Und all' das

Entsetzliche, was die nächsten Stunden bringen sollten, schwand in Nebel dahin.

Katharina erhob sich. Sie wollte die Klingel ziehen, um Befehl zu geben, daß ein Wagen vorfahre; vorher wollte sie noch ein paar Briefe finden, die ihr Peter als Brautwerber nach Deutschland geschrieben. In der Dämmerung suchte sie die Fächer ihres Schreibsecretairs durch. Die Briefe, in ein besonderes Fach gethan, wollten sich nicht finden lassen. Katharina nahm die Hülle von den Lichtern; in dem Augenblick schimmerte ihr etwas Rothes entgegen: sie zog es hervor; es war die Bandschleife, die sie damals zu sich gesteckt. Sie schauderte bei der Berührung dieses Angedenkens, als hätte sie eine Schlange berührt. Die ganze Folge von Kränkungen und Beschimpfungen, die dieser Bandschleife vorangegangen und ihr gefolgt, trat mit einem Male vor ihre Seele. Ein grenzenloser Widerwille befiel sie und ihre Brust war zum Zersprengen gepreßt. Rasch schloß sie das Schubfach wieder und warf sich auf die Polster des Bettes.

Eine tiefe Stille herrschte im Gemach. Dumpf erklangen die Akkorde des herannahenden Wetters. Die Blitze durchbrachen die Hülle des Vorhanges.

Unfähig, ihren ängstlichen Träumereien Wider-

stand zu leisten, öffnete Katharina halb das Auge und erblickte im Dämmerlicht in der Thür ihres Cabinets eine fremde Gestalt unbeweglich stehen und deren Eingang bewachen. Eine leise Frage kam über die Lippen der halb Schlummernden; es erfolgte keine Antwort. Jetzt erhob sich Katharina und war Willens, das Bett zu verlassen, als sie, schärfer den Eintretenden anblickend, diesen erkannte. Es war ein junger Offizier, klein von Wuchs, doch von einer äußerst eleganten Taille; er nickte Katharinen lächelnd zu und mit einem Sprunge war er bei ihr auf den Polstern des Bettes und schloß sie in seine Arme.

„Vergieb, meine theuere Schwester," rief die muntere Stimme der Fürstin Daschkow, denn sie war es, die in dieser Verkleidung steckte, „ich habe keine Zeit gehabt, meinen Rock zu wechseln, und komme so rasch aus Petersburg gejagt, wie mein Pferd nur hat laufen können."

Und weshalb?" fragte Katharina, die Regentropfen von der Uniform ihrer Freundin trocknend. „Was habt Ihr denn nun wieder vor?"

„Es muß noch diese Nacht Alles entschieden sein!" sagte die Prinzessin.

„Um Gotteswillen!" schrie Katharina, „ich bin nicht vorbereitet!"

„Du wirst sogleich einen Orloff hier vor Dir sehen."

„Gregori?"

„Nein, Alexei. Gregori kommt uns von Petersburg aus entgegen."

„Was ist denn geschehen?" fragte Katharina und starrte ihre Genossin an.

„Noch Nichts; aber es soll Etwas geschehen," erwiderte diese. „Weißt Du denn von Nichts? Vor einer Stunde ließ ich ein Schreiben an Dich abgehen, hast Du es nicht erhalten?"

„Nichts habe ich erhalten."

„Nun wohl! Es ist gleichgültig, in wessen Hände der Brief gefallen; in wenig Stunden weiß es doch alle Welt. So höre! Passek, der Trunkenbold, hat in seiner Weinlaune geplaudert, die Verschwörung ist entdeckt, der Bote nach Oranienbaum unterwegs. Ehe der Morgen graut, sind wir Alle verhaftet, wenn wir nicht augenblicklich handeln."

Katharina war vom Lager aufgesprungen, sie riß die Vorhänge vom Fenster, und in dem Scheine der Wetterflammen stand sie wie an die Erde gebannt; in ihren weißen Gewändern, in ihrem aufgelösten Haar glich sie einer Bildsäule des Schreckens.

Die Prinzessin horchte auf den Gang hinaus.

„Ich höre in der Ferne Schritte nahen," rief sie.

Katharina rang die Hände und warf einen verzweiflungsvollen Blick gegen den Himmel. Draußen schoß der Regen in Strömen herab. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag erfolgten.

„Nein, es war der Posten vor dem großen Saale. Wahrlich, es lärmt so arg, daß man Nichts hören kann. Jetzt! — Ja, da ist er! Er kommt! Er hat sich gut zurecht gefunden mit dem Schlüssel zur Thür im Hofe, den ihm Gregori gegeben. — Aber was thust Du, Katharina! So kleide Dich doch rasch an; es ist keine Minute zu verlieren."

Noch immer stand die Kaiserin unbeweglich da.

„Was ist das?" schrie die Fürstin mit einer kreischenden Stimme. Schwankst Du? Willst Du uns Alle verderben?"

„Es ist ein schrecklicher Gang, den ich gehe!" entgegnete Katharina und schlug die Hände vor das Gesicht, dann setzte sie mit ruhiger Stimme nach einer Pause hinzu: „aber ich gehe ihn."

Auf ihren Ruf kam die treue Kammerfrau Iwannowna herein, und rasch waren die nöthigen Kleidungsstücke angelegt. Es klopfte leise an die

Thür, die Prinzessin öffnete, und Alexei Orloff, genannt „mit der Schmarre", trat ein. Er verbeugte sich stumm.

„Ist der Wagen bereit?" fragte die Fürstin.

„Er steht am Ausgang des Parkes," entgegnete der Gefragte.

„Wohlan, dann rasch fort!"

Sie schlang den Arm um die Kaiserin und zog sie mit sich.

„Wir haben nicht Alle Platz im Wagen, der nur ein einfacher Bauerwagen ist," sagte Alexei Orloff. „Ich würde vorschlagen, daß sich Ihre Majestät allein mit Ihrer Kammerfrau hineinsetzten, während ich den Kutscherſitz einnehme."

„So sei es," rief die Fürstin, „ich werde statt eines ermüdeten Pferdes ein anderes finden, und folge Euch in einiger Entfernung."

Mit diesen Worten bewegte sich der kleine Zug die Hintertreppe hinab und erreichte durch die lange Ausgangsallee des Parkes eine kleine Pforte, die geöffnet stand. Das Wetter hatte nachgelassen; es tropfte von den Bäumen, die Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die Finsterniß. Katharina bestieg den Wagen und nahm auf einem Bret Platz, das quer übergelegt war; sie war in ein großes Regentuch gehüllt, eben so die

Kammerfrau, die sich dicht neben sie setzte. Orloff, in einen Kittel von grober Leinwand gehüllt, ergriff die Peitsche und schwang sich auf den Kutscherſitz. Nichts regte sich nah und fern; es herrschte eine Stille wie auf dem Kirchhofe. Katharina reichte nochmals vom Wagen herab die Hand der Fürstin zum Abschiede: „Wir sehen uns glücklich oder nie wieder," flüsterte sie.

„Auch ich weiß zu sterben," erwiderte die Fürstin.

Der Wagen bog um die Ecke des Parkzaunes und verlor sich rasch in die Finsterniß.

Der erwachende Morgen fand die Flüchtlinge bereits in der Nähe der Stadt. Einen Büchsenschuß ungefähr entfernt von der ersten Station vor Petersburg kam ihnen ein Zweigespann in der größten Eile entgegen. Ausbiegen war unmöglich, man mußte der Gefahr, wenn es eine war, dreist die Stirn bieten. Klopfenden Herzens hüllten sich die Frauen dichter in ihre Tücher, und ihr Führer hieb auf die Pferde, um sie zu möglichst schnellem Laufe anzuspornen. Welch' eine Freude gewährte der Schall von Gregori's Stimme, der seinem

Bruder zurief: „Bist Du's?" — Ich bin's! — „Hast Du?" — Ich habe! —

Jetzt stießen die Wagen zu einander. Die Pferde wurden gewechselt, denn Alexei's Vorspann war fast zu Grunde gerichtet, und fort ging's in die Stadt. Gregori lenkte seinen Wagen leer hinterdrein.

Man kam glücklich an der Thorwache vorbei, und an ein Häuschen, wo Katharina abstieg, die Kleidung wechselte, sich in die Uniform der Ismailoff'schen Garde warf und ein Pferd bestieg, das bereit stand. Sie wechselte nun einen flüchtigen Gruß mit den Verschworenen, zum Theil Offiziere der Garde, die sie hier erwartet hatten und jetzt mit ihr vor die Thore der Caserne eilten. Es ging so rasch, daß Katharina auf dem Pferde sitzend ihre Toilette vollendete, und daß sie von Gregori das Portepée borgte, das ihrem Degen fehlte. Sie lachte, während sie es empfing; ihre Augen strahlten Freudigkeit und Muth; sie winkte Allen freundlich und auffordernd zu. In diesem Augenblicke langte auch die Fürstin an und ordnete sich dem kleinen Zuge zu.

Im Hofe der Caserne umfing ein ungemessener Jubelruf die Kaiserin. Die Soldaten drängten sich in Schaaren zu ihr heran, drückten Küsse auf

ihre Füße, umschlossen den Hals ihres Pferdes und riefen: „Es lebe Katharina, unsere Mutter!“ Die Kaiserin rief: „Ich komme zu Euch! Rettet mich! Der Kaiser stellt mir und meinem Sohne nach dem Leben!“ — „Wir werden Dich schützen!“ riefen Tausende wie mit einer Stimme.

Jetzt ging der Zug, mit jedem Schritte wachsend, in die anderen Casernen. Der Generalmajor Wolkonsky, der Hauptmann Rasumowsky, die Grafen Stroganow und von Bruce schlossen sich dem Zuge an. Allmälig erwachte Petersburg. Der Aufruhr wälzte sich von Stadttheil zu Stadttheil. Es liefen lärmende Schaaren durch die Straßen, die da riefen: „Es lebe Katharina II., Kaiserin!“

Noch hatte man den Oberbefehlshaber des Zeughauses, das Obercommando der Artillerie, nicht gewonnen, deren greiser Chef, Villebois, erstaunt fragte, als man ihm den Befehl der Kaiserin überbrachte, ihr Treue zu schwören: „Ist denn der Kaiser todt?“ Ohne Antwort riß man ihn auf's Pferd. Er erblickte die Kaiserin inmitten eines imposanten Gefolges, und jetzt zögerte er nicht, mit der ganzen Abtheilung seiner Truppen überzutreten. Er bedauerte nur Eines!, daß man ihn, bei seiner grenzenlosen Verehrung für Katha-

rinen, nicht früher mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht.

Bereits hatten zehntausend Mann Katharinen gehuldigt, als sie die Casernen verließ, und eilte, zur Kasan'schen Kathedrale zu gelangen. Unter Trommelgewirbel und Hurrahrufen langte sie an und fand dort den Bischof von Nowgorod an der Spitze seiner Geistlichkeit ihrer wartend. Er führte sie zum Altare, und nachdem Katharina hier ihr Gebet verrichtet und das Kreuz geküßt, wurde sie als Kaiserin, und ihr Sohn zum Thronfolger proclamirt. Die Wölbungen der Kirche dröhnten von dem Schall der tausend Stimmen, welche die Worte wiederholten, die der Geistliche vom Altar aus sprach.

Jetzt war das Werk so gut wie gethan.

Ermüdet kam gegen Mittag Katharina im Palaste an, den zwei Garderegimenter umstellten. Durch die Menge, die Kopf an Kopf den weiten Platz füllte, der vor dem Palaste sich ausdehnt, sah man, da kein Wagen hindurch gelangte, den Zug der vornehmen Herren und Damen des Hofes, die in ihren Federhüten, in ihren Galakleidern mit Schleppen durch Soldaten und Volk mühsam einen Weg sich bahnten, um in dem Palaste einzudringen. Katharina stand hier, todmüde,

drei Stunden unbeweglich; ihre Hand lag auf der Einfassung des Gitters und Tausende von Lippen berührten sie im Kusse. Der Bauer, der den Morgen eben seinen Kohl und seine Rüben zur Stadt gefahren, theilte sich in diese Gunst mit dem vornehmen Würdenträger. Für Alle hatte Katharina ein gütiges Lächeln. Die Anstrengungen dieses Tages waren unermeßlich. Dabei mußte die Monarchin ein stets wachsames Ohr für die militairischen Meldungen behalten, die von allen Seiten der Stadt und von der Festung Schlüsselberg zuliefen. Von dieser Seite her, fürchtete man, würde Peter landen, um sich wieder in den Besitz seiner Hauptstadt zu setzen. Man pflanzte Kanonen auf den Plätzen der sich durchkreuzenden Straßen auf; Verhaftungen fanden statt, und die Paläste der Verhafteten wurden augenblicklich von dem Volke erstürmt und geplündert. Die Branntweinschenken, die Bäckerläden, die öffentlichen Speiselocale mußten ihre Schätze hergeben, und das Geschrei wurde gehört: „Nieder mit den Deutschen!“

Wir wollen sehen, was indessen der Kaiser machte.

Wir gehen einige Stunden der Nacht zurück und finden, gerade wie die geheimnißvollen Vorfälle im alten Palast zu Peterhof sich ereignen, den prächtigen Saal mit Vergoldungen, gewirkten Tapeten, Gemälden, Spiegeln und Marmorvasen geschmückt in der kaiserlichen Wohnung zu Oranienbaum, von Tausenden von Kerzen erhellt, und eine lärmende Musik von Blechinstrumenten übertäubt die rollenden Donnerschläge. Eine lange Tafel ist gedeckt und ein lebhaftes Durcheinander unter den Gästen bekundet den Glanzpunkt des Festes. Unter den Gästen sehen wir einige Gesichter, denen es mit der Fröhlichkeit nicht ganz ernst zu sein scheint. Da ist unter Anderen der alte Feldmarschall Münnich, ein Mann über die Achtzig hinaus, dennoch in Haltung und Miene ein so hohes Greisenthum nicht verrathend. Er ist's, den Peter befreit und wieder an den Hof gerufen hat aus einer Gefangenschaft, die über vierzig Jahre gedauert und die der Verstoßene in den Einöden Sibiriens zugebracht hat. Er fühlte sich für diese kaiserliche Gnade dem neuen Herrscher verpflichtet, und ist ernstlich bemüht, dessen Bestes zu wahren. Die Dinge, die um ihn her vor-

gehen, gefallen ihm nicht. Er erkennt aus Erfahrung die Beschaffenheit der Luft, die sich bildet, wenn Empörungen sich bereit machen auszubrechen, und sein politisches Wetterglas hat schon lange auf Sturm gezeigt. Indessen er schweigt. Die große Kunst, das Schweigen, hat er in den Schneeflächen am Ufer des Irtisch gelernt. Nur mit einigen seiner Vertrauten wechselte er bei Tafel Blicke der Mißbilligung und des Einverständnisses. Er beobachtet, während die Anderen trinken, und sein Blick ist forschend auf den alten Gaukler und Schelm, den Minister Panin, gerichtet, der hier den Wildfang unter den Wildfängen spielt, während er auf Kohlen sitzt und ihm eben ein Vertrauter eine kleine Figur aus Zuckerteig zugeschoben hat, die er zerbricht und darin einen Zettel findet, mit den Worten: „Es ist Alles verrathen!" Es drängt ihn, aus dem Saale zu kommen, aber unter welchem Vorwand? Er muß lächelnd die Scherze zweier jungen, ausgelassenen Frauen erwidern, die es darauf abgesehen haben, ihn um seine Sinne zu bringen, und er möchte in die Erde sinken, sich in irgend eine undurchdringliche Höhle verbergen. Denn schon sieht er im Geiste die Galgen errichtet, um die Empörer daran zu hängen. Auch er hängt. Im Geiste sieht er das greise

Haar seines Hauptes ein Spiel der Winde. Das drohende Auge des alten Münnich verläßt ihn nicht! Die beiden Schönen drängen sich immer näher heran. O, es ist entsetzlich! Liebesgaukel und Schauer des Todes durchrieseln zugleich sein Gebein, dieses Gebein, das schon so morsch und schwach ist. Unterdessen lacht und scherzt und lärmt man fort und fort.

Peter feiert heute den Jahrestag des merkwürdigen Morgens, als ihm das Patent als Unterlieutenant im preußischen Heere von Friedrich dem Großen eingehändigt wurde. Ein sehr erfreuliches und sehr merkwürdiges Ereigniß. Unterdessen ist der Lieutenant Major geworden, und Friedrich, mit dem sarkastischen Hohn, der ihn nie verließ, wo es galt, einen Einfachen an Geist zu züchtigen, hat das Patent seines Hauptmannes nach Petersburg gelangen lassen, und Peter hat es in großer Ceremonie entgegengenommen. Er ist ganz Preuße an diesem Tage. Er bringt unzählige Male Friedrich's Gesundheit aus, und vor seinem Bilde stehend, fordert er die ganze Gesellschaft auf, sich vor demselben zu verneigen. Die russischen Offiziere thun es, indem sie heimlich dabei fluchen. Die dicke Woronzow fällt vor dem Bilde auf's Knie, und muß wieder aufgehoben werden, denn

ihre Corpulenz und die Geister des Weines hindern sie, aus eigener Kraft sich zu erheben.

Unterdessen sitzt der alte Minister auf Kohlen. Er darf nicht länger zögern, sich aus dem Staube zu machen. Derjenige, der ihm die Warnung hat zukommen lassen, ist im ganzen Saale nicht zu finden; wahrscheinlich ist er schon fort. Soll er nun hier sitzen, bis die Kunde aus Petersburg kommt und man ihn gefangen nimmt? Aber auch das Fortschleichen kann Aufsehen erregen; die spähenden Blicke des alten Münnich und des Großkanzlers Woronzow, dem Münnich seinen Argwohn mitgetheilt, verfolgen ihn überall. Es ist umsonst, daß er den Unbefangenen spielt, er kann auf die Länge die Rolle nicht mehr durchführen; er entschließt sich endlich, sich zu beurlauben, die Geschäfte des kommenden Tages vorschützend. Peter sieht ihn lachend an und läßt sich zweimal die Bitte vortragen, ehe er sich die Miene giebt, sie gehört zu haben. „Du willst fort, Alter?“ ruft er. „Was treibt Dich? Ist eine Depesche angekommen, daß wir Krieg bekommen? He? Hat Dir der Großtürke sagen lassen, daß er mich, Dich und unser halbes Reich zum Frühstück verspeisen will? Sage mir, ist unser gekröntes Haupt in Gefahr, daß Du so nach Hause eilst?“ — Alles lachte, als

diese Fragen gethan wurden, und die dicke Woronzow, sich auf Peter's Knieen schwingend, rief: „Siehst Du denn nicht, daß unser Papa Eile hat, ein Rendezvous nicht zu versäumen, das er sich an der Fontankabrücke gegeben hat?"

Ein neues schallendes Gelächter; denn diese Brücke war bekannt dafür, daß in ihrer Nähe eine Anzahl verrufener Häuser sich befanden.

Der Minister that Nichts, als eine ceremoniöse Verbeugung nach der andern zu machen.

„Um es kurz zu sagen, er will zu Bette," sagte Peter, „laßt ihn gehen." — Damit winkte der Kaiser, und Panin durchdrang die Reihen der Schwärmenden und gewann den Ausgang des Saales. Allein draußen fand sich ein neues Hinderniß: sein Wagen war noch nicht erschienen, da er ihn erst um mehrere Stunden später bestellt hatte. Leise fluchend und in seinen Mantel gehüllt, ging er, oder trippelte vielmehr auf den Marmorstufen des Vestibuls umher. Der Regen fluthete aus den Wolken, die seidenen Strümpfe des Hofmannes waren schon durchnäßt, da erschien der junge Graf André Woronzow und ersuchte den Minister, sich des Wagens seines Oheims zu bedienen; er wolle ihn begleiten, da er ohnedies eines Auftrags wegen, den ihm sein Oheim ge-

geben, in die Stadt müsse. Der Minister schlug mit Freuden ein.

Mit diesem Helfer in der Noth hatte es jedoch eine eigene Bewandtniß. Kaum war der Minister vom Kaiser entlassen, als der Großkanzler und der Feldmarschall rasch einen Entschluß faßten. Wenn eine Verschwörung bestand und sie heute Nacht zum Ausbruch kommen sollte, durfte eine so wichtige Person nicht entschlüpfen. Der Oheim näherte sich also dem Neffen und zog ihn in eine Fensternische. Mit Bekümmerniß sah er, in welchem Zustande sich der junge Mann befand; dennoch, es war kein Anderer da, dem der Auftrag gegeben werden konnte. „Du bist betrunken!" sagte mit barscher Stimme der Oheim. — „Nein," lautete die Antwort, „noch nicht, allein ich kann es werden." — „André, ich befehle Dir, Deine Sinne zusammenzuraffen; es handelt sich hier um etwas Wichtiges."

Das blaue Auge des jungen Offiziers blickte halb pfiffig, halb respectvoll den Großkanzler an, der also fortfuhr, indem er ein strenges Gesicht machte und eine gebietende Stimme annahm:

„Du sollst mit dem Minister Panin in meinem Wagen sofort in die Stadt. Unterwegs, verstehst Du, forschest Du den alten Mann aus.

Spricht er etwas Verdächtiges, oder trägt sich während der Fahrt Etwas zu, das Verdacht erregt, so lenkst Du den Wagen zurück und kommst hierher. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen!" stammelte der Jüngling.

„Im Wagen findest Du zwei geladene Pistolen," fuhr der Kanzler fort. „Wenn man Euch überfällt, und Du der Uebermacht der Verräther weichen mußt, so schieße mit der einen den Minister, mit der andern Dich todt; denn ich will Dich lieber todt, als unter den Aufrührern wissen. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen," erwiderte André, dessen Rausch bei der Erwartung der Gefahr, die ihm bevorstand, zu weichen begann. „Ich bin ein Woronzow, und werde meines Namens würdig zu handeln wissen."

„Gut, so geh', und nimm keine Flasche Wein mit. Hörst Du? Kein Tropfen komme mehr über Deine Zunge."

Dieses letzte Gebot hielt André nicht; er nahm nicht eine, er nahm fünf Flaschen mit; denn, sagte er, es regnet, und eine Nässe, die vom Himmel kommt, muß mit einer Nässe, die von der Erde kommt, bekämpft werden. Mit einigem Bedauern sahen die jungen Damen den schönen An-

dré scheiden, der gerade in die rechte Laune gekommen, um amüsant zu sein, was er im nüchternen Zustande nicht war.

Der Minister und sein Gefährte krochen unter das Leder der leichten Chaise. André machte nur so viel Platz frei, als nöthig war, die Pferde zu lenken, die in raschem Laufe die Chaussée dahinflogen. Während André trank, nahm der Minister die Zügel. Bei der dritten Flasche erinnerte sich André seines Auftrages, und er machte sich daran, seinen Gefährten auszuforschen. Unglücklicher Weise traf er hierin nicht den rechten Ton.

„Ob wohl etwas Wahres daran sein mag, Excellenz," hub er an, „daß einige böse Menschen eine Verschwörung machen wollen?"

„Ich habe Nichts davon gehört;" entgegnete der Minister.

„Nichts davon gehört? Gut; aber vielleicht habt Ihr etwas davon gesehen?"

„Auch nicht."

„Gut, das höre ich gern. Wenn man ein so großer und so gelehrter Herr ist, wie Ihr es seid, Excellenz, so giebt man sich mit einer so dummen Geschichte, wie eine Verschwörung ist, nicht ab. Ich bin nur Lieutenant und habe Nichts zu thun, als darauf zu sehen, daß meine Soldaten

ihre Montur gut in Ordnung halten, und nebenbei muß ich darauf sehen, daß meine Maschinka mir treu bleibt; aber dennoch habe ich so viel Verstand, zu wissen, daß eine Verschwörung eine gefährliche Sache ist, die gewöhnlich damit endet, daß man entweder zu hoch oder zu niedrig gestellt wird; zu hoch — am Galgen, zu niedrig — in den Kasematten."

Der Minister merkte jetzt, in welchen Händen er sich befand. Er that einen Blick in's Freie, um auszukundschaften, in welche Gegend man gelangt war. Er sah einige erleuchtete Fenster am Wege, die so einödig lagen, daß sie unmöglich anderen als Bauerhäusern angehören konnten. Petersburg war also noch weit. Seufzend legte er sich wieder in die Wagenecke zurück. Ein scherzhafter Gedanke trieb ihn dazu, der Spion seines Spions zu werden.

André hatte ihm den Rest seiner Flasche angeboten; er nahm sie und sagte dann in einem heiteren Tone: „Sie sind ein junger Mann, lieber Graf, und Sie werden es noch weit in Ihrer Laufbahn bringen, denn ich habe bereits schon viel von Ihrer Geschicklichkeit gehört, empfangene Aufträge auf das Beste auszuführen!"

„Du bist sehr gütig, mein Vater," entgegnete

André, in den Ton eines gemeinen Russen fallend. „Es ist wahr, meine Verwandten sind mit mir zufrieden, nur mein Oheim findet, daß ich bisweilen zu sehr die Weiber und den Wein liebe. Aber thut der Zaar etwas Anderes? Trinkt er nicht, wie man nur trinken kann?"

„Es ist wahr, lieber Graf. Da haben Sie ein erhabenes Muster. Aber bei alledem ist er ein großer Held, und Niemand ist, der so weise Entschlüsse faßt, wie unser großer Kaiser!"

„Hm! die Sache hat zwei Seiten!"

„Du meinst, mein Sohn?" hub der Minister vertraulich an.

„Ich meine Nichts. Denn der Oheim hat mir oft gesagt: Wenn Du getrunken hast, so schweige!"

„So sprich doch! — Ein gescheidter Kopf, wie Du, weiß gewiß bei allen Dingen Gutes und Vortreffliches zu sagen!"

„Nun," hub André an, indem er das Leder lüftete, um bei seiner losgeknöpften Uniform die frische Nachtluft einzuathmen, „es ist im Werke, ehe der Kaiser die Expedition nach Dänemark beginnt, wo er, wie man weiß, die Armee selbst führen will, hier im Hause reines Feld zu machen!"

„Reines Feld? Was heißt das?"

„Das heißt, er will die Kaiserin in's Kloster sperren und ihre Freunde in sichere Verwahrsam bringen lassen, damit er Nichts zurückläßt, was irgend verdächtig ist."

„Ha, diesen Plan hat der Schurke Münnich ausgebrütet," murmelte der Minister.

„Was sagt Ihr?" fragte der Lieutenant.

„Ich sage, daß der Ungarwein vortrefflich ist," war die Antwort. „Doch nun weiter!"

„Mein Oheim drängt den Kaiser, mit der Verhaftung der Kaiserin schnell vorzugehen, und der Zaar hat ihm und meiner Tante das Wort gegeben, noch heute Nacht sichere Boten nach Peterhof zu senden, welche die Kaiserin, die von Nichts weiß, im Schlafe aufrütteln und fortschaffen sollen, in ein Kloster, weit hinter Moskau!"

Ein Schauder durchfröstelte den Zuhörer.

„Aber ich sage Euch das im Vertrauen," setzte der Lieutenant hinzu, „denn ich darf kein Wort plaudern. Ihr kennt meinen Oheim nicht, wenn er zürnt. — Die verdammte Flasche — sie ist leer!"

Der Minister schraubte leise den Deckel einer kleinen Dose auf und nahm Etwas von deren

Inhalt. Der Morgen dämmerte bereits schon, so daß sein Gefährte die Dose bemerkte.

„Was habt Ihr da?"

„Pillen. Ich habe etwas zu stark heute Abend die Freuden der Tafel genossen. Mein Magen ist nicht der beste." Bei diesen Worten kam ihm ein glücklicher Gedanke, dem er rasch zu folgen sich entschloß.

„Laßt mich auch von diesen Pillen kosten," bat der Lieutenant, „ich habe zwar noch nie eine Arznei eingenommen, allein diesmal kann es von Nutzen sein." Er erhielt die Dose und warf den ganzen Inhalt, etwa fünfzig Pillen, mit Eins sich in den Schlund. „Die kleinen Dinger," murmelte er, „werden mir vielleicht meinen Verstand wiedergeben, der, so Gott lebt, zu wackeln beginnt."

Der Minister nahm mit Lächeln die leere Dose zurück. Was er gehofft, geschah; sein Gefährte bekam das heftigste Bauchgrimmen, schüttete den genossenen Wein unter Zuckungen wieder aus, ließ die Zügel der Hand entgleiten, und lag wie todt in der Wagenecke. Panin ergriff die Zügel und spornte die Pferde an. In einem Häuschen nahe vor den Thoren ließ er seinen Begleiter zurück und eilte, in das Winterpalais zu kommen. Unterwegs erfuhr er, was geschehen

war. Er athmete auf. „Gerettet!" rief er. „Also so nahe hing das Damokles-Schwert über meinem Haupte! Ich werde an diese Nacht denken!"

Katharina begrüßte mit Freuden ihren alten Vertrauten. Die Fürstin reichte ihm die Hand, die er küßte. „Wir sind Sieger!" rief sie triumphirend. Dank sei es den Pillen, die wir unseren Feinden eingegeben!"

„Und mich haben meine Digestivpillen gerettet," entgegnete lachend der Minister; „denn gewiß hätte mein junger Taugenichts, so betrunken er auch war, mich nicht entschlüpfen lassen, wenn wir an die Thore gelangten."

Der Tag war schon angebrochen, als sich in Oranienbaum die Kunde von der ausgebrochenen und glücklich fortschreitenden Verschwörung in Petersburg verbreitete. Peter stand leichenblaß, als er die Kunde vernahm, als man ihm sagte, seine Gemahlin stehe ihm gegenüber und komme mit einem Heere von 40,000 Mann, ihn in Fesseln zu legen.

Die Frauen schrieen, die Offiziere lärmten, die Diener liefen durcheinander, die Candelaber wurden

umgeworfen, ein Theil der Draperien gerieth in Brand. — Alles war Tumult und Zerstörung.

Mitten hindurch schallte der Donnerton Peter's, der Befehl, anzuspannen, um nach Peterhof aufzubrechen. Er wollte sich davon überzeugen, daß die Kaiserin wirklich fort sei. Es konnte ja Alles Lüge sein.

„Sie wäre wirklich mir zuvorgekommen!" rief er. „Es ist unmöglich."

„Rette mich! Rette die Krone, die Du mir versprochen hast!" schrie die dicke Woronzow und wälzte sich auf dem Teppich vor Peter's Füßen.

Peter tröstete sie durch ein paar Worte, die er wie im Traume vor sich hin sprach. Boten über Boten kamen, um die gegebenen Nachrichten zu bestätigen und über den Fortschritt der Empörung zu berichten.

Der Kaiser brach nach Peterhof auf. Zu Wagen, zu Pferde bewegte sich ein in Eile zusammengebrachter abenteuerlicher Zug rasch die Straße hinab. Peter war der Erste, der die Stufen des Palastes betrat, durch die Gemächer eilte und in das Schlafcabinet seiner Gemahlin, dessen Thür er durch einen Fußtritt sprengte, eintrat. Es war leer. Besinnungslos stand er

auf die Stelle gebannt, während sein Gefolge, ihm nacheilend, ihn umgab.

Es war also wahr!

Jetzt galt es zu handeln. Peter hatte völlig den Kopf verloren. Er stieß Verwünschungen aus gegen Katharinen, gegen seine Freunde, gegen alle Welt! Er verfluchte den Augenblick, wo er den Fuß zum ersten Male auf den verrätherischen Boden dieses tückischen Reiches gesetzt. Er ließ seinen ganzen Zorn an seinem Oheim aus, dem Herzog von Holstein, der in der unseligen Nacht in Petersburg gewesen war und Nichts gegen die Aufrührer gethan, vielmehr sich so eilig wie möglich geflüchtet hatte.

Der greise Münnich trat vor den Kaiser. „Gnädigster Herr," sagte er mit fester Stimme, „es ist noch Nichts verloren. Möge ein kurzer Rausch die Aufrührer in Besitz der Residenz gesetzt haben, Petersburg ist nicht Rußland; die Garderegimenter sind nicht das Heer! Mein Rath ist, Eure Majestät begeben sich nach Kronstadt, dort liegt die Flotte mit dem bereits nach Dänemark eingeschifften Heere; an dessen Spitze stellen Sie sich und bemächtigen sich rasch mit einem Schlage Ihrer Hauptstadt wieder."

Peter antwortete nicht. Mit auf den Rücken

gelegten Händen durchschritt er das Gemach stumm, und blieb endlich vor dem Fenster stehen, das er öffnete und die hellen Tagesstrahlen eindringen ließ.

Das Gezänk und Geschrei unter den Weibern ging seinen Gang fort. Alles wollte flüchten, und Niemand wußte, wohin. Der General-Feldmarschall Woronzow gedachte nur sich zu retten; er erbat sich einen Auftrag nach Petersburg; als er den erhalten, war er fort und kam nicht wieder. Um sich nach beiden Seiten hin zu sichern, ließ er sich von der Kaiserin Hausarrest geben. Auf diese Weise entging er jeder Theilnahme, sowohl an dieser, wie an jener Sache.

Peter ließ sein holsteinisches Regiment kommen und stellte es in Schlachtordnung. Damit vergingen kostbare Stunden. Münnich war außer sich. Peter redete seine Holsteiner an: „Ihr werdet Euch doch nicht ergeben, bevor ihr den Feind gesehen?" Als er jedoch vernahm, Katharina sei an der Spitze von zwanzigtausend Mann gegen Peterhof auf dem Wege, änderte er seinen Entschluß, und gab Befehl, nach Kronstadt aufzubrechen. Jetzt aber war es zu spät. Von Petersburg aus hatte der Commandant bereits Befehle erhalten, und als die kaiserliche Yacht dem Hafen sich näherte, wurde sie von den Wachen angehalten, und trotz-

dem, daß Peter sich zu erkennen gab, mit der Drohung empfangen, daß man auf das Fahrzeug feuern werde. Auf den Wällen der Festung schallte ein donnerndes Hurrah auf Katharina II. Peter sprach die merkwürdigen Worte, die seinen Charakter, in welchem sich Leichtsinn mit Mißtrauen mischte, bezeichneten: „Ich habe diesem Verrathe vom ersten Tage meiner Regierung an entgegengesehen."

Münnich rieth, da auch Kronstadt und der Hafen verloren war, nach Reval zu gehen, wo die zweite Abtheilung der ausgerüsteten Kriegsflotte lag, von dort nach Preußen zur Armee sich zu begeben, und an der Spitze von sechzigtausend Mann nach Rußland zurückzukehren, wo ihm sicherlich nach kurzem Kampfe der Thron wieder zufallen werde.

Die Frauen in der Yacht, obgleich das Meer spiegelglatt und eben war, fürchteten sich vor der abenteuerlichen Fahrt und meinten, die Ruderer würden ermüden. „Wir wollen Alle Hand anlegen," entgegnete der edle, muthige Greis. Peter folgte den Frauen und Höflingen; er kehrte nach Oranienbaum um. Dies entschied sein Schicksal. Jetzt war er rettungslos in den Händen Katharina's.

Und diese hegte nicht die Absicht, ihn zu schonen.

In Oranienbaum unterzeichnete Peter jene unwürdige Acte, vermittelst welcher er erklärte, daß er selbst und ungezwungen einsehe, wie unmöglich es ihm falle, ein so großes und mächtiges Reich zu regieren, und wie er aus eigenem Antriebe darein willige, daß man ihn zu Gunsten seiner Gemahlin und — seines Sohnes seiner Pflichten entbinde. Er lege die Krone nieder und wünsche seinem Nachfolger Glück, Segen und Ruhm.

So schimpflich hatte noch kein kronentragendes Haupt entsagt.

Katharinens Bajonette standen im Hintergrunde, als Peter unterzeichnete.

Aber hiermit war der letzte Act der Tragödie noch nicht gespielt.

Sechs Meilen von der Residenz entfernt liegt ein einsames Haus, umgeben von einer Haidefläche, die aus einem ausgetrockneten Moorgrunde entstanden ist. Ein Park umschließt das Haus, der verwildert ist, und ein kleiner, in altfran-

zösischem Geschmack angelegter Garten macht dessen nächste Einfassung.

Lange vordem, ehe die eleganten Villen und die großartigen Sommerschlösser entstanden, diente dieses Haus mit seinen einfachen niedrigen Fenstern, vor denen alterthümliche kleine Balcone angebracht sind, mit seiner in drei Abtheilungen zerlegten Haupttreppe, und endlich mit seinem, mit Kupferblech belegten Dache, zusammt einigen Amoretten und Nereïden, zu einem kaiserlichen Lustschlosse. Peter I., sagt man, trank hier zum ersten Male eine Tasse im eigenen Lande fabricirten Kaffees, und von Katharinen I. wurden lange in einem kleinen Eckschränkchen unter Glas ein Paar schlecht gearbeitete seidene Strümpfe gezeigt, die sie einst in der Einsamkeit eines heißen Sommers hier in Ropscha gestrickt hatte. Damals, als diese denkwürdigen Dinge geschahen, hatte der Garten noch einen Neptun, der, auf dem Dreizack reitend, wie Knaben auf einem Stocke, einen Strahl Wassers aus seiner hohlen Hand hinsprudeln ließ, zum großen Ergötzen einer Nymphe, die auf einem Stück Felsen dabei saß und im Genusse des Anschauens dieses Wunders den Verlust eines Beines nicht zu fühlen schien, das ihr dicht an der Hüfte abgeschlagen worden war. Die-

ser Neptun war noch vorhanden, allein das Wasserwerk stockte und eine trübselige Einfassung von verkrüppelten Pappeln umschloß das nunmehr wasserleere Becken.

Nichts konnte es geben, was einsamer und freudloser war, als dieses kleine Lustschloß in der Einöde der Haide. Der Wind, wenn er vom Meere kam, blies über die welken Halme des ehemaligen Gartens und schüttelte die dürren Zweige der verwahrlosten Bäume, und brachte dabei ein einförmiges, unendlich lang hintönendes Klagelied zu Stande, welches das menschliche Ohr erschütterte und selbst dem Thiere nicht willkommen zu sein schien, denn nirgend anderswo, als in der Nähe dieses Lustschlosses, gab es so viele heulende Hunde und seltsam kreischende Nachtvögel.

Was die menschliche Einwohnerschaft des Schlosses betraf, denn die thierische bestand in einer Unzahl häßlicher, langgeschwänzter und gefräßiger Ratten, so wurde sie durch einen Kastellan, dessen Frau und eine kleine Zahl Knechte und Mägde gebildet, die, sämmtlich außer Verkehr mit der Welt, hier seit geraumer Zeit einsiedlerisch zu wirthschaften pflegten. Es geschah höchst selten, daß der Intendant der kaiserlichen Schlösser sich auf das Dasein dieses vergessenen kleinen Besitz-

thums der Krone besann und Jemand hinsandte, um sich nach dem Stand des Inventariums erkundigen zu lassen, und an einem solchen Tage konnte der Beobachter alterthümlicher Sitte eine ganz eigenthümliche Erscheinung wahrnehmen. Iwan Platon Wassiljewitsch Jelugin und seine Gemahlin Anastasia Sophia Elisabetha erschienen in der Hoftracht Peter des Großen, sie in einem Pelze, der eine Ueberlage von purpurrothem Sammet zeigte, er in einer Pelzmütze, wie die Strelitzen sie trugen, mit gelben Pantalons von Büffelleder und einer nach holländischem Schnitt gearbeiteten engen Uniform von blauem Tuche mit rothem Kragen und goldenen Quasten. Für gewöhnlich lebten jedoch Iwan Jelugin und seine Gemahlin Anastasia, wie zwei ehrsame Gutsherrschaften, nach altem Schnitte, das heißt, sie saßen den langen lieben Tag hindurch in dem Saale des Schlosses, sie an dem einen, er an dem andern Fenster, und schauten in die Einöde hinaus, wo sie durch die Länge der Jahre nun bereits jeden Baumstumpf und jeden kleinen Busch kannten. Wenn Arbeitsleute an dem einige Werste entfernten Dorfe die Straße vorbeizogen, die man in der Entfernung sehen konnte, so war das ein Ereigniß, und sowohl Iwan an seinem Fenster, wie Anastasia Sophia

an dem ihrigen, verfehlten nicht, über diese Wanderer ihre Glossen zu machen. Es gab aber Tage, wo Niemand vorüberzog, wo kein Hund heulte, wo selbst die Sperlinge an den Fenstern nicht vorüberflogen, wahrscheinlich, weil auch ihnen das alte kleine Haus und die unbeweglich an ihren bestimmten Fenstern sitzenden zwei alten Figuren auf die Länge lästig zu fallen begannen. In diesem Falle, wenn sich den ganzen Tag über Nichts geregt hatte, und die Sonne ihren Lauf am Himmel vollendete, indem sie von dem vergoldeten Schnörkel an der ersten Fensterwand ruhig und ohne Hinderniß bis tief in den Saal und an die Einfassung der Saalthür gelangt war, unerträgliche Hitze verbreitend, so war Iwan Jelugin bemüht, seiner Gemahlin allerlei Erinnerungen aufzutischen, manche lieblicher, manche aber grauser und widerhaariger Art.

Das Gespräch der Beiden wurde, als es gegen die Abendstunden ging, durch das Heranrollen eines Wagens unterbrochen, der, nachdem das Gitterthor des Hofes mit Geräusch geöffnet worden, über das Steinpflaster vor die Thür gelangte.

„Iwan Platon Wassiljewitsch," hub die sorgsame Hausmutter an, „es ist mir, als wenn ein Gast käme."

„Ein Gast, Anastasia Sophia, wer sollte das sein? Uli Petrowitsch, unser nächster Nachbar, ist, wie Sie wissen, auf die Messe nach Nowgorod gereist, und außer ihm wüßte ich nicht, wer, zehn Werste in der Runde, im Besitz eines Fuhrwerks wäre, das auf vier Rädern daherrollt und einen so hohlen und so vornehmen Klang von sich giebt. Lassen Sie uns sehen, wer das sein kann. Vor allen Dingen zünden Sie zwei Kerzen an, denn es beginnt bereits im Saale finster zu werden."

Während diese Worte gesprochen wurden, kam es schwerfälligen Ganges die Treppe herauf, und herein in die weit geöffnete Thür traten drei Männer, die einen vierten mit sich brachten, der in einen schlechten alten Schlafrock gehüllt war und eine Militairmütze auf dem Haupte hatte. Die Männer grüßten den Kastellan nur oberflächlich und beschäftigten sich ausschließlich mit dem Manne im Schlafrock, dessen wankenden Gang sie unterstützten und ihn zu einem Ruhebette in einem der an den Saal anstoßenden Cabinete führten. Dort ließen sie ihn. Es wurde eine Kerze vor ihn hingestellt und das Cabinet wieder geschlossen. Vor die Thür des Cabinets stellte sich einer der mitgekommenen Männer als Wache auf, und die anderen beiden befahlen in einem herri-

schen Tone, daß man ihnen sogleich ein gutes Abendessen bereite. Während dies geschah, machten sie sich im Hause und im Hofe mit der Oertlichkeit bekannt, und nachdem sie jeden Winkel untersucht hatten, kamen sie wieder, setzten sich an den Tisch, aßen und tranken, und hießen dabei den Kastellan und seine Frau hinausgehen.

Eine solche Begebenheit hätte überall anderswo Aufsehen erregt, wie viel mehr in dem stillen Hause. Iwan Wassiljewitsch und seine Frau, als vorsichtige und pflichtgetreue Leute, strebten mit großer Mühe, sich zu vergewissern, ob die Eindringlinge auch ein Recht hätten, sich hier auf diese Weise einzuführen, und beruhigten sich über diesen wichtigen Punkt nicht eher, als bis einer dieser Männer sich als einen Offizier von Rang kundgethan hatte. Bald nach Erscheinen dieser ersten vier kamen noch zwölf Mann nach, die alle Eingänge des Hauses besetzten. Alles geschah so schnell und ohne viel Worte zu machen, daß, wer die Anstalten sah, glauben mußte, es sei immer so gewesen, und sei mithin ganz in der Ordnung.

Von den neu Angekommenen gingen ein paar Männer in das Cabinet, und man hörte dort einen heftigen Wortwechsel; was jedoch gesprochen wurde, konnte selbst von der Frau Kastellanin,

die sich schmeichelte, ein sehr scharfes Ohr zu haben, nicht verstanden werden. Am Abend des zweiten Tages erschien der Mann im Schlafrock in dem Saale, und begann darin auf und ab zu spazieren, schweigend, das Haupt gesenkt und vor sich hinmurmelnd. Er betrachtete Iwan Wassiljewitsch und seine Gattin mit nichtssagenden starren Blicken, denen man anmerkte, daß sie Das, was vor ihnen stand, nicht sahen. Endlich blieb der trübselige Wanderer vor dem Bilde des Kaisers Peter III. stehen, das erst vor einigen Wochen hier seinen Platz erhalten und das Bildniß Elisabeth's verdrängt hatte. Der Kastellan glaubte hierin einen Wink zu sehen, einige Worte dem stummen Manne zuzuwenden, und er hub an, die Verdienste und die Tugenden des neuen Herrschers zu rühmen, der erst seit einem halben Jahre den Thron inne hatte. Der Fremde hörte zu, und ein bitteres Lächeln glitt über seine Züge. Er wendete sich zu dem Sprechenden und fragte: „Hast Du, Alter, den Kaiser gesehen?"

„Nein, mein Freund," entgegnete der Kastellan, ein wenig beleidigt über die allzuvertraute Sprache des Fremden. „Gott möge ihm Gesundheit, Glück und langes Leben geben!"

„Ich danke Dir!" entgegnete der fremde Mann.

Ueber diese Worte erstarrte der alte Kastellan völlig. Der Fremde hatte sich bedankt, gerade so, als gälte dieser Segenswunsch ihm. Dabei war sein Gesicht dem Kastellan gerade zugewendet, und in diesen Zügen lag eine wundersame, nicht zu begreifende Aehnlichkeit mit dem Bilde oben. Diese Wahrnehmungen hatten etwas Erschütterndes; entweder war der geheimnißvolle Fremde ein Wahnsinniger, oder es war —. Diesen Gedanken dachte der ehrerbietige Iwan Wassiljewitsch nicht aus. Es war ein Gedanke, der ihn selbst hätte wahnsinnig machen können, und Anastasia Sophia mit. Der Fremde ging wieder in sein Cabinet, wo er bis in die Nacht hinein Briefe schrieb.

Es wäre ein unnützes Bemühen, den Leser auf dieselbe Stufe mit dem ehrwürdigen Kastellan des kaiserlichen Lustschlosses Ropscha zu setzen; er hat sogleich gemerkt, wen er vor sich habe. Ja, es war der unglückliche Zaar, den man, nachdem man ihm die erwähnte Acte hatte unterschreiben lassen, von seiner Dienerschaft und Begleitung getrennt, seiner Orden und seiner Uniform beraubt und in einen alten Kittel gehüllt, hierher in Gefangenschaft geschleppt hatte. Es war das Werk einer Nacht gewesen, einen Herrscher, der

über ein unermeßliches Reich und über sechzig Millionen Unterthanen zu gebieten gehabt, in einen gefangenen Bettler zu verwandeln. Menschliche Größe, welch' eine Lehre für dich! —

Peter hatte mehrere Briefe an seine Gemahlin geschrieben, sie gebeten, sich mit ihm zu versöhnen; sie hatte keinen beantwortet. Zuletzt hatte er um freie Abreise nach Deutschland gebeten; auf dieses Schreiben erwartete er nun die Antwort.

Es verging eine furchtbare Woche in der Einsamkeit von Ropscha. Mit welchem Blicke streifte der Unglückliche über die Straße hin, auf der von Petersburg aus der Bote kommen mußte, der ihm Antwort bringen sollte; er kam nicht. Die Stunden schlichen; immer wieder senkte sich die Nacht, und immer wieder kamen die entsetzlichen Traumgestalten vor das Lager des Gefangenen, die, ihre blutigen Gewänder auseinanderschlagend, ihm den Giftbecher und den Dolch zeigten.

O, nur eine Stunde Linderung für den Armen!

Der eintönige Schritt der Wache vor seinem Zimmer war Alles, was er in der Stille der Nacht hörte. Die Bilder seiner Freunde, seiner Geliebten, die ihn treulos verlassen hatte und jetzt am Hofe der Siegerin seiner spottete,

kamen, ihm ihre leidenschaftlich wilden und entstellten Züge zu weisen. Selbst der einzige treue Diener, der, dem Befehle trotzend, ihm gefolgt war, mußte ihn verlassen. Das alte Ehepaar, seitdem es hinter das Geheimniß gelangt war und Versuche gemacht, dem Unglücklichen Trost und Hülfe zu versprechen, wurde von ihm entfernt und bewacht.

Endlich erschien Orloff und zwei seiner Genossen mit ihm. Peter, sich eines guten Ausganges versehend, ließ die Tafel decken und lud seine Gäste, sein Mahl zu theilen. Alexei Orloff brachte eine Flasche Wein hervor. Peter erbleichte.

„Ich trinke keinen Wein," sagte er.

„Wohl, Sire! Wir können ja auch ohne Wein lustig sein und mit einander plaudern. Es war mein Wunsch, Eurer Majestät, da der Keller von Ropscha schlecht bestellt ist, diejenige Sorte Burgunder mitzubringen, die Sie zu trinken pflegen."

„Ich danke Ihnen, General. Nicht wahr, das sind Sie doch?" entgegnete Peter.

Der stolze Jüngling neigte lächelnd das Haupt.

Nach einer Pause hub Peter wieder an: „Ich wünsche, General, mit Ihnen über meine Angelegenheiten zu sprechen."

„Sire, ich stehe zu Befehl."

„Hat meine Gemahlin mein letztes Schreiben an sie erhalten, das gestern abging?"

„Es ist an demselben Tage in Besitz Ihrer Majestät gelangt."

„Nun, was ist beschlossen worden? Es scheint, daß man auf meine Wünsche wenig achtet, daß man nicht daran denkt, Versprechungen zu erfüllen. Ich hatte, um mich hier in der Einsamkeit zu zerstreuen, um meine Violine, meinen Mohren und meinen Lieblingskammerdiener gebeten; ich habe Nichts erhalten. Selbst den unschädlichen Menschen, den Spaßmacher Lubinin, läßt man nicht zu mir."

Der Begleiter Orloff's nahm das Wort und sagte: „Ihre Majestät, unsere gnädige Kaiserin, haben ohne Zweifel die Absicht, Sie zu veranlassen, Sire, statt eines Spaßmachers, einen Geistlichen kommen zu lassen."

„Wie? Will man mir das Leben nehmen?" schrie Peter, vom Tische aufspringend. „Soll ich mich auf den Tod vorbereiten?"

Orloff und Wolkow wechselten Blicke miteinander.

„Es wäre auch wahrlich recht tapfer, einen unbewehrten Mann zu überfallen, den man in einen Käfig gesperrt hat," sagte Peter.

Beide schwiegen.

„Nun, ich verlange Antwort, Ihr Schufte!“ schrie der Kaiser, indem sich sein Antlitz mit dunkler Röthe überzog. „Ich bin Euer Herr und Kaiser! Sprecht, warum trinkt Ihr nicht von dem Weine, den Ihr mitgebracht habt?“

„Es wäre gegen die Höflichkeit,“ entgegnete Orloff, mit einem frechen, lauernden Blick, „in Eurer Majestät Gegenwart zu trinken, da Sie selbst den Wein verschmähen.“

„Teufel, die Ihr seid! Der Wein ist vergiftet.“

Keine Antwort.

Peter besann sich, daß er ohne Waffen, ohne Beistand, ohne Hülfe sei. Er lenkte ein und fragte in einem Tone, der gnädig und versöhnlich klang: „Was bringen Sie mir denn aus Petersburg, General? Unmöglich sind Sie hierher gekommen, um die Ehre zu haben, mit mir zu speisen. Wird man mich nun reisen lassen?“

„Wohin, Eure Majestät?“

„Wohin? Nach Deutschland, in meine Erblande.“

In Rußland giebt es so schöne Gegenden und Städte,“ bemerkte Wolkow.

„Passend für Schurken und Verräther, ja!“

entgegnete Peter. „Ich will fort; es ist mein Wille, daß ich reise."

„Die Kaiserin hat ihren Willen noch nicht kundgethan, Sire," nahm Orloff das Wort, indem er vom Tische aufstand und seine Serviette hinwarf. „Sie hat mich beauftragt, Eurer Majestät für's Erste dieses Etui zu überreichen."

Peter nahm eine kleine Kapsel aus den Händen des Sprechenden. Ehe er sie öffnete, untersuchte er sie und fand sie vollkommen geschlossen. „Wissen Sie, was sie enthält, General?" fragte er.

„Nein," war die Antwort, und Orloff überreichte dem Kaiser einen kleinen Schlüssel.

„Es wird ihr Portrait sein," sagte Peter halb vor sich hin. „Sie ist versöhnlich; sie will nicht, daß ich ohne ihr Bild dieses Land verlasse. Willkommene Aussicht für die Zukunft. Ich komme hierher wieder zurück: wir werden gemeinschaftlich diesen Thron einnehmen. — Wahrlich, meine Herren, Sie bringen mir da ein willkommenes Geschenk. Ich eile, die Kapsel zu öffnen."

Er that es, und — eine rothe Schleife fiel heraus.

Peter erbleichte. Er schloß die Kapsel wieder, schob das Band mit dem Fuße von sich und murmelte vor sich hin: „Also unversöhnlich!"

Die beiden Männer beobachteten Alles, ohne

zu wissen, was dieser Vorgang bedeute. Wolkow zischelte seinem Gefährten Etwas in's Ohr. Dieser zog seine Uhr hervor.

Peter verwandte keinen Blick von jenen Beiden und näherte sich langsam der Thür seines Cabinets.

„Ihr seid entlassen, meine Herren!" sagte der Kaiser.

Orloff näherte sich dem Kaiser mit der Miene, als wolle er ihm, nach alter russischer Sitte nach der Mahlzeit, die Hand küssen.

„Nicht nöthig!" sagte Peter abwehrend.

„Da die Mahlzeit gut war," rief Orloff's Begleiter mit einem rohen Lachen, „so müssen wir nothwendig Dir unsern Dank sagen, Peter Feodorowitsch."

„Ja, kleiner Herzog von Holstein," fügte Orloff hinzu, indem er sich mit der einen Hand den Bart kräuselte und mit der andern den Degen faßte. „Ohne Dank zu sagen, sind wir Russen, die Du immer geschmäht hast, nicht gewohnt, Etwas anzunehmen."

Auf einen gellenden Pfiff Wolkow's öffnete sich die Thür und der wachhabende Offizier sah herein. „Ist's gethan?" fragte er.

Peter zog sich in das Cabinet zurück und verschloß es hinter sich.

„Ha! die Maus ist in der Falle!" rief einer der Dreien lachend. „Auf! Gebt ihr, was ihr gebührt!"

Mit einem Fußtritte des riesenstarken Wolkow war die Thür gesprengt und die drei Männer stürzten in das Cabinet.

Was hier geschah, bleibt unbeschrieben.

Nach einer Weile stürzte der wachhabende Offizier heraus, ein kaum zwanzigjähriger Jüngling; er konnte nicht länger mit ansehen, was vor seinen Augen geschah. Er öffnete ein Fenster des Saales, beugte sich weit hinaus, Luft schöpfend, und schlug dann beide Hände mit einem Weheruf vor das Antlitz.

Es wurde still im Cabinet.

Wie Marder vom Taubenschlage schlichen Orloff und Wolkow hervor. Der Erstere schlug um seine Hand eine Serviette, die er vom Tische nahm; der Andere wischte Blutspuren von seinen Beinkleidern ab.

Von einer unbeschreiblichen Angst getrieben, war Iwan Platon Wassiljewitsch aus seinem Gewahrsam entwischt und stand jetzt, bleich und zitternd, am Eingange des Saales, als jene Beide hinaus wollten.

„Ihr Herren," fragte der Greis, „hat der Kaiser schon gespeist?"

„Ja," erwiderte Orloff; „er hält jetzt Mittagsruhe."

Dies war das Ende Peter III., der, nachdem er im Jänner 1762 den russischen Thron bestiegen, ihn im Juli desselben Jahres sammt dem Leben einbüßte. Die Geschichte weist von Petern, trotz seiner Unfähigkeit, ein großes Reich, wie das russische, zu regieren, in welchem er von dem ersten Schritte, den er in dasselbe that, bis zum letzten ein Fremdling blieb, einige Willensäußerungen nach, die wohlthätige und weise Verbesserungen bezweckten. Dahin gehörte seine beabsichtigte Reform der russischen Gesetzgebung, die er nach deutschem Muster regeln und von der Willkür der Ukase säubern wollte, und alsdann die beabsichtigte und theilweise auch gelungene Abschaffung des geheimen Staatstribunals, das eine vollständig organisirte Inquisition bildete und das unter der Regierung der argwöhnischen und furchtsamen Elisabeth zahllose Opfer hingerafft hatte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen folgende neue Werke:

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr.

In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Burton und Speke's Reisen in Arabien und Ost-Afrika. Nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von Dr. Karl Andree. Mit 8 Tonbildern und sehr zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. Nebst einer Karte von Afrika. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Czolbe, Heinrich, Dr. med., Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Herrn Prof. Lotze. gr. 8. broch. 10 Ngr.

Czolbe, Heinrich, Dr. med., Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf. gr. 8. broch. 1¼ Thlr.

Eberty, Dr. F., Die Sterne und die Erde. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Nach der 6. Auflage der engl. Uebersetzung des Werkes: „Die Gestirne und die Weltgeschichte." In's Deutsche zurückübersetzt von W. von Voigts-Rhetz. 8. broch. 10 Ngr.

Eiselen, Dr. F., Rector der höheren Bürgerschule zu Lennep, Strafe oder Zucht. Ein pädagogisches Gutachten. gr. 8. broch. 20 Ngr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3⅚ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Theod. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gräfe, Dr. H., der Verfassungskampf in Kurhessen, nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert. gr. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England) Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zwei-

ten. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. 3 Bde. Lex.-8. broch. 9¾ Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1¼ Thlr.

Heine, Wilh., Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. 2 Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr.

Kleine

Romane und Erzählungen.



Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Anna Louise Karsch	7
Der Tod von Lübeck. Eine Erzählung	59
Endymion. Eine Erzählung	109
Eine interessante Dame. Eine Erzählung	167

Anna Louise Karsch.

1.

Es war ein wunderschöner Tag des Monats Juli, als ein junger Wanderer das schlesische Gebirge besuchte. Er ging einsam, sein Stab und ein Bündel mit dem Nöthigsten, was ein Wanderer stets bei sich zu tragen pflegt, war Alles, was er mit sich führte. Es war eine jugendlich schöne schlanke Gestalt, die sich gerade jetzt in seiner Bewegung besonders günstig ausnahm. Er schritt kräftigen Ganges eine bedeutende Anhöhe heran, auf deren Gipfel er sich auszuruhen und den Sonnenaufgang, der jetzt bald erfolgen mußte, mit anzusehen hoffen konnte. Da er einsam war, Niemand ihn stören konnte, so hoffte er diesen feierlichen Anblick mit aller Muße genießen zu können; um so widriger war ihm eine Störung, die sich ganz in seiner Nähe geltend machte.

Sie bestand in dem Gewirr von ein paar Stimmen, die sich in einander flochten und mit dem Ausdruck des Scherzes und der Lust mit einander kämpften. Dieses Geräusch gab seinen Ursprung in der Nähe zu erkennen, und der junge Wanderer brauchte nur das Gitterwerk eines mäßigen Gebüsches zu durchbrechen, um den Gegenstand, der ihn hier so unpassend störte, zu erkennen. Er that dies und war nicht wenig erstaunt wegen des Anblickes, den er hier fand. Ein Paar überließ sich nämlich hier, fessellos und um keine Beschauer bekümmert, dem verliebten Kampfe, den man gewöhnlich sehr streng zu verstecken pflegt. Der junge Mann hatte Rock und Weste abgeworfen, und seine Beinkleider, die stramm ansaßen, ließen Nichts von den Theilen seines Körpers versteckt, die vollkommen gut gebaut waren und in heftiger Muskelbewegung sich befanden. Von der Frau bemerkte man nur wenig, denn sie verbarg sich hinter dem Körper ihres Siegers, doch war das, was man sah, ebenfalls geeignet, sie für eine hübsche Frau zu halten. Als die Gebüsche sich theilten und der junge Mann daraus hervortrat, schreckte das Paar zusammen und entwickelte sich langsam, indem es wieder strebte die Stellung anzunehmen, die es anfangs inne-

gehabt. Der Mann suchte nach seinem Hut, zog seinen Rock an und stand gleich darauf als ein junger, lebhafter, blühender Mann mit einem kleinen Zuge von Scham und Verdruß neben unserm Wanderer, der ihn vorwurfsvoll fragend ansah. Die beiden Männer grüßten sich und der vom Boden sich Erhebende nahm das Wort und sagte: Mein Herr, ich mache Ihnen keine Entschuldigung wegen dessen, was Sie erblickt haben, entweder paßt hier keine Entschuldigung, oder sie liegt auf der Hand für Jeden, der die Natur kennt und liebt.

Mein Herr, entgegnete der junge Reisende, noch immer mit Entrüstung, Sie sprechen von der Natur und thun so, als wäre Ihre Handlung mit den Gesetzen derselben einverstanden. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir sind von Jugend auf gewohnt, an gewisse Forderungen und Gesetze streng zu halten, die unser Leben ordnen und mäßigen, das hat mit der Natur Nichts zu schaffen.

Diese Gesetze, erwiderte der Fremde, kenne ich ganz wohl. Sie sind die Gesetze der Convenienz, die ich nicht anerkenne. Ich bin Künstler, der Weg, den die Natur mir vorschreibt, ist mir unendlich wichtiger, als der, den die engbrüstige menschliche Gesellschaft ausfindig gemacht hat, um

ihre dürftige, kleinliche und gewissenhaft thörichte Art zu entschuldigen.

Diese Rede war dem Gebirgsreisenden so neu und setzte ihn dermaßen in Verwunderung, daß er Nichts darauf zu erwidern fähig war und einige Augenblicke in Stillschweigen verharrte. Endlich faßte er sich jedoch und sagte mit Vorwurf: Sie sind Künstler und glauben deshalb sich ohne Scheu unziemende Handlungen erlauben zu dürfen? —

Unziemend? wiederholte der Gescholtene. Wo wollen Sie dazu den Beweis liefern? Ist es unziemend, dem Schöpfer zu danken, indem wir den schönsten Akt, den er uns gab, vor seinen Augen aufführen? Oder ist die Sache selbst unziemend? Das wäre sehr übel. Wo befänden wir uns da? Kann Etwas unziemend sein, was unser Geschlecht fortpflanzt, bei dem wir Alle mit betheiligt sind, daß es auf die geeignetste Art und auf die zwangfreieste Weise geschieht? Ich wünschte Nichts so sehr, ich könnte auch den zweiten Akt, an den uns die Natur gefesselt hat, eben so mit ihrer Weihestunde verknüpfen, als ich es mit diesem gethan. Ich wünschte ebenfalls ein Leben, wenn dessen Schluß naturgemäß da ist, so verhauchen zu dürfen, wie ich hier die Schöpfung eines neuen Menschen

begonnen habe. Es müßte ein göttliches Gefühl sein, dem großen Schöpfer aller Dinge sein Geschenk, das Leben, hingeben zu können in dem Augenblick, wenn die Sonne emporsteigt und der Erde einen neuen segensreichen Tag, der den uns Ueberlebenden zu Gute kommt, bringt!

Sie stellen sich, mein Herr, mir wie eine Art Oberpriester dar?

Der bin ich auch! rief der Künstler begeistert. Hier ist meine Mitpriesterin, sagte er, zu seiner Frau gewendet. Es ist meine Frau. Wir sind übereingekommen, hier auf dieser höchsten Spitze dieses Hügels, wo uns noch Niemand gestört hat, auf diese Weise den Aufgang der Sonne zu feiern, indem wir ihr Das entgegengesetzt, was wir als das Schönste und Erhabenste unserer Existenz kennen, und wodurch wir ihren uns bereiteten Genuß erwidern, so weit wir es im Stande sind.

Auf dem Antlitz des Wanderers kämpften mancherlei Gefühle und Gesinnungen, ohne daß er Zeit fand, sich in Worten auszudrücken. In dem Falle, erwiderte er mit Lächeln, wäre es an mir, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie in Ihrem Oberpriesteramte gestört habe.

Keine Entschuldigung, erwiderte der Mann; es bedarf hier keiner. Nur eine einfache Erklä-

rung war nöthig. Ich hoffe, Sie sehen sie jetzt selbst ein. Was in dem Staube der Städte, in den dunklen heißen Kammern, wo wir unsere bürgerliche Existenz führen, Gesetz ist, kann es hier nicht mehr sein, wo wir so viel Fuß dem Himmel näher sind und die Natur uns anlächelt. Sehen, wie herrlich die Sonne sich aus ihrem Lager erhebt! Wie sie strahlt, wie sie glänzt, welch' einen Teppich von Farbe und Licht sie überall hinbreitet! O, Ernestine, was sind wir? Warum uns dieser Anblick?

Wollen wir würdig sein, indem wir bewundern und loben! rief die junge Frau, die jetzt muthvoll herzutrat und sich liebevoll an die Seite des Mannes schmiegte. Der Wanderer hatte nicht Zeit und Lust, sie vorwurfsvoll und zürnend anzuschauen, wie er anfangs beabsichtigt hatte. Der Ausdruck der beiden jugendlichen Gesichter war zu glücklich, zu sehr übereinstimmend mit dem Anblick, den die Natur eben gewährte, als daß man ein Wort des Unfriedens und der Erbitterung hätte finden können. Er fühlte sich im Gegentheil fast geneigt, die Art und Weise, wie der Künstler den Sonnenaufgang zu feiern gewohnt war, zu billigen und gutzuheißen. Er hätte es auch gethan, wenn er nicht noch einen Vorwurf dem Paare

zu machen gehabt hätte. Der überraschende Anblick, den er anfangs gewann, war nicht so schnell wieder vorübergegangen, daß er nicht einen Kopf bemerkt hätte, der einem Mädchen von zehn Jahren ungefähr angehörte, das drüben von der andern Seite über eine dicht bewachsene Hecke hervorblickte und sich sogleich wieder zurückzog, als die Gruppe beobachtet wurde. Wer war diese Zuschauerin? Wußten der frevelnde Maler und seine Frau von diesem Kinde Etwas? Und wenn sie es wußten, warum ließen sie denn ungehindert das Mädchen mit zuschauen? Diese Frage richtete der Wanderer jetzt an das Paar und erhielt folgende Antwort:

Das kleine Mädchen drüben? Ist unsere Bekannte. Sie hat uns schon oft hier gesehen; ihr ist ein solcher Anblick, wie er Sie mit Schrecken und Befremden erfüllt hat, nichts Neues mehr. Sie ist Hüterin der Heerde hier in der Gegend des Gebirges, und da hat die Natur sie schon frühzeitig mit diesem Anblick vertraut gemacht. Auch werden Sie in ihrem Gesichte keine Spur von Spott oder dem Lachen bemerkt haben, was sonst wohl Kinder beim Anblick solcher Scenen erfüllt. Sie ist darüber erhaben. Komm her, unsere kleine liebe Anna, sieh', hier ist ein fremder Herr, der

sich nach Dir erkundigt und von Dir Etwas wissen will.

Das Mädchen verließ sogleich ihren Platz und kam, von einem Paar Ziegen begleitet, zu den sprechenden Menschen und begrüßte sie mit Freimuth und ohne Furcht und Beschämung. Es war ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren, nicht hübsch, aber reinlich und ärmlich gekleidet.

Komm, Kleine, sagte der Maler, indem er sich auf einen Rasenhügel niederließ und das Mädchen zwischen seine Kniee nahm, ihr das Haar aus dem Gesichte strich und sie liebkosend betrachtete. Haben wir Dich vielleicht beleidigt, indem wir Dich mit ansehen ließen, was wir vorhin zusammen machten?

Nein, erwiderte das Mädchen mit unschuldiger Naivetät; aber es that mir leid, daß Sie auf mein Rufen und meine Zeichen nicht achteten, denn ich sah den Herrn schon von Weitem herankommen.

So? Und weshalb wolltest Du uns denn stören?

Nun, weil ich glaubte, es wäre Ihnen nicht lieb, daß ein Fremder Sie sähe, während Sie sich ungezwungen Ihrem Vergnügen überließen.

Da hast Du ganz recht, liebe Anna. Thue

das stets so; verstehst Du mich? Wenn Du Jemand kommen siehst, ruf' uns immer zu. Denn es ist etwas Anderes, was wir thun, wenn wir allein sind und Niemand uns sieht, als nur Gottes Auge, oder wenn wir umgeben von den Menschen sind, die das Alles anders ansehen und beurtheilen.

Eben deshalb wollte ich Sie warnen; aber Sie hörten und sahen Nichts.

Gewiß; in dergleichen Augenblicken sieht und hört man Nichts. Wenn Du einst groß sein wirst, wird Dir das selbst einmal klar werden.

Ich werde aber nie einen Mann nehmen, sagte die Kleine plötzlich sehr rasch und bestimmt.

So? Und weshalb nicht?

Weil ich nun weiß, wie die Männer es machen, und ich mich nicht so unterwerfen will.

Du bist ein böses, unkluges Mädchen! rief hier die Künstlerin herzutretend. Was weißt Du von dem, was wir Frauen fühlen, wenn wir so handeln, wie die Natur uns handeln lehrt?

Die Kleine schwieg und zog sich, so still vor sich hin murmelnd, wieder zurück. Der Maler rief: Sie hören nun, mein Herr, wie dieses weise und gescheidte Kind die Sache ansieht; wollen wir uns nicht von dem Kinde beschämen lassen? Wenn

wir uns entschließen, Nichts darin zu sehen, so ist auch von dem Augenblick an Nichts an der Sache. Unsere Meinung von den Dingen in der Welt wird nur durch die Ansicht bestimmt, die wir von ihnen gefaßt haben, und diese Ansicht ist Sache des Vorurtheils und des Uebereinkommens. Die Natur giebt keine bindenden Gesetze und Regeln; es ist Alles Menschenwerk.

Der junge Reisende hatte schon längst aufgehört dem Maler Etwas zu erwidern; es schien, daß er völlig seiner Ansicht war und nur eine Gelegenheit suchte, es ihm deutlich zu zeigen. Besonders fühlte er sich zu der jungen Frau, die so lieblich und doch zugleich so schamhaft den Grundsätzen ihres Mannes, die sie für die einzig richtigen hielt, folgte, hingezogen, daß er nicht verhindern konnte, ihr den Arm zu geben, als sie alle Drei den Hügel herabschritten, um sich in das Dorf zu begeben, was am Fuße des Berges in einem schönen Thale lag.

Der prachtvolle Sonnenaufgang hielt sein Versprechen; er brachte einen vollkommen schönen Tag, der um so lieblicher und prangender war, je weniger die Wanderer seine Frische und Schöne verkannten und mißachteten.

2.

Der junge Gebirgswanderer, den wir einfach Friedrich nennen wollen, weil sein voller Name hier zu umständlich wäre, machte seine Tour im Gebirge ab, um sich nach Beendigung derselben nach Berlin zu begeben, wo seine Verwandten ihn erwarteten und er eine Anstellung suchte. Die Bekanntschaft mit dem Landschaftsmaler Oswald war jetzt gemacht, und die beiden jungen Männer fanden Gefallen aneinander und tauschten ihre Grundsätze und Ansichten gegen einander aus, während sie langsam ihrem Nachtquartier zuschritten. Das Thema der Gespräche war das, was dem Menschen durch die Convention aufgedrungen war und was er, ziemlich übereilt, für die Stimme der Vernunft und des Gewissens annahm, und wodurch er veranlaßte, daß alle Genüsse, die er sich schuf, oder schaffen konnte,

verkümmert oder verleidet wurden, wo sie nicht sogar ganz aufhörten, oder sich in ihr Gegentheil verwandelten. Oswald behauptete, daß jeder einigermaßen energische Charakter gegen diesen Zwang des Vorurtheils mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ständen, ankämpfen müsse; Friedrich behauptete, man müsse in diesem Streite gegen angeerbte und durch die Länge der Zeit heilig gewordene Vorurtheile mit Vorsicht ankämpfen und manche ganz unberührt lassen. Manches der Art ist Sitte geworden, rief er, und da ziemt es dem Einzelnen nicht wohl, dagegen anzukämpfen und sich dadurch den Hohn und Spott, ja sogar die Verfolgung seiner Nebenmenschen zuzuziehen.

In diesem Falle, sagte der Maler, besitze ich den Muth, mich mit dem Stärksten in einen Kampf einzulassen und ihn zum Eingeständniß seines Unrechts zu zwingen; wenn es nämlich gilt, mir einen Genuß unverkümmert zu lassen, den ich mir nicht anders als auf diese Weise verschaffen kann.

Darin liegt es, sagte der junge Wanderer; einen Genuß, den wir uns auf keine andere Art verschaffen können! Es giebt so viele Arten, wie

wir zu an sich unschädlichen Genüssen gelangen können!

Nicht so sehr viele, entgegnete der Maler. Die Convenienz mischt sich immer in's Spiel und weiß uns auf jede Weise zu Entbehrungen oder Schmälerungen des Genusses zu bringen. So zum Beispiel bei dem Fall, den wir heute erlebten. Gesetzt, ich folgte den Geboten des sogenannten Anstands- oder Schicklichkeits-Gefühls und hätte meine Lust unterdrückt, um kein Aergerniß zu geben, was wäre die Folge gewesen? Daß ich nicht hätte meinem Grundsatze, der Natur etwas Aehnliches zu bieten, als sie mir gab, folgen können, und ein Theil meiner Existenz wäre verloren gegangen; denn mehrere Stunden später, zu Hause angelangt, mit ermüdeten Gliedern und erschöpft, wäre es nicht dasselbe gewesen, vielleicht wäre es auch ganz unterblieben.

Die Freiheit und Schicklichkeit solcher Naturgenüsse, rief der Wanderer, wird immerdar einen Gegenstand des Streites abgeben. Der Mensch wird sich nie erlauben, hierin die kleinste Uebertretung des zur Sitte gewordenen Gesetzes zu sehen.

Und ich behaupte hierin liegt gerade der Hauptzwang des albernen Gesetzes, der Zwang, der uns in jedem freien Genuß seine Fessel anlegt,

der uns entmannt, und unsere besten Augenblicke zu nichtsnutzigen Launen und Grillen herabbringt.

Der Wanderer blickte bei diesen Worten den Maler fragend und mit Vorwurf an. In der That, rief er, geben Sie der Freilassung der Sinnenwelt ein so großes Gewicht? Das hätte ich nicht vorausgesetzt.

Warum? Weil Sie es nirgends sehen? Aber es giebt auch Viele, die eben so wie ich denken, aber nicht so handeln, denn sie fühlen sich gefesselt.

Und mit Recht! Was würde aus unserer Welt und namentlich aus unserer Gesellschaft, wenn sie Allen erlaubte, was Sie sich erlaubt haben?

Das wollen wir untersuchen, ehe wir absprechen.

Ich behaupte, daß dann die Scheinheiligkeit und Heuchelei ein Ende hätten und die Wahrheit und Einfachheit in ihre Stelle träten.

Das nennen Sie Wahrheit und Einfachheit, sich zügellos betragen, öffentlich Aergerniß geben?

Ich will diesen einen Fall bei Seite lassen; es giebt noch mehrere, wo ich es deutlich zu machen glaube, daß die Sucht, schön und anständig sich zu betragen, Ursache ist, daß wir unwahr und lügenhaft in unseren Werken wie in unseren Urtheilen

sind. Ich nehme meine Kunst. Da ist so Vieles Convenienz und steht nur da, weil der Künstler das Wahre, das er in seiner Seele fand, nicht zu geben wagte, weil es dagegen verstieß, was man so gewöhnlich sah und woran die Menschen sich gewöhnt hatten. So zum Beispiel die Natur so zu geben, wie ich sie sehe, ist gegen den Gebrauch und wird getadelt. Male ich das Laub grün, die hellen, in der Sonne glänzenden Felder so bunt, wie sie mir erscheinen, und setze ich aus diesen Farben, die ich sehe, die Landschaft zusammen, so wird man sogleich schreien, das ist ohne Kunst gemalt. Man muß in der Malerei abstufen, schwächen, zusammenstellen, nur daß die Wirkung hervorkomme. Ich thue das nicht; ich male so, wie ich's sehe, und gehe in der Färbung so weit, als nur ein Farbekasten es gestattet.

Dann werden Sie aber bald auf unauflösliche Probleme kommen.

Ich suche mir zu helfen, wie ich weiß und kann. Immer aber bleibe ich der Natur treu. Wenn die Kenner meine Bilder tadeln, so erwidere ich ihnen darauf, daß ich gemalt habe, wie ich es sehe; daß es nicht so geworden ist wie die Natur, dafür kann ich Nichts, da sind die unvollkommenen Mittel daran Schuld. Hier und da,

bin ich fest überzeugt, wird mir doch Etwas gelingen, wo die Künstler darüber erstaunen werden und nicht begreifen, wie ich dazu gekommen bin. Das ist dann mein Triumph.

Sie sind demnach ein erklärter Feind des „Schönen," weil Sie es für ein Produkt der Convenienz halten?

So ist es. Ich habe mich vor Nichts so in Acht zu nehmen, als das Schöne, was man nämlich so nennt, in meine Werke überzutragen, indem ich dabei überzeugt bin, ich schaffe nicht, was die Natur mir an die Hand giebt, sondern einen Gemeinplatz, den Tausende von Künstlern vor mir sich ausgesonnen und dazu geschaffen haben, um Das hervorzübringen, was sie hervorbringen wollten. Auf diese Weise entstehen die schlechten Künstler. Einer schreibt von dem Andern immer ab, und das anfänglich schöne Motiv wird zu einer Schönheits-Carricatur, zu einem Schönheits-Gemeinplatz. Darum will ich lieber abnorm als banal sein.

Dies ist aber ein Vorwurf, den Sie allen schönen Künsten machen.

Wie allen Produktionen des menschlichen Geistes. Es ist immer dieselbe Scheu und Zaghaftigkeit, über eine gewisse Grenze hinauszugehen, einmal Etwas zu geben, was sich rein und be-

wußt in unserm Innern spiegelt, was aber die Gesetze der Gesellschaft, die auch die der Kunst sind, nicht zugeben, sondern für eine Uebertreibung, schlimmsten Falls für etwas Unsittliches, Unerlaubtes erklären. Wenn mir aber die Wahl bleibt, entweder etwas Unerlaubtes, Ungeziemendes, oder etwas, durch lange Gewöhnung und durch langes gegenseitig von einander Abschreiben zum Gemeinplatz Gewordenes zu wählen, so werde ich unbedingt mich zu dem Ersteren bekennen, wenn ich mir auch dadurch den Ruf eines Sonderlings zuziehe.

In dem Falle bin ich neugierig, Ihre Landschaften zu betrachten, rief der junge Gebirgsgänger hier lebhaft aus, und der Maler lud ihn freundlich ein, sein Atelier in Augenschein zu nehmen. Die jungen Männer wurden bei der Betrachtung der Bilder noch befreundeter, und Oswald erfreute sich an den Urtheilen und den Grundsätzen seines jüngern Freundes.

Als sie davon abbrachen, fügte der Wanderer noch die Frage zu: Nur eine Auskunft noch, wenn ich bitten darf. Kennen Sie jenes junge Mädchen genauer, das wir vorhin sprachen? Wissen Sie Etwas von ihrem Schicksal und wer ihre Eltern sind?

Die Eltern, erwiderte der seltsame Künstler

kenne ich wohl, der Vater ist ein Schenkwirth, der Dürbach heißt, die Mutter ist eine ehrliche Frau. Beide verdienen ihr Brod kümmerlich. Wir, ich und meine Frau, lernten die Kleine bei ihrem Berufe kennen, und die aufgeweckten, gescheidten Antworten, die wir von ihr hörten, zogen sogleich unsere Aufmerksamkeit auf sie hin, und wir ließen uns hier und da in ein Gespräch mit ihr ein. Das Mädchen hat Verstand; es wäre wünschenswerth, daß sie ihn ausbildete.

Der Meinung bin ich auch, rief der Wanderer. Das Mädchen ist nicht gemacht, stets das Vieh zu hüten; ich werde sehen, Etwas für sie zu thun.

Mit diesem Entschluß erklärte sich das Künstlerpaar einverstanden. Beide gaben die Wohnung des Vaters des Mädchens an und nahmen dafür das Versprechen entgegen, daß sie erfahren sollten, was mit ihr geschehen werde. Man blieb noch zusammen, da in den heißen Stunden des Tages doch für den Künstler Nichts zu thun war; gegen Abend begaben sich die beiden jungen Männer wieder auf die Wanderung, und die Frau blieb zu Hause, um ein frugales Abendessen zu bereiten.

3.

Der nächste Ausflug, den der Wanderer machte, war, nach der Wohnung des Schenkwirths Dürbach zu fragen. Es war im Dorfe das letzte Haus; eine kleine elende Schenke, für Handwerksburschen eingerichtet, in der man Bier erhielt, das der Schenkwirth selbst gebraut hatte. Als der Wanderer hier nach seiner jungen Empfohlenen fragte, bekam er zur Antwort, sie wohne nicht mehr bei ihren Eltern, sondern bei dem Amtmann des Dorfes, der ein studirter Mann sei und sie zu sich genommen habe, um ihr allerlei Kenntnisse beizubringen.

Dieser Aufenthalt des Kindes, sagte die Mutter, ist mir nicht gelegen und nicht genehm. Das Kind lernt dort bei dem gelehrten Alten Allerlei, was sie später nicht allein nicht brauchen kann, sondern was sie auf Abwege bringen wird. Ich

weiß das aus meinem eigenen Leben. Ich war Kammerjungfer bei einem Fräulein, das mich singen und auch sogar tanzen lehrte; wozu half mir das? Mein Mann sagte: Mein Kind, durch Tanzen wird keine Wirthschaft in Ordnung gebracht. Ich mußte mich fügen und lernte die Wirthschaft; die schönen Künste halfen mir Nichts. So wird es auch meiner Tochter gehen; kaum daß mein Mann es möglich gemacht hat, sie nach wie vor noch auf die Weide zu schicken, wo sie das Vieh hüten muß, also nicht immer bei den Büchern sitzen kann.

Ich möchte gern den Herrn Amtmann sprechen, sagte der junge Mann. Man zeigte ihm, wo das Haus desselben läge, und der Wanderer machte sich gleich auf den Weg, es aufzusuchen. Er fand den bezeichneten Mann, einen funfzigjährigen rüstigen Beamten, der Etwas in seiner Kleidung vom Schulmeister an sich hatte, bei seinen Büchern, und neben ihm saß die Kleine, ebenfalls bei einem Buche. Sie erkannte sogleich den Fremden, den sie schon gesehen hatte, und ging freundlich auf ihn zu. Er begrüßte sie und fragte sie, wie es ihr gehe. Gut, lieber Herr, erwiderte sie, indem sie dem Manne ihre Hand ließ, die sie ihm zum Gruße gereicht hatte. Er setzte sich jetzt an

den Tisch, und es begann ein Gespräch mit dem gelehrten Amtmann, aus dem er gleich sehen konnte, wie die Erziehung des Mädchens geleitet wurde. Ich bin eben dabei, sagte der würdige Alte, meinem lieben Kinde den Cornelius Nepos zu übersetzen zu geben. Ach, einst hatte ich einen Sohn; er war von dem Alter der Kleinen; er sollte dieselben Studien unter meiner Leitung machen; da nahm ihn mir das Schicksal. Aber ich zürne ihm nicht; statt des Sohnes gab es mir diese Tochter, die gerade so viel Verstand hat, um meine Mühe reichlich zu vergelten, und die ich noch weit zu bringen hoffen darf.

Diese Worte brachten den Wanderer sogleich auf den Gegenstand seines Kommens. Lieber Mann, sagte er, ich weiß nicht, ob Sie recht haben, dem Bauermädchen Latein beizubringen.

Wenn es ein gewöhnliches Bauermädchen wäre, sagte der Mann, könnten Sie recht haben; aber meine Anna ist mehr als das; meine Anna versteht mich und weiß, was ich will und was sie soll. Bei ihr ist das Latein gut angebracht. Sie schreibt schon ganz hübsche deutsche Briefe und macht Aufsätze, die mich in Erstaunen setzen. Die Eltern wollen das freilich nicht; sie sind redliche Bauern, und fürchten, das Kind über ihren

Stand, gelehrt und gebildet zurückzuerhalten. Freilich ist das ein Vorurtheil; darüber muß man sich hinwegsetzen.

Dennoch, lieber Herr, werden Sie aus ihr nie einen Jungen machen, rief der Wanderer.

Ich weiß nicht, ob es mir nicht gelingt, sie so weit nur zubilden, daß sie in die Schule aufgenommen wird. Der Lehrer hat mir das Wort gegeben, ihr Geschlecht sorgsam zu verheimlichen. Es könnte uns gelingen, aus dem Mädchen einen gelehrten Mann zu bilden, zumal da sie nicht besonders hübsch ist, und als Mädchen doch kein Glück machen würde.

Das Mädchen hörte diese Worte mit großem Interesse. Ach ja, lieber Großvater, ein Junge möchte ich sein; es ist das Erste und Beste, was ich mir ausdenken kann. Lehre mich, ein Mann sein, und ich werde Dir ewig danken.

Der Amtmann lächelte, als er das Mädchen in diesem Tone sprechen hörte. Gieb Dich zufrieden, sagte er; wir wollen sehen, was sich machen läßt.

Der junge Friedrich erwiderte mit großem Ernst: Mit diesem Erziehungsexperiment bin ich nicht einverstanden. Man muß das Mädchen bilden, aber kein Monstrum aus ihr machen. Sie sind auf falschem Wege, Herr Amtmann.

Es mag sein, erwiderte der Mann lächelnd; doch will ich so weit gehen, als ich irgend kann. Soll es dann nicht sein, und die Natur, die sie zum Weibe schuf, bricht sich Bahn, dann bin ich auch mit ihr einverstanden, und ziehe sie zum Weibe.

Dann wird es aber vielleicht zu spät sein! entgegnete Friedrich.

Was wollen Sie denn eigentlich? fragte hier der Amtmann.

Das Mädchen nach Berlin nehmen, war die Antwort, sie dort in ein Erziehungsinstitut geben, und selbst über ihre Fortschritte wachen. Ich habe einiges Vermögen, wie nicht minder einflußreiche Verwandte; ich kann was für die Kleine thun.

Willst Du mit dem Herrn gehen? fragte der Amtmann das Mädchen, indem er sie forschend ansah.

Nein, ich will nicht, erwiderte sie. Er will mich von Dir fortnehmen, und das duld' ich nicht. Ich will einzig nur bei Dir sein und hier bleiben.

Das Kind umfaßte bei diesen Worten den alten Mann und drückte sich zärtlich an ihn. Der Alte wurde gerührt und zeigte dies dem Jüngling. Was kann man gegen eine solche Liebe machen?

erwiderte er. Sie ist schon ganz mit mir einverstanden; darum wird es gut sein, Sie lassen sie bei mir. Hier hat sie kein gelehrtes Erziehungsinstitut, aber sie hat einen alten Vater, der zärtlich für sie sorgt, und sieht, daß sie das lernt, was er selbst für zweckmäßig und gut hält. Komm meine Kleine, wir bleiben beisammen.

Großvater und Enkelin umfingen sich zärtlich, und Friedrich mußte seinen Plan aufgeben. Er trennte sich nur ungern von dem Lehrer und seiner Schülerin. Er ging wieder zu den Eltern und sagte ihnen, was mit dem Großvater und seiner Enkelin geschehen sei. Die Mutter rief: „Wie, Latein lehrt er das Mädchen? Das ist unerhört, und muß sogleich aufhören. Was, zum Kuckuk, wird denn aus dem Kinde? Eine gelehrte Bäuerin, welch' ein Unsinn! Ich werde zu ihm gehen und ihm sagen, daß er sie mir wieder herausgiebt. Sie soll wieder hierher, das ist das Beste. Mein Mann ist unglücklicherweise krank und zu Nichts nutz, da muß ich Alles im Hause thun und leiten. Gut, daß ich von dem Unfug zeitig Etwas erfahren habe; jetzt läßt sich noch Alles anders einrichten. Friedrich theilte ihr seinen Plan wegen Berlin und der dortigen Erziehung mit; doch die Schenkwirthe wollte Nichts davon wissen. Das ist Alles Nichts,

meinte sie; mein Kind soll eine gute, tüchtige Bäuerin werden, und da weiß ich alle die Mittel und Wege dazu.

Das Mädchen wurde hierauf von dem Großvater fortgenommen, und sie war nun wieder zu Hause und bei ihrer Heerde, wo sie jetzt fleißiger als je diente. Friedrich sah sie bei ihren Ziegen und Schafen, und sprach mit ihr. Sie zürnte, daß er sie von dem lieben Alten fortgebracht hatte, doch war sie ihm dann wieder gut, als er nicht darauf bestand, sie sollte das Dorf ganz verlassen. Hier bin ich glücklich; in der großen Stadt werde ich es nicht sein. Hier kann ich doch hin und wieder meinen studirten Amtmann sehen, und auch Herrn Oswald sehe ich; das Alles kann ich in der Stadt nicht. Friedrich mußte ihr Recht geben, und verließ kopfschüttelnd das seltsame Mädchen, um zurückzukehren zu den Seinigen.

4.

Der Lebenslauf der kleinen Durbach ward jetzt ein sehr einförmiger. Täglich mußte sie sich auf dem Felde einen Weideplatz für ihr Vieh aussuchen und durfte dasselbe nicht verlassen. Ihr zum Troste befand sich ein junger Schäfer ebenfalls auf dem Theil des Weideplatzes, den sie inne hielt. Es war dies kein poetisch schöner Jüngling, sondern ein verwachsener, mißgestalteter Junge, der einen langen blauen Strumpf strickte und hin und wieder dabei ein Buch las, das er sich mitbrachte. Anna gesellte sich alsbald zu ihm und die Zeit verging Beiden sehr schnell bei der Lektüre ihrer Bücher. Es waren die alten Zauberbücher, die das gemeine Volk noch jetzt liest, die schöne Melusine, die Insel Felsenburg und der hörnerne Siegfried. Jacob, dies war der Name des Schäfers, wußte von jeder Geschichte die besondere Deutung

beizubringen, und Anna gab die goldene Fabel des Ganzen und brachte sie in Verbindung mit anderen gelehrten Büchern, die sie bei dem Großvater kennen gelernt. Anna war viel aufgeweckter und gescheidter als Jacob, sie kannte das Leben schon und hatte bereits einen Theil desselben kennen gelernt. Oft sprach sie darüber mit ihrem Mitschäfer und lichtete dessen Ansichten.

Jacob, sagte sie ihm einst, Du mußt diese Sachen, die wir da lesen, nicht für wirklich halten. Ein solches Weib, wie diese zauberhafte Melusine, hat es nie gegeben und wird es nie geben.

Wer hat Dir das gesagt? fragte Jacob.

Ich hab' es mir selbst gesagt, erwiderte sie. Etwas vollkommen Unnatürliches giebt es in der Welt nicht. So ist dieses Weib, das halb Mensch halb Fisch ist, unnatürlich.

Wer kann das behaupten? Wer hat Alles gesehen, was es in der Natur giebt? Vielleicht ist auch ein solches Geschöpf darunter und hat gelebt zu einer Zeit, wo manches Wunderbare sich zutrug, von dem wir jetzt keine Spur mehr sehen. Erinnere Dich, Anna, an die seltsamen Sachen, die in der Bibel stehen, und Du wirst eingestehen, daß es stets sonderbare Erscheinungen, die wir

durch Nichts erklären können, gab, und warum nicht annehmen, daß dieses eben eine solche ist?

Mit den Erscheinungen der Bibel ist es eine andere Sache, bemerkte Anna.

Warum das? Ist sie nicht auch ein Buch, was viel gelesen wird und wo die sonderbarsten Dinge wie geheimnißvolle Sätze zu unserer Belehrung und Forschung dastehen?

Jacob, Du bist ein Träumer. Nächstens wirst Du ausgehen, ein bezaubertes Fräulein zu suchen, oder Du machst Dir selbst weiß, Du seiest irgend ein bezauberter Prinz.

Nein, Anna, das werde ich nie. Ich will kein seltsames Fräulein aufsuchen, denn ich bin mit Dir zufrieden, und ein Prinz will ich nicht sein, denn alsdann könntest Du mich nicht lieb haben.

Hab' ich Dich denn lieb? rief Anna, böse und zornig werdend. Ich liebe keinen Mann der Erde, denn ich bin selbst ein Mann.

Du ein Mann? rief der Schäfer und ließ vor Verwunderung seinen Strumpf in den Schooß sinken. Ei sag' doch, wie kommt es denn, daß Du immer in dem Rocke eines Weibes einhergehst?

Weil die Bezauberung noch anhält, erwiderte sie. Ich bin noch nicht hindurchgedrungen zur

Mannheit. Doch es wird kommen, wird gewiß kommen.

Sag' es mir, wenn Du es kommen fühlst; ich möchte dabei sein, wenn die Verwandlung vor sich geht. So Etwas hab ich noch nicht gesehen. Hat Herr Oswald Dich dazu gemacht?

Anna schüttelte das Haupt. Herr Oswald, erwiderte sie, versteht das nicht. Er versteht überhaupt Nichts und hat mich gänzlich verlassen.

Und er war doch einst Dein Held, Dein Retter! Du sprachst nur von ihm.

Er ist ein Tyrann; ich mag Nichts von ihm hören. Der Großvater ist der Mann, der allein helfen kann. Er lehrt mich das Latein und wenn ich Latein kann, dann bin ich ein Mann.

Ach, rief der Schäfer höhnend: also darauf bezieht sich Deine Umwandlung?

Darauf, erwiderte Anna.

Dann ist es ein sehr schlechter Grund. Alsdann kannst Du mich immer lieben und heirathen.

Sprich mir nicht davon, rief die junge Schäferin, oder ich werde Dir auf immer böse.

Du wirst mir nicht böse, Annchen! Du wirst es nicht. Er schloß sie mit diesen Worten in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Wangen.

Hinweg! schrie Anna, fort von mir! Was willst Du thun? Bist Du auch ein zweiter Oswald?

Warum das? fragte Jacob. Was hat denn Oswald gethan?

Das Allergrausamste, er hat sein Weib besiegt, vor meinen Augen.

Er hat ganz recht gethan und ich will es ihm nachmachen.

Zurück, oder es ist Dein Tod! Sie hielt die Hand, die der Schäfer schon gegen sie ausgestreckt hatte, mit Gewalt zurück.

Bist Du nicht ein albernes Mädchen, rief der Schäfer. So thöricht sah ich noch Keine. Wenn Du Dich mir nicht ergiebst, so werde ich es Deinen Eltern sagen.

Sag' es ihnen, meinethalben! Ich will Nichts gemein haben mit den gewöhnlichen Weibern auf der Erde. Ich werde Latein lesen und sprechen, und werde deshalb ein Mann sein.

Jacob wandte sich bei diesen Worten verächtlich bei Seite. Eine Närrin wirst Du sein, verlaß Dich darauf. Der gelehrte Amtmann hat Dir den Kopf verrückt. Das kommt von dem übertriebenen Lernen und Lesen.

Diese Streitfragen erfuhren die Eltern wieder

und die Mutter bekümmerte sich darum, aber sie hatte nicht Zeit, ihrer Tochter Erziehung zu vollenden. Der alte Mann wurde immer kränklicher und starb zuletzt an der Krankheit, die er sich durch sein vieles Biertrinken zugezogen hatte. Die Mutter heirathete einen zweiten Mann und bekam bald darauf ein Kind, bei dem sie die Tochter als Wärterin anstellte. Sie wurde Amme und Kindermagd. Sie hütete ihren kleinen Stiefbruder, so gut sie es verstand. Die Mutter hatte aber noch einen andern Plan mit ihr. Es wurde gefunden, daß sie auf dem Felde und im Umgange mit dem Hirten zu sehr verwilderte; man beschloß sie zu einer weiblichen Arbeit zu erziehen. In der Mühle im Dorfe lebte eine junge Frau, der man große Geschicklichkeit im Nähen zumuthete; zu ihr wurde Anna gegeben und ihr die Weisung ertheilt, den Unterricht der Frau Müllerin gut zu nutzen.

Dies war nicht leicht für ein Mädchen wie Anna, die bis jetzt immer gethan hatte, was sie wollte und was ihr gut behagte. Sie saß in der Mühle, aber ihr Geist war nach wie vor draußen auf dem Felde, und ihr Umgang mit Jacob wurde deshalb nicht abgebrochen. Jacob kam in die Mühle und setzte seine Bewerbungen um die

Spröde ungehindert fort. Er fand bald einen Nebenbuhler. Die Müllerin hatte einen Geliebten, einen jungen Dragoner, der sie öfters zu besuchen kam und Anna bei ihr fand. Der Dragoner war ein hübscher Junge, ungleich hübscher als Jacob, und seine Bestrebungen hatten deshalb auch mehr Erfolg, als des Schäfers Mühe, die er sich gab. Anna spielte gegen den Dragoner nicht die Spröde; doch machte sie die Eifersucht der Müllerin rege, und es gab verdrießliche Auftritte, die sich endlich damit endigten, daß die Müllerin das junge Mädchen von sich entfernte. So kam Anna denn wieder zu ihren Eltern zurück. Sie war jetzt funfzehn Jahre alt; es war Zeit, daß für ihr Schicksal gesorgt wurde. Sie wurde für's Erste zu einem Prediger gethan, der sie zur Confirmation vorbereitete; damit war für ein Landmädchen das Signal gegeben, daß sie jetzt an ihren eigenen Hausstand und an das Heirathen denken könne. Ein Tuchhändler aus Schwiebus, Namens Hirsekorn, nahte sich ihr als Freier. Die Mutter ergriff die Gelegenheit, und machte ihr bekannt, daß sie bestimmt sei zu heirathen, und daß sie daher den Herrn Hirsekorn, der ein Tuchhändler sei und sein gutes Brod habe, heirathen müsse. Diese harte Rede der Mutter war dem armen Mädchen, das

noch immer im Stillen darauf hoffte, daß sie als Knabe aufwachsen und ihr Glück machen werde, sehr überraschend. Sie weinte bittere Thränen über das Scheitern ihres Lieblingsplans. Sie wollte Allerlei unternehmen, blos um der beabsichtigten Heirath zu entgehen. Sie schrieb an ihren ehemaligen Freund nach Berlin und beschwor ihn, daß er sie retten solle. Sie lief im Dorfe umher wie eine Wahnsinnige und bat alle Leute, daß sie dieselbe vor der Heirath schützen möchten. Dennoch kam die Parthie zu Stande. Der Bräutigam beschenkte seine Auserwählte mit einem selbstgefertigten Tuchleibchen. Anna erröthete; sie konnte ihm nicht danken, sie war ihm gänzlich fremd. Je mehr er zärtliche Versuche machte, desto ferner stand sie ihm, und zuletzt ging sie so weit, ihm jede Annäherung zu verbieten. Das war zu stark. Der Bräutigam wunderte sich über den Charakter seiner Braut und führte über sie Klage bei der Mutter. Diese zürnte und Anna wurde schlecht behandelt.

Endlich kam eine Antwort aus Berlin an. Friedrich schrieb seiner jungen Anempfohlenen und meldete ihr, daß er bereit sei, sie zu empfangen, sie möge nur zu ihm kommen; er wohne bei seiner Tante, der Generalin v. Schmettau, die sich

freuen werde, sie zu sehen, und sie bei sich wohnen lassen werde. Als dieser Brief bei den Leuten im Dorfe bekannt wurde, entstand eine allgemeine Empörung darüber. Wo sollte das arme Mädchen hin? fragte man. Nach Berlin? Welch' ein Unsinn! Was sollte sie in Berlin machen? Hier bleiben sollte sie; hier war ihre Bestimmung. Nirgend anderswo. Sie mußte sich fügen, und schrieb unter Thränen ihrem Freunde ab, indem sie zugleich ihre Verheirathung ihm meldete.

Diese Heirath war eine unglückliche. Hirsekorn war ein roher Mann, der seine junge Frau auf alle mögliche Weise quälte. Er fand sie ungehorsam und nicht seinem Willen gehorchend; er brachte sie zum Gehorsam, indem er ihr Strafen auflegte, die den Stolz der Frau beleidigten und sie dazu brachten, nur immer mehr seinem Willen zu widerstreben. Die Folge hiervon war häuslicher Zank, der immer heftiger wurde, je länger gegen ihn von der Frau wie von dem Manne gekämpft wurde. Eine Niederkunft Anna's verschlimmerte nur die Sache. Sie war dadurch an das Haus gefesselt und konnte ihrem Tyrannen nicht entschlüpfen. Der Mann verbot ihr das Lesen, er verbot ihr auch das Weinen, weil das ihre Physiognomie häßlich machte. Anna schrieb heimlich

und sie weinte auch heimlich. Er nahm ihr Feder, Papier und Dinte weg; sie kritzelte mit ihrer Haarnadel Verse auf einen Zinnteller.

Meister Hirsekorn gab endlich seiner Frau so deutlich zu verstehen, daß er sie los sein wollte, daß sie vor ihm flüchtete; aber Niemand nahm die Unglückliche bei sich auf. Eine Frau, die sich von ihrem Manne getrennt, war ein Gegenstand des Schreckens für alle anderen Weiber; selbst ihre Mutter wagte es nicht, sie bei sich aufzunehmen. Ein paar Charakter- und Sittenzüge aus jenen Tagen mögen hier eingeschaltet sein. Vor dem Rathhause zu Glogau, wo ihre Scheidungsangelegenheit betrieben wurde, langte sie einst allein an, und sah sich in dem trostlosen Zustande, den die Qual ihrer Ereignisse und Auftritte ihr bereitet, unfähig, die Rathhaustreppe zu ersteigen. Sie lehnte an einem Steinpfeiler und weinte. Ein junger Soldat, der Wachposten vor dem Hause hielt, sah sie, betrachtete die innig Trauernde, holte aus seiner Westentasche ein Stück Kreide hervor und schrieb mit dieser Folgendes an die Wand seines Schilderhäuschens: „Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen, die, was unmöglich scheint, doch möglich können machen." Still, ohne ein Wort zu sprechen, ging er darauf

seinen Gang weiter. Die Unglückliche las den Spruch und dankte ihm; sie stieg jetzt kräftig die Treppe hinauf und fand den Muth, sich einem Verhör zu unterwerfen, das zugleich ihr Schamgefühl und ihren Rechtlichkeitssinn auf gleiche Weise beleidigte. Man ging mit Bäuerinnen nicht zart um. Anna begriff nicht, wie ein Weib sich noch vertheidigen könne gegen den Mann, sie fand es so natürlich, daß er in Allem Recht hatte und es auch behielt, daß es ihr nicht in den Sinn kam, in ihrer Sache einen Anwalt zu wählen. und sie sich ruhig verstoßen ließ, dem Räuber ihrer Ruhe, ihres Glückes noch das Wenige hingebend, das sie als ihr Mitgebrachtes allerdings hätte beanspruchen können. Sie floh wie Hagar in die Wüste, erschreckt, gedemüthigt, die Hand, die sie verstieß, noch küssend.

In einer Schenke findet sie endlich nach langem Umherwandern ein nothdürftiges Unterkommen. Als ihr gestattet wird, das Bett zu verlassen, schleppt sie sich in Lumpen, die ihre einzige Bekleidung ausmachen, in die benachbarten Dörfer, und da, wo es irgend Etwas zu verdienen giebt, sei es eine Hochzeit, eine Kindtaufe, oder ein Leichenbegängniß, erscheint sie und bringt ihre Poesie an den Mann; wofür man ihr Speise und Trank

giebt. Während dieser irren Laufbahn, ihres Zuges auf den Dörfern, lernt sie den Schneidermeister Karsch kennen. Er zieht umher wie sie, handelt mit alten Kleidern und fertigt neue. Anna liebt den Karsch nicht, allein sie heirathet ihn, da er es ist, der sie aus der Schmach rettet, in die sie verfallen, der sie wieder zu einer ehrlichen Frau machen will. Noch einmal geht die unglückliche Dichterin vor den Altar, nochmals knüpft sie ein Bündniß, das ihr Unehre und Schmach bringt. Karsch war ein Säufer, dabei ein höchst mittelmäßiger Schneider, er gewann nur wenig und das Wenige verschwendete er in der Schenke. Die Dürftigkeit, in die jetzt unsere arme Dichterin versank, ist wahrhaft rührend: sie hatte Nichts, um ihren Hunger und Durst zu stillen; dazu kam ein neues Wochenbett. Noth, Kummer, Verzweiflung nach allen Seiten hin. In der Kirche erschien sie nur am frühen Morgen und stellte sich hier hinter einem Pfeiler am Altar, weil ihre Kleidung zu dürftig war, als daß sie sich hätte sehen lassen können. Die Predigt, die sie mit Aufmerksamkeit anhörte, setzte sie zu Hause in Verse. Eine solche Bearbeitung überreichte sie einst dem Pfarrer, der sie las und sie lobte und sogar aufmunterte. Dadurch wurde sie

als Dichterin bekannt. Im Jahre 1755 geht sie mit ihrem Mann und drei Kindern nach Groß-Glogau, und hier sammelt sie endlich einige reiche und vornehme Gönner um sich her. Hier in diesem Kreise lernte sie sich fühlen, und der Hochmuth der Poesie berührte zum ersten Male ihr Herz.

Die jungen Offiziere der Glogauer Garnison bestellten sich bei der poetischen Schneidersfrau Gedichte auf ihre Schöne. Anna dichtete in frivolem Genre. Die Offiziere kamen zu ihr, ihr die Stoffe aus der Mythologie zu erzählen, die sie nachher in Verse brachte; man kann sich denken, wie dies geschah. Anna brachte hier Erzählungen zu Tage, wie sie sich nie geträumt hatte, sie machen zu können; aber gerade das Ungehörige und Unpassende dieser Geschichten machte damals Glück. Der Schneider saß in der Schenke und wartete auf das Honorar seiner Frau, zu deren Produktionen er lachte, weil er sie nicht verstand; sie schienen ihm jedoch geeignet, Glück zu machen, und deshalb begeisterte er sie, darin fortzufahren. Doch die Dichterin, die ihr Glück sicher und stolz gemacht hatte, wollte nicht mehr, wie das erste Mal das Opfer ihrer Beschränkung sein, sie machte ihrem Mann Vorwürfe, sie sprach zuerst von Trennung. Ihr Ruhm war bis Berlin und

zum Ohre ihres anfänglichen Beschützers und ersten Freundes gedrungen. Der Baron von Schmettau kam jetzt und entführte seinen Schützling nach Berlin. Nun war sie in dem Sitz der literarischen Berühmtheiten: Ramler, Gleim, Sulzer, Hagedorn, Mendelssohn, Lessing umgaben sie.

5.

Sie war jetzt die deutsche Sappho. Ramler nahm sich ihrer an und veränderte und verdarb ihre Poesien, die er nach antikem Maße zusammenschnitt und platt und geschmacklos machte. Sie lernte jetzt Friedrich, den siegreichen Preußenkönig, kennen und dessen Thaten begeisterten sie. Der plötzliche Tod ihres Gönners und ersten Freundes, des Barons von Schmettau, brachte sie um die schöne Wohnung und nahm ihr zugleich den guten Mittagstisch, den sie bis jetzt gehabt hatte. Sie zog mit ihrem Stiefbruder in ein Mansardenstübchen und hatte es jetzt wieder recht kümmerlich. Etwa in den Jahren 1761 und 1762 kam sie zum Besuch nach Halberstadt und lernte hier Gleim persönlich kennen, der sich ihrer getreulich annahm. Gleim paßte mit dieser Sappho vortrefflich zusammen. Beide beteten ihren Schutzgeist,

den großen Friedrich an, Beide machten auf ihn Gedichte, Beide hatten poetische Zunamen: Sappho hieß die Karschin, Gleim nannte sich Anacreon. Er nimmt ihr Bild auf in seinen Dichtertempel und correspondirt mit ihr, ja noch mehr, er veranstaltet eine Subscription zu ihrem Besten und giebt einige ihrer Poesien heraus, die ihr auch Etwas eintragen. So scheint es, wird ihr Schicksal immer besser und erträglicher. Sie ist nun die bekannte Dichterin, und sie protegirt jetzt in ihrer Art solche, die sich an sie wenden. Unter diesen ist eines Tages auch der bekannte Maler, Herr Oswald, der nach Berlin kommt und mit Freuden von dem Schicksal des einst gekannten Schäfermädchens hört, die er nun aufsucht. Die Karschin ist entzückt, den Maler zu sehen, fühlt aber, daß dessen maßlose Umgangsweise ihr schaden könne. Sie zeigt sich für seine Bilder, davon er mehrere mitbringt, empfänglich, weiß aber sonst nicht, wie sie ihm helfen kann. Der General Schmettau, der Vater seines einstigen Freundes, ist allein ihr Rath und ihre Hülfe; an ihn wendet sie sich und erhält wirklich von dem würdigen Greis eine Summe geschenkt, die sie Oswald einhändigt. Zugleich sagt sie ihm in einem poetischen Briefe: daß die Zeiten vorbei

seien, wo man ungescheut der Natur huldigte und daß es heiße, sich Zwang anthun, um den Leuten zu gefallen. Oswald glaubt ihr nicht und fängt in Berlin an liederlich zu leben, Geld auszugeben und seine arme Frau unglücklich zu machen. Die Dichterin faßt jede mögliche Gelegenheit auf, ihn zu warnen, Alles ist vergeblich. Ich folge der Natur! ist das Einzige, was er ihr erwidert. Um diese Zeit war es, wo die Dichterin sich mit dem König Friedrich bekannt machte, der sie zu sich nach Sanssouci kommen ließ. Sie beschreibt selbst diese Zusammenkunft. Das Gedicht lautet:

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann würd' ich, kleine Creatur,
Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und Dir erzählen, daß in Friedrich's Marmorsaal
Mein faltig Antlitz sich bespiegelt,
Und aus der Brust das Herz beflügelt
Auf meine Lippe trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir redte,
Der größ're Redekunst besitzt
Als Mark Anton, der vor dem Volke
Des Cäsar's Mörder bald verklaget, bald beschützt.
Er kam und über ihm, in gold'ner Wolke,
Sah ich den schwebenden Apoll.

Er sprach, und in mein Ohr erscholl
Mit seiner schnell gesproch'nen Frage
Der Donner Jupiter's und seines Auges Blitz;
Doch, Freund, ich schreckte nicht zurück.
Ich sagte, welch' ein Mann mich zeugte
Und welch' ein Staub mich niederbeugte:
Wie ein Genie heraufgestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschrieb'ne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Der Mensch und Philosoph vereinet,
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet.
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen,
Und einem Brutus selbst verzieh'n,
Der mit dem Dolch ihn sollte lohnen.
Doch fand ich auf der Griechen Thron
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit Dem, der seines Angesichts
In Winterlüften nicht geschont
Und wo der Lenz gebleicht, das Kriegeszelt bewohnt,
Von Freunden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus so viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte Dich Gesang?
Wer unterwies Dich in Apollens Saitenzwang?
Held, sprach ich, die Natur und Deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm'. Da sagt' ich: Freunde müssen
Mich nähren; täglich geh' ich hin

Zum niemals stolzen Stahl,*) der stets mich gerne sieht
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter Dir erzieht.
Ich sprach's und Friedrich's Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch! sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dach dort oben.
Wenn Du nicht zürnest, würde ich Dich
Kniebeugend bitten, daß Du meiner Kammer dächtest
Wie eines Winkels der Bastille zu Paris,
In welchen Ludwig viele Menschen bringen ließ,
Die Du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte so
Wie Einer, den ein Bret im Meere hat erhalten
Und jetzt die Sonne sieht.
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprachen's nach:
Und Grazien sah ich in seinem Munde lachen,
Ich ging zurück, o Freund! Nun glühte Purpurroth
Auf meiner sonst so bleichen Wange,
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt, ich taumelte, ich schien
Dem trunknen Menschen gleich im Reden und im Gange.

Wie Friedrich sein Versprechen erfüllte und was weiter erfolgte, sagen die bekannten Strophen der Dichterin, die ihm schrieb:

*) Vorsteher der Pensionsanstalt, in welcher die Tochter sich befand.

Zwei Thaler giebt kein großer König,
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein Wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Das war das Ende der ungeheuren Hyperbeln, mit denen die arme Dichterin den berühmten Sieger schmückte. Sie erhielt Nichts, nicht die gewünschte Wohnung, nicht das Geld, auf das sie sich gefreut hatte. Doch hörte sie nicht auf, den großen König zu erheben und ihn mit Preis und Ruhm zu überschütten. Man sieht also, daß es ihr Ernst darum war. Der Herzog Friedrich von Braunschweig machte die unwürdige Handlungsweise seines Oheims in Etwas wieder gut, er gab der Dichterin eine magere Pension, die sie vor dem bittersten Mangel schützte.

6.

Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. wurde die Unbill wieder gut gemacht. Er gab Befehl, daß der Dichterin Karsch ein Haus gebaut wurde, verziert mit den Emblemen der neun Musen und solide von Stein erbaut. Anna's Dankbarkeit kannte keine Grenzen, sie lief in Berlin umher und forderte Jedermann auf, ihr Glück zu preisen und den König zu bewundern. Das Haus wurde zwar sofort zu bauen angefangen, doch es wurde statt eines Palastes, wie die Dichterin geträumt hatte, nur eine sehr bescheidene Wohnung von zwei Stockwerken, an einem Marktplatz in Berlin stehend, wo man es jetzt noch sehen kann. Die Freskogemälde, die Embleme fielen alle weg, es war ein einfaches dauerhaftes Haus. Die Dichterin war so ungeduldig, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu athmen, daß sie das Haus bezog, ehe es noch

ganz trocken war und sich dadurch den Grund zu der Krankheit legte, an der sie starb. Sie bewohnte ihr Haus nur kurze Zeit. Während dieser Zeit kam sie nun immer mehr in Mode und wurde eine gesuchte Person, so daß sie zuletzt nicht mehr alle Einladungen, die an sie ergingen, annehmen konnte, so gern sie auch außer dem Hause schmauste und sich willig überall hinführen ließ. Der Prinz Ferdinand machte sich besonders eine Pflicht daraus, die Dichterin zu ehren, und gab öfters Abendgesellschaften, wo er sie dann dazu einlud. Wenn sie kam, wurde sie mit Feierlichkeit empfangen und erhielt ihren Platz neben der Gemahlin des Prinzen bei Tische. Hier saß nun die einfache Bäuerin, fürstlich aufgeputzt und in Gala, mit Blumen und Federn geschmückt, und sie, die einst ihrer Heerde folgte, zufrieden mit der einfachen Hirtenflöte, deren Töne sie hörte, berauschte sich jetzt im Strom der Melodien, die hier erklangen und die sie sonst nie hörte. Sehr erwünscht wäre es ihr gewesen, wenn es ihr möglich geworden wäre, ihren ehemaligen Beschützer und Freund, den alten Maler Oswald mit in diesen Kreis zu ziehen, doch der edle Mann war dergestalt heruntergekommen, daß er nicht mehr einen guten Anzug hatte, in dem er sich sehen lassen konnte. So mußte es denn

unterbleiben. Sie war zufrieden, ihm ein kleines Geschenk zu erwirken von dem Prinzen, der ihn kannte und von ihm gehört hatte. Er hätte unter der vorigen Regierung sein Glück gemacht, äußerte er bei der Gelegenheit, da waren solche Käuze Mode; er hätte sich meinethalben für einen Philosophen ausgeben können und so seine Weise weiter führen, heutzutage ist es aber nicht angebracht. Wir sind fromm geworden, und alle Sorten und Arten von Philosophen sind bei uns übel angeschrieben.

Auch Anna mußte sich mäßigen, sie konnte nicht mehr, wie sie früher that, mit der Mythologie freies Spiel treiben, sie mußte jetzt christliche Gedichte machen und etwas von der Salbung in ihre Verse bringen, über die sie in ihren jüngeren Jahren sich oft lächerlich gemacht hatte. Das verhinderte nicht, daß sie nach wie vor jede Fürstlichkeit besang, geschah dies nun aus wirklichem Triebe, sie zu loben oder, was wohl natürlicher anzunehmen ist, um dadurch ein Geschenk zu erhalten, denn sie blieb bis an's Ende ihres Lebens stets geldgierig und habsüchtig. Manches Mal gelang die Absicht, sehr oft aber erhielt sie Nichts von diesen Gelobten und ihr Alter war immer bedrängt. Sie hatte zwei Töchter, zwei

Enkel, zwei Brüder und eine Schwester zu ernähren und diese alle nahmen ihren Unterhalt von ihr an. Die beiden Töchter wurden gut verheirathet, und die eine, die Freiherrin von Klenke, war ebenfalls Schriftstellerin, was auch noch deren Tochter, die bekannte Helmine von Chezy wurde. Diese Helmine von Chezy war in der Kindheit immerfort bei ihr und pflegte sie sorgsam, war auch bei ihrem Tode gegenwärtig, der im Jahre 1791 erfolgte.

Was den literarischen Charakter der Karschin betrifft, so ist wohl nicht zu läugnen, daß das Geschick nicht so mit ihr umgegangen ist, wie ihr Talent und ihr innerer Werth es erforderten. Wäre dies geschehen, so hätte sie bei ihrem Großvater bleiben sollen und wäre dort allmälig aufgewachsen, immerdar natürlich geblieben und hätte Nichts von der Affektation der Gesellschaft angenommen, wäre auch mit der römischen und griechischen Literatur, die Ramler ihr beizubringen trachtete, verschont geblieben. Sie hätte dann mehr die Stoffe zu bearbeiten verstanden, die aus dem Kreise des Angeschauten, der sie stets umgab, hervorgingen. Diese Stoffe lagen ihr nahe und sie verstand sie zu behandeln, da sie selbst aus ihnen entsprungen war; statt dessen nahm sie sich fremde, seltsame

Stoffe, und behandelte diese. Natürlich wurde Nichts daraus, und ihre ganze Erscheinung zeigte zum Ueberdruß, wohin die Richtung der Philosophie und die Literaten des achtzehnten Jahrhunderts ein edles und in der Beschränkung brauchbares Talent zu führen im Stande waren.

Unter ihren Gedichten sind einige, die man erotische nennen kann, sie athmen eine natürliche und einfache Sinnlichkeit, die an ihrem Platze ist und der keine Politur und Geschmacksrichtung hat schaden können. Sie sind in der Sammlung ihrer Gedichte enthalten, führen verschiedene Titel und behandeln verschiedene Stoffe; so z. B. das Gedicht „Leda" und dann das Gedicht: „Als ich sie das Clavier spielen hörte." Das letztere ist besonders reizend und erinnert an die Goethe'schen Lieder dieser Gattung. —

Der Tod von Lübeck.

Ein glänzender Festabend bei dem Domherrn und Burgemeister der Stadt Lübeck war vorüber und die Wagen rollten von dem Festhause, welche die Gäste wieder heimbrachten, die heute geladen waren, den Festabend mit dem würdigen Herrn zu vollbringen. Der Abend war besonders schön und manche der Gäste ließen ihre Wagen noch warten und ergingen sich mit dem Hausherrn im Gespräche auf der hohen schönen Steinterrasse des Hauses, von wo sie die Aussicht auf das Meer hatten, das jetzt, am Ende des Monats Junius, in Ruhe, von dem Monde beschienen, dalag. Der Domherr und Burgemeister, Doktor Frankland, war ein Mann in den mittleren Lebensjahren, groß und kräftig gebaut, der von seiner Kirche eine allgemeine Bildung zurückgebracht hatte, die ihm vor vielen seiner Mitbrüder auszeichnete; er war unverheirathet, liebte die Freuden der Gesellig-

keit und eine gute Tafel ganz besonders, und hatte das Vermögen dazu, dieser Lust den Zügel schießen zu lassen. Das Einzige, wovor die Aerzte ihn warnten, war das zu späte zu Bette Gehen, weil sie behaupteten, das zu lange Ausdauern in der Gesellschaft befördere den Schlagfluß, zu dem der Mann ohnedies hinneigte. Deshalb drangen die bekannten Gäste des Hauses auf das Abschiednehmen der Gesellschaft, weil sie fürchteten, das längere Aufbleiben sei ihrem liebenswürdigen Wirthe schädlich. Unter den Gästen befand sich heute auch eine vornehme Dame, eine Engländerin, Lady Harry Cleveland mit Namen, der zu Ehren eigentlich das Fest gegeben wurde. Sie trat jetzt vor den Doktor, um Abschied zu nehmen. Er drückte ihr die Hand, indem er versicherte, ihre Gegenwart habe ihn besonders glücklich gemacht. Es wäre nur zu wünschen gewesen, setzte er artig sich verbeugend hinzu, daß ihr Herr Gemahl auch bei unserem Feste gegenwärtig gewesen wäre. Kommt er bald? — Ich erwarte ihn, erwiderte die Lady, jeden Tag und hoffe ihn heute schon im Gasthofe zu finden, wenn ich zurückkehre. Dies war jedoch nicht der Fall. Die Lady kam in ihre Zimmer in dem Gasthofe zurück und fand sie leer, der Mann war noch nicht gekommen.

Sie ließ sich auf ein Sopha nieder und fing ihre Nachttoilette an zu machen, wobei Niemand zugegen war, als ihr alter treuer Diener, der sie stets am Abend begleitete, bis sie in ihr Bett gestiegen war. Der Gasthof gränzte ganz nahe an den alten Dom von Lübeck. Eure Gnaden kommen sehr spät, begann der alte Carlis, der Diener, indem er seiner Gebieterin bei ihrer Toilette einige Hülfe leistete; war es eine so große Gesellschaft? Nicht so sehr groß, aber ausgewählt, erwiderte die Lady. Wir gingen erst um zehn Uhr zu Tisch und dort blieben wir lange sitzen. Ach, mein Gott, gnädige Frau, sind Sie da nicht auch erschreckt worden? Sie müssen, als Sie bei Tisch saßen, den schrecklichen Lärm gehört haben. Es war ja, als feuerte man drei Kanonenschüsse ab; wenigstens klang es hier so. Ich bin zu Tode erschreckt worden. Allerdings habe ich einen solchen Lärm vernommen, sagte die Lady, aber man gab nicht besonders Acht auf denselben, und ich wollte nicht erst fragen, was es sei, da man es mit Absicht ignorirte.

Himmel, wie ist das frevelhaft! ein solches Zeichen zu ignoriren?

Was ist es für ein Zeichen? Sprich, Carlis, wenn Du Etwas davon weißt.

Wie soll ich denn Nichts wissen? gnädige Frau. Da ist der Herr Gastwirth, der es mir erklärt hat und der noch zitterte, als er mir davon sprach.

Und was war es denn, fragte die Lady neugierig.

Es wird nicht gut sein, wenn Milady es so spät und gerade vor ihrer Nachtruhe erfahren; ich will lieber schweigen, sagte der alte treue Diener, im Begriff, sich zurückzuziehen.

Nein, Carlis, Du bleibst hier und sprichst; ich befehle es Dir.

Wenn das ist, muß ich wohl sprechen! Gut, es war Niemand anders, als der Canonicus Rabundus, der diesen Lärm hervorbrachte, und dieser Ton ist ein Wahrzeichen Lübecks.

Der Canonicus Rabundus? frug die Dame und weshalb gab er dieses Zeichen? Wo ist er?

Im Grabe, Eure Gnaden.

Im Grabe? Du täuschest dich, Alter, und machst mich unnützer Weise bange, weshalb soll er diesen gespenstischen Lärm hervorgebracht haben.

Eure Gnaden erlauben, daß ich erzähle, was ich weiß. Vor langer Zeit, als der Dom noch bischöflich war, lebte in dieser Stadt ein Canonicus, Rabundus mit Namen. Dieser Canonicus

liebte das Leben über die Maßen und wollte Nichts vom Tode hören. Eines Tages, als er in das Chor der Kirche kam und sich nach seinem Stuhle, wo er zu sitzen pflegte, umsah, bemerkte er in demselben eine weiße Rose liegen. Diese war das Zeichen, das der Todesengel jedes Mal Demjenigen gab, der da sterben sollte. Kaum gewahrte Rabundus diese verwünschte und von ihm gefürchtete Blume, als er sie auch ergriff und sie in den Stuhl nebenbei schleuderte, der seinem Nachbar, auch einem Canonicus, angehörte. Aber den nächsten Morgen, als er in die Kirche trat, sah er die Rose wieder auf seinem Platze liegen und eine Stimme rief: Rühre die Rose nicht an; sie ist Dein und Niemand anders hat ein Recht auf sie. Trotz dieser Warnung nahm er doch wieder die Rose, trug sie auf den Stuhl des obersten Canonicus und ließ sie dort liegen. Allein in dem Augenblick, als er dies gethan, kam die Stimme wieder und sprach folgenden Bannflug über den Uebelthäter aus: Du wirst sterben, Rabundus, und wenn Einer nach Dir stirbt aus dieser Kirche, so sollst Du fortan seinen Tod anzeigen durch dreimaliges Klopfen in dem Sarge. So geschah es auch. Rabundus starb den dritten Tag darauf, und von der Zeit an hört man das abscheuliche Klopfen

im Grabe unterhalb der Steindecke, die den Dom ziert, alle Mal, wenn ein Canonicus sterben soll. Heute hat es geklopft, und wir zweifelten nicht, daß es dem Doctor Frankland gelte, bei dem Ihro Gnaden waren.

Ei, weshalb so abergläubisch! rief die Lady. Der Herr Doktor ist ein gesunder, kräftiger Mann; warum soll er es sein, dem diese Warnung gilt? Jetzt erkläre ich mir den besondern Schreck, den ich sich verbreiten sah, als der eigenthümliche Lärm sich hören ließ. Die Leute bei mir sahen sich stumm an, und Keiner wagte zu sprechen. Ich fing an zu fragen, und wandte mich zu meiner Nachbarin, allein diese rief mir leise zu: Schweigen Sie, Madame; es ist ein gespenstisches Zeichen, das wir Alle kennen, von dem jedoch Niemand sprechen will. Ich schwieg still, und der Lärm ging vorüber; die Gesellschaft wurde aber froh und heiter, wie sie früher gewesen war.

Sehen Eure Gnaden, man hat es dort auch gehört und es wohl zu deuten verstanden. Der Herr Burgemeister soll nur sein Testament machen!

Ich will nicht daran glauben, sagte die Lady, und winkte ihrem Diener, sich zu entfernen. Er ging kopfschüttelnd und unwillig aus dem Zimmer; das Kammermädchen schloß hinter ihm ab,

und die Lady legte sich zur Ruhe. Nachts beängstigten sie Träume. Ihr eigenes Schicksal und das viele Ungewöhnliche, das sie erlebt hatte, kamen ihr wieder in den Sinn und gestaltete sich im Traume besonders schreckbar. Sie sah sich im Traum mitten in die Kirche versetzt und vor dem Grabe des gespenstischen Rathsherrn stehend. Ein geheimnißvoller Lichtglanz umgab das Grab; daraus hervor entwickelte sich eine menschliche Gestalt, und diese nahm die finsteren Züge des Todten an, der in diesem Grabe schlummerte. Er stieg empor und führte an seiner Hand einen andern Todten, den er nach sich zog. Komm herab, dröhnte eine tiefe, schreckenerregende Stimme; die Zeit ist um, ich komme, um Dich zu holen. Der Gedrohte schauerte zusammen und schien Miene zu machen, sich entfernen zu wollen, aber die fürchterliche Hand umklammerte seinen Arm, und er erzitterte. Glaube nicht, Dich retten zu können! rief die Stimme nochmals. Ich habe das auch geglaubt, und bin schrecklich für meine Widerspenstigkeit bestraft worden. Ich sah den Tod, wie er aus dem Süden kam und alle Creatur vor sich her scheuchte; da kam er bis hierher an's Meer; ich hoffte, er würde nicht weiter dringen, und deshalb wagte ich es, seiner Stimme, die mich rief, zu spotten.

Aber ich hatte mich geirrt; kein Weg ist ihm zu schwer oder zu mühsam, sein Fuß geht überall hin, selbst die Wogen des Meeres glätten sich vor ihm und werden zur ebenen Diele. Er ging immer fürbaß und ich mußte ihm folgen. Ich stürzte hier in die Grube, und die furchtbare Stimme über mir weckte mich am dritten Tage nur, daß ich jenes Zeichen von mir geben mußte, zu dem ich verdammt war. So geschah es fortan immer, und ich sehnte mich vergeblich nach Ruhe. Der Fluch ging an mir auf eine schreckliche Weise in Erfüllung. Mit diesen Worten versank das Phantom mit seinem Opfer in die Tiefe, die Gruft schloß sich wieder und der unheimliche Schimmer verlor sich. Die Lady erwachte in Schweiß gebadet, den ihr der Schreck verursacht hatte. Gott beschütze meinen Mann! betete sie, als die finsteren Bilder von ihr wichen und sie sich im Licht des Morgens erwacht fand. Im Gasthofe war es lebendig; Viele liefen hin und wieder, und ein Fragen und Rufen wurde gehört. Die Lady klingelte nach ihrer Dienerschaft. Die Kammerfrau trat herein und meldete, daß der Aufruhr unter den Dienern des Gasthofes durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Doktor Frankland entstanden sei, den man in den Morgenstunden gemeldet habe.

Den Tod des Doktor Frankland gemeldet? fragte die Engländerin.

Ja, desselben, wo Eure Gnaden gestern zu Abend gespeist haben. Es hat ihn ein Schlaganfall diese Nacht plötzlich fortgerufen. Die übrige Dienerschaft der Lady bestätigte diese Nachricht. Der Wirth kam herauf und erzählte ebenfalls von den drei Kanonenschüssen, wie er es nannte, die gestern im Dome gehört worden seien.

Mein Himmel, wenn mein Mann nur Nichts davon erfährt, sagte die Lady; er ist stets so argwöhnisch und abergläubisch; ich habe solche Mühe, ihn vor dergleichen Geschichten zu hüten, die er sich immer zu Gemüthe führt. Sagen Sie ihm Nichts von alle Dem, wenn er kommt. Dieser Befehl wurde erfüllt, war aber nicht mehr nöthig, denn der Lord, als er ankam, wußte ja bereits Alles; er hatte von den Dienern sich erzählen lassen, die am Abendfeste aufgewartet hatten. Er war verstimmt und seine Laune war nicht die beste. Mylord Harry Cleveland war ein Mann über die Funfzig hinaus, von ernstem, trockenem Wesen und sehr trüber Gemüthsstimmung. Er war groß, schlank, beinahe dürr, von herkulischem Körperbau. Die größte Zeit seines Lebens hatte er bei der Flotte zugebracht und dort auch den Grad

eines Capitains erreicht. Doch hatte das Leben auf dem Schiffe, der Umgang mit einer Menschenklasse, die gewöhnlich dem Aberglauben und den Träumereien sehr ergeben ist, bei ihm auch diese Richtung geweckt und begünstigt. Er lieh sein Ohr jedem fabelhaften Gerücht und untersuchte kaum dessen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. So kam es, daß ein Traum, den er gehabt, als er zum ersten Mal das Schiff betrat, auf sein künftiges Leben von großer Bedeutung wurde. Es hatte ihm geträumt, er sähe sich sterbend, und zwar sehr genau das Zimmer, wo dieser Akt geschah, vor sich. Er hatte bei dieser Gelegenheit sich die Tapete und die Einrichtung des Zimmers gemerkt, und keine der Personen, die bei seinem Tode gegenwärtig waren, außer Acht gelassen. Eine Stimme hatte ihm im Traume zugerufen: Merke Dir Alles, denn dies wird Dein Sterbezimmer sein. Er war damals zwanzig Jahre alt. Der Traum hatte ihn nie verlassen; alle die Wohnungen, in die er später auf seinen weiten Reisen kam, und die Häuser, die er sah, beurtheilte er alle aus dem Gesichtspunkt, sie konnten sein Sterbezimmer enthalten. Da er furchtsam vor dem Tode war, so schärfte diese Furchtsamkeit noch mehr seinen Eifer, und er war unermüdlich, jeden

einzelnen Umstand zu erörtern, um die Thatsachen festzustellen. Er fand dieses Zimmer niemals, während er bereits dreißig Jahre danach suchte, und diese fehlgeschlagene Erwartung, sein Sterbezimmer zu finden, mußte ihm zuletzt wohl eine Art Gleichgültigkeit beibringen. Er gab den Traum auf, wenigstens dachte er nicht mehr an ihn, und setzte seine Reisen in Gesellschaft seiner Frau fort. Diese Frau, wir haben sie schon kennen gelernt, war eine junge Dame von großer Willensthätigkeit und vielem Muth; sie war selbst nicht abergläubisch, aber die Schwäche ihres Gemahls hatte sie in so weit angesteckt, daß sie auch anfing, auf besondere Zeichen zu achten, und sich eine Lehre von dem Zusammenhange der Dinge zu bilden, die fast mit den Ansichten ihres Mannes zusammentraf. Sie hatte bereits so oft schon von dem Traume gehört, sie hatte so genau das Zimmer beschreiben gehört, daß es ihr zuletzt gleichfalls eine Art Vorbedeutung wurde, sich dieses Zimmer in Wirklichkeit zu denken, und sie ebenfalls danach forschend ausspähte. Wie sie von der Ankunft ihres Mannes gehört hatte, befand sie sich gerade in ihrem Zimmer, als sie plötzlich einen lauten Schrei hörte, der aus der Etage über ihrem Haupte kam. Sie wußte nicht, was der Grund dieses Schreies war,

setzte ihn aber zusammen mit der Ankunft ihres Gemahls und mit dessen nächsten Erlebnissen. Sie begab sich sogleich in das Zimmer über dem ihrigen, und fand in einem Saale, von wo aus man einen angenehmen Ueberblick über die Stadt hatte, den Arzt und den obersten Kammerdiener des Lords vereinigt. Sie besprachen sich eben; offenbar hatte der Lord gerade das Zimmer verlassen. Es wurde noch von ihm gesprochen, als die Lady herzutrat. Der Arzt wandte sich sogleich zu der Frau mit den Worten: Eure Gnaden werden entscheiden, ob mich irgend ein Vorwurf trifft, wie hier der Herr Belton zu meinen scheint. Ich habe diese Zimmer für Se. Herrlichkeit ausgesucht; als er sie betrat, stieß er sogleich jenen Schreckensschrei aus, den man gehört hat, und verließ sie augenblicklich wieder, indem er behauptete, daß hier ihn keine Gewalt der Erde zu wohnen zwingen werde. Ich wollte nach dem Grunde seines Widerwillens fragen, aber er ging fort und würdigte uns keines erklärenden Wortes. Sehr natürlich, nahm Belton das Wort, weil seine Lordschaft in diesem Zimmer eine unglückliche Aehnlichkeit erkannt hatte. Die Lady hatte unterdessen die Räume betrachtet, und sie gab jetzt den Worten des Kammerdieners unbedingt Recht; sie behauptete, die

Zimmer hätten ihren Gemahl mit Argwohn erfüllt, und er wolle sie deshalb nicht bewohnen. Aber kann ein Mann, rief der Arzt wieder, der für verständig gilt, einen so thörichten Aberglauben hegen! Ist's möglich, daß er so weit die Leichtgläubigkeit treiben kann? Es ist darüber nicht zu sprechen, noch weniger zu streiten; man muß blindlings dem Lord seinen Willen lassen, wenn ihn einmal die verhaßten Erinnerungen ergriffen haben. Verlassen wir diese Zimmer, die in der That sehr hübsch sind, und wählen wir ein anderes Lokal in diesem großen Hause. Es wurde nun ein anderes Zimmer gewählt, und der Lord begab sich dahin, zufrieden, daß man seinen Willen befolgte, und zeigte, da er völlig andere Räume vor sich sah, sich auch ganz mit ihnen einverstanden. Die Sachen wurden hereingebracht, und man setzte sich zu Tische. Der Lord hörte mit Vergnügen von seiner Gemahlin die Widersetzlichkeit und den Verdruß, den sein vertrauter Kammerdiener gegen den Arzt geäußert. Der Belton, sagte er, ist ein vortrefflicher Mensch; er weiß es, was in einer Krankheit zu thun ist, besser, als irgend ein Arzt; man muß ihm immer folgen, was er auch räth; es ist stets meinem Zustand und den Verhältnissen angepaßt, die er findet.

Er hat mir auch die genauen Nachrichten von dem geheimnißvollen Tode des Doktor Frankland gegeben. Es ist dies ein bemerkenswerther Umstand, der mit einer bekannten Volkssage von dem Tode des Canonicus Rabundus zusammenhängt. Die Lady erwiderte auf diese Bemerkung ihres Gemahls nur wenig; sie unterließ es, ihm ihren Traum zu melden, weil sie schon sah, wie seine Stimmung wiederum von den Gebilden und Phantasien erfüllt war, die er sonst zu hegen pflegte. Lübeck, fuhr der Mann fort, ist eine fürchterliche Stadt; wer dem Tode verfallen ist, findet ihn gewiß hier; die Stadt ist so dunkel und winkelig, daß sie zu einer Stadt des Todes wird, wenn man hier bleiben muß; daher laß uns machen, daß wir wieder fortkommen. — Nur ein paar Tage muß ich Dich noch bitten hier zu bleiben; ich will eine Freundin aufsuchen, die hier wohnt und die ich lange nicht gesehen habe.

Der Lord erwiderte Nichts auf den Wunsch seiner Gattin, offenbar waren ihm die paar Tage auch zu viel, doch sagte er kein Wort des Widerspruchs. Er ließ sich's gefallen und richtete sich, so gut es gehen wollte, in dem Gasthause ein, wo sie nur einige Zeit bleiben wollten.

Es war ein Zufall, daß der Lord sich erkältete

und in ein leichtes Fieber verfiel, das jedoch bösartig wurde in Folge einiger Mittel, die er gebraucht hatte, ohne dabei seinen Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Luft Lübecks, die ungesund war, trug dazu auch das Ihrige bei, die Krankheit wurde schlimmer und zuletzt artete sie in eine Art Nervenfieber aus, das ernstliche Gegenanstalten nöthig machte. Die Wohnung des Patienten wurde nicht für passend gefunden und man wählte eine Zeit aus, wo er sich in einem bewußtlosen Zustande befand, ihn sammt dem Bette in jene Räume zu tragen, die anfangs für ihn ausgesucht waren. Hier wurde er vollständig eingerichtet. Der Kranke, als er wieder zu seinen Kräften und so weit kam, daß er entdeckte, was mit ihm geschehen war, fühlte sich sehr beengt, als er das Lokal erkannte, in dem er sich jetzt befand. Es erforderte die ganze Ueberredungskraft seiner geschiedten Frau, ihn zu bewegen, dort zu bleiben, indem sie ihm vorhielt, daß er ernstlich seiner Gesundheit schaden würde, wenn er jetzt auf eine Aenderung seines Aufenthaltes dringen wollte, einzig aus kleinlichen Rücksichten, die er aus dem Aberglauben schöpfte. Du wirst sehen, erwiderte er, ich genese hier nicht. Mein Schicksal ist bereit, mich zu erfassen, alle Umstände sind ihm günstig.

Alle Umstände! erwiderte sie, Du irrst Dich; hast Du mir nicht oft von einem Manne erzählt, der an Deinem Bette saß und Dir vorlas. Wo ist der? Er wird noch kommen! erwiderte der Lord finster; warte es nur ab. Das Zimmer hat dieselbe Größe, dieselbe Eintheilung der Thüren nebenbei, dieselbe Tapete, mit der es tapezirt worden; ja, ich entdecke auch dieselben Geräthschaften darin, die ich mir in meinem Traume gemerkt habe. Es ist mein Sterbezimmer! kein Zweifel daran. Die Lady suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, indem sie ihm vorlas und Mehreres ihn mittheilte, von dem sie glaubte, daß es ihn interessirte. Nichts war im Stande, ihn auf andere Gedanken zu bringen; er blieb dabei, daß dieses Zimmer das gefürchtete Traumzimmer sei und daß hier sein Schicksal sich entscheiden werde. Der Arzt sprach gleichfalls im Sinne der Lady, und den Kammerdiener hatte man auch vermocht, seinen Rath mit dem der Anderen zu vereinen.

Nach einigen Tagen fand man es für nöthig, einen Wächter zu holen. Man brachte einen solchen aus einer Anstalt, wo mehrere Männer dieser Art sich aufhielten; man wählte den am Besten aussehenden und führte ihn bei dem Lord

ein. So wie er diesen Mann neben sich am Bett sah, schrie er laut auf; man fragte nach dem Grunde dieses Erschreckens, und man vernahm, daß dieser Wächter dieselbe Gestalt sei, die im Traum sich ihm schon gezeigt. Man entfernte ihn wieder und nahm einen andern. Nach einiger Zeit meldete der Arzt, daß dieser Wächter, den man anfangs genommen, im Hospital, wo er angestellt gewesen, gestorben sei. Froh, diesen Mann losgeworden zu sein, machte der Lord die bereitwilligste Gefälligkeit geltend gegen den jetzigen Wächter. Der blieb jedoch nicht lange, und eines Morgens saß wieder der ältere frühere, schreckliche an seiner Stelle. Der Lord fragte, was das zu bedeuten habe, man habe ihm gesagt, er sei gestorben. Das war mein Bruder, sagte der Mann, indem er sich sorglich umschaute und dabei den Kranken mit einem Gesicht ansah, das ihn auf's Lebhafteste an seinen Traum-Mann erinnerte. Wir waren zwei Zwillingsbrüder, fuhr der Sprechende fort, so wie er seinen Posten durch den Tod verlor, wählte man mich, da ich ihm völlig ähnlich sah, und mehrere Kranke sich an diese Erscheinung schon gewöhnt hatten. Der Lord hörte mit Schaudern diese Erklärung, und ging nun vollends von seinem Traume nicht ab.

Was haben Sie mir für ein Buch mitgebracht, aus dem Sie mir vorlesen wollen? fragte der Lord den Mann. Nicht wahr, es ist das Leben Nelson's?

Allerdings, gnädiger Herr, ich fand kein passenderes Buch, so lange ich auch suchte.

Ich wußte es wohl, rief der Erkrankte mit einem tiefen Seufzer. Das Leben Nelson's war das Buch, welches jener Vorleser mir vorlas, den ich im Traume hörte und der an meinem Sterbebette saß.

An Ihrem Sterbebette? gnädiger Herr; ich sitze nicht an Dero Sterbelager.

Doch, Sie sitzen daran. Lesen Sie nur zu; ich höre Sie, ich will sogar sagen, welche Stelle Sie wählen werden.

Der Vorlesende erschrak, denn er hatte gerade das Kapitel aufgeschlagen, das der Lord bezeichnete. Ich werde ein anderes Buch nehmen, rief er. Nein, nein, bleiben Sie dabei, was Sie einmal angefangen haben. Wir handeln Beide auf höhere Ordre. Hiervon geht Nichts ab und Nichts wird verändert.

Der Gesundheitszustand des Kranken verschlimmerte sich in steigendem Grade. Man reichte zu heftig wirkende Mittel, die das Uebel, anstatt es zu bekämpfen, nur förderten. Das Fieber brach

aus und der Kranke delirirte auf's Gewaltsamste und Heftigste. Er sagte öfters, daß jetzt Alles beisammen sei, wie er es im Traume gesehen, daß nur Eins fehle; wenn das hinzukomme, müsse er sterben. Dieses Eine war eine Uhr, die auf der Commode stand und die noch nicht da war. Eines Morgens brachte sie der Wirth aus einem Nebenzimmer herein, wo sie gestanden hatte, und wo der Gast jetzt fortgereist war. Als die Lady von dieser Uhr hörte, wollte sie nicht, daß sie gebracht werde, aber ihr Gemahl bestand darauf, daß er sie haben müsse und daß sie zu seinem Tode nothwendig sei. Sie wurde also gebracht und auf die Commode hingestellt. Der Lady, die alle diese Umstände beobachtete und sehr besorgt war um das Leben ihres Gemahls, fiel es jetzt ein, sie könne ihn noch retten, wenn sie ihn rasch in ein anderes Zimmer tragen ließe und wo möglich so, daß er selbst Nichts merkte und nichts Hinderndes dagegen thun konnte. Das Bett ward also in der Nacht aufgehoben und fortgetragen, doch kaum befand es sich an der neuen Stelle, als die Träger auch merkten, daß ihre Arbeit und Mühe vergebens war, der Lord war schon todt, er war noch in den alten Räumen gestorben und nur seine Leiche hatte man fortgetragen. So hatte

sich dieser merkwürdige Fall in dem Gasthause der Stadt Lübeck ereignet. Die Gräfin ging sogleich daran, die Geschichte aufzuschreiben, und sie wurde dem Gastwirth übergeben; man zeigte sie noch lange als das merkwürdigste Eintreffen eines prophetischen Traumgesichts. Die einzelnen Personen, die hierbei gewirkt, bekräftigten alle ihre Aussage durch einen Eid, und waren Willens, diesen in Gegenwart der Gräfin zu leisten. Auch auf dem Grabsteine des Lords, der in Lübeck beigesetzt wurde, bemerkte man diese Umstände, und die Geschichte wurde durch viele mündliche Aussagen so bekannt, daß man sie allgemein kannte unter dem Namen „des Todes von Lübeck." Man brachte sie später in Verbindung mit dem geheimnißvollen Rabundus, doch hat sie eigentlich keinen Zusammenhang mit dieser Sage.

Die obige Erzählung wurde vorgelesen in einem kleinen Freundeskreise, und man sprach nachher noch Vieles, was auf die Vorzeichen des Todes Bezug hatte. Ich halte dieses Factum für nicht allein möglich, sondern ich glaube auch unbedingt an dessen Wahrhaftigkeit, sagte ein

junger Mann mit ernstem Tone. Ich habe in meiner Familie selbst mehrfache Thatsachen, welche der obigen sehr ähnlich sehen, und sie selbst noch übertreffen. Es waren mehr oder weniger Träume. Mein älterer Bruder sah eine Hand, die auf den Stein eines Kirchhofs seinen Namen und den Tag seines Todes schrieb. An demselben Tage starb er, obgleich wir Alle ihn gesund und munter in einer Gegend wußten, wo ihn seine Handelsgeschäfte hingebracht hatten. Und was meinen Vater betrifft, so sah dieser sich selbst als Vorbote seines nahen Todes, der bald darauf auch eintrat.

Wie, er sah sich selbst? fragte eine ältliche Dame aus dem Kreise, die mit Spannung die Geschichte angehört hatte und selbst nicht übel Lust hatte, einen Beitrag dazu zu liefern.

Ja, erwiderte der junge Mann; er war mit Freunden auf einer Jagdparthie gewesen und kehrte am späten Abend davon zurück. In der Nähe seines Hauses gewahrte er einen Reiter, der sich ebenfalls dem Hause näherte. Mein Vater, ihn für einen der Gäste haltend, rief ihm zu, erhielt aber keine Antwort. Der stille Reiter setzte ungehindert seinen Weg fort. Mein Vater setzte nun sein Pferd in Lauf und hatte bald den Fremden so weit erreicht, daß er ihn deutlich

sehen konnte; da gewahrte er denn, daß derselbe das treue Abbild seines eigenen Ichs war, derselbe Rock, dieselbe Halsbinde, dieselben gelbledernen Beinkleider und dieselbe Art, die Jagdmütze auf einem Ohre zu tragen, wie es mein Vater in seiner Gewohnheit hatte. Er sprach Nichts und der Gast ebenfalls kein Wort. So stillschweigend ritten Beide den Weg zum Hause, der durch einen dichten Wald führte. Als man am Ende des Waldes angelangt war und der kleine Pfad abwärts dem Hause zubog, verschwand der gespenstische Reiter und ward nicht mehr gesehen. Mein Vater sagte seinen Hausgenossen Nichts von dem Vorfalle, aber im Geheimen traf er die gehörigen Vorkehrungen, wie sie bei Sterbefällen gebräuchlich sind. Auch setzte er seinen vollständigen letzten Willen auf, den er am Tage darauf vom Gericht bestätigen ließ. Dadurch wurde das Begegniß bekannt, er selbst sprach nicht davon, aber seine Freunde fanden so viel Merkwürdiges und Interessantes an dem Vorfall, daß sie nicht aufhörten ihn zu erzählen, und mein Vater sah sich später genöthigt, als man ihn auf's Wort fragte, die Begebenheit zu bestätigen. Acht Tage darauf war er todt.

Das ist schrecklich! rief eine ältliche Dame;

da ist es doch mit meiner Muhme anders gegangen.

Wie ging es mit ihr? fragte man im Kreise.

Man hatte ihr oft gesagt, daß das sich selbst Sehen immerdar der Vorbote des nahen Todes sei; sie glaubte daran und erfuhr nun Folgendes. Sie war auf dem Lande zu einer zahlreichen und heiter gestimmten Gesellschaft eingeladen. Man führte kleine Spiele auf und gab kleine Comödien. Meine Tante spielte mit; die Gesellschaft befand sich in einem Gartensalon. Es war gegen Abend, und man war eben im Begriff, die Lampen und die Lichter des Theaters anzuzünden, als das Stichwort meiner Muhme erscholl, und sie, die schon in den Coulissen darauf lauschte, machte sich fertig, hervorzutreten, um zu spielen. Der Mann, der die Lampen anzündete, stieg auf eine Leiter, und diese war so gestellt, daß meine Muhme nicht sogleich herauskonnte. Sie bat also den Mann, die Leiter etwas zu rücken; dieser sagte ihr in unfreundlichem Tone: Wozu? ich habe die Lampen sogleich angezündet. In dem Augenblick hörte meine Tante ihre eigene Stimme, die mit der Person auf der Bühne sprach. Verwundert lehnte sie sich vor aus der Coulisse, und sah sich selbst auf den Brettern stehen und die Rolle hersagen.

Die anderen Mitspieler schienen dieselbe für sie zu halten, und waren nicht im Mindesten erstaunt oder verwundert. Meine Tante war aber dergestalt entsetzt, daß sie, keines Wortes mächtig, stehen blieb und der Erscheinung nachsah. Erst als sie sich Muth faßte und aus den Coulissen hervortrat, verschwand das Phantom. Die Mitspielenden waren verwundert, sie jetzt erst hervorkommen zu sehen; da man sie jedoch als zerstreut kannte, machte es kein großes Aufsehen, und das Stück wurde ohne Störung zu Ende gespielt.

Das ist auffallend, rief hier der Commerzienrath, den man als den Aeltesten in der Gesellschaft nur den Nestor derselben nannte. Was geschah nun mit Ihrer Tante, mein Fräulein? Starb sie wirklich?

Im Gegentheil, sie lebt noch, und zwar sehr gesund und munter. Ich führe die ganze Geschichte nur an als Beweis, daß solche Erscheinungen nicht immer Vorboten des Todes sind.

Aber doch Zeichen von bevorstehender Krankheit, rief ein Anderer; denn Etwas müssen Sie jedenfalls zu bedeuten haben.

Bei meiner Tante, sagte das Fräulein, hatte sie offenbar Nichts zu bedeuten, denn krank wurde sie auch nicht; sie lebte vielmehr so gesund, wie

sie immer gewesen war, noch fernerhin, und steht jetzt in ihrem achtzigsten Jahre.

Die Geschichte der Dame machte in dem Kreise einen etwas üblen Eindruck. Jedermann war darauf gefaßt, etwas Wunderbares zu hören, und mußte jetzt mit einer Enttäuschung sich begnügen; deshalb ward der Commerzienrath dankbarlichst begrüßt, als er jetzt das Wort nahm. Ich habe einen Vorfall zu berichten, sagte er, der auch mit Lübeck und dem Canonicus Rabundus zusammenhängt, und der mir selbst passirt ist. Es war in dem ewig denkwürdigen Kriegsjahre von 1813.

O, erzählen Sie, liebster Herr Commerzienrath! Wir hören Alle.

Ich hatte einen Freund, der seitdem bedeutender Maler geworden ist, hub der Erzähler an. Das kann jetzt wohl dreißig Jahre her sein. Er war in Rom, wo er fleißig arbeitete; ich befand mich hier in dem Comptoir meines Vaters, wo ich die Kaufmannschaft lernte. Wir waren eng verbrüdert und führten eine eifrige Correspondenz mit einander. Indessen wurde ich krank, und deshalb verhindert, zwei oder drei Briefe von ihm zu beantworten. Dies versetzte ihn in Unruhe, und er machte sich meinethalben viel Sorge. In dieser Zeit litt ich an Fieberanfällen, die mit völliger

Bewußtlosigkeit verknüpft waren, und in einem dieser Zustände weiß ich, daß ich deutlich das Zimmer sah, wo mein Freund lebte, und auch ihn sah ich an seinem Schreibtische sitzen; auch wußte ich, daß er an mich schrieb. Ich blickte gleichsam über seine Schulter und las die Zeilen, die auf's Papier kamen, viel früher, als ich sie später durch die Post bekam. Ich weiß, daß ich mir Mühe gab, meinen Freund zu trösten, daß er mir aber antwortete, der einzige wirksame Trost für ihn sei ein Brief von mir. Aber Bernhard, sagte ich ihm, kann denn das Dich nicht trösten, daß ich selbst bei Dir bin und Dir sage, wie es mir geht? Er schüttelte mit dem Kopfe und winkte mir abwehrend mit der Hand. Ich entwich, und befand mich wieder in meiner Stube. Endlich war ich so weit hergestellt, daß ich schreiben konnte, und ich benutzte sogleich die Gelegenheit und setzte den ersten Brief an meinen Freund auf. Ich schrieb ihm auf's Zärtlichste, schilderte ihm bei meinem allmäligen Besserwerden meine Besorgnisse um ihn, und bat ihn öfters um Verzeihung. Als dieser Brief fort war, befand ich mich wohl und ruhig die Antwort erwartend. Als sie endlich kam, erstaunte ich nicht wenig, als mein Freund mir schrieb, das, was ich ihm geschrieben, wisse er

schon Alles; ich möchte ihm nur Nachrichten von meinem Wohlbefinden ertheilen. Ich antwortete ihm, erstaunt fragend, auf welche Weise er das Gemeldete schon wissen könnte, und er antwortete mir hierauf: ob ich ihn denn nicht gesehen hätte; er sei bei mir gewesen und habe Alles gelesen, so wie ich es dem Briefe anvertraut. Diese Nachricht setzte mich in die lebhafteste Unruhe und Besorgniß, und sogleich setzte ich mich wieder nieder und fragte ihn aus über seine geheimnißvollen Besuche in meinem Zimmer. Thor, der Du bist, schrieb er mir dagegen, glaubst Du, daß für uns irgend eine Entfernung besteht? Meinst Du, daß ich nicht bemerkt, wie Du bei mir warst und während Deiner Krankheit mir die beruhigenden Versicherungen gabst? Ich sah Dich, Du standest hinter meinem Stuhle, und ich sagte Dir, daß mir das nicht genüge, sondern daß ich Briefe von Dir haben müsse. Eine ganz gleiche Kunst besitze auch ich, und so habe ich dasselbe in Deinem Zimmer gethan, was Du in dem meinen, und habe auf diese Weise erfahren, was ich weiß. Ich erfuhr durch diesen Brief Zweierlei; erstens, daß mir die Gabe innewohnte, mich mehrere Hundert Meilen hinzuversetzen und körperlich meinem Freunde zu erscheinen, und dann, daß dieser Freund ebendie-

selbe Gabe besitze, wodurch unsere Correspondenz gleichsam annütz wurde. Erfreut theilte ich dies meinem Freunde mit; doch er schrieb mir darauf: Sei vorsichtig; wenn Du nun auch die Kunst weißt, die uns verbindet und unsere Vereinigung bewerkstelligt, so entweihe sie doch nie und mache keinen übereilten, kindischen Gebrauch von ihr; dadurch würdest Du diese vortreffliche Gabe zerstören, die außerdem eine gefährliche ist; sie raubt uns immer einen Theil unserer Kräfte, denn es kostet mich immer eine mehrtägige Krankheit, während welcher ich die Gabe habe, mich zu Dir zu versetzen. Dasselbe wird auch bei Dir der Fall sein. Also seien wir vorsichtig, dann können wir noch lange ungestört diese schöne Eigenschaft unserer Seelen benutzen. Ich erwiderte ihm, das sei mir unbehaglich, und ich wünschte, ich besäße die Gabe nicht, mich über Entfernungen fortzusetzen; ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte; ich wünschte lieber die gewöhnliche Art zu correspondiren, wie sie jeder Mensch besäße. Er schrieb mir, dies stände mir ja auch frei; wenn wir wollten, könnten wir dabei uns begnügen lassen. So blieb es denn später, wie ich gewünscht, und wir statteten uns keine Besuche mehr ab. Das gewohnte Leben nahm uns wieder in Anspruch

und wir meldeten einander dessen Vorfälle und Begebenheiten. Ich lernte fleißig im Comptoir meines Vaters, und Bernhard beschäftigte sich so thätig und so einflußreich mit seiner Malerei, daß er bald Stücke lieferte, die Beifall und Käufer fanden, und sein Ruf wuchs so sehr, daß er schon in meine entfernte Heimath gedrungen war. Jetzt brach der allgemeine Krieg aus und es war festgesetzt, daß Einer von uns daran Theil nehmen sollte. Ich erwartete von Bernhard eine Antwort auf meine Anfrage, ob er sich wolle in den Kriegsstand begeben, er schrieb mir, seine Kunst erforderte seine Thätigkeit; es wäre ihm lieb, wenn ich mich opferte, und ich war dazu auch ganz bereit. Mein Vater gab mir Gelder und Briefe mit und ich machte mich fertig, in das Hauptquartier des Generals zu reisen, der Truppen anwarb. An dem Abend, der meiner Abreise vorherging, saß ich allein, unter Briefschaften und Papieren, auf meinem Zimmer und wollte, da es schon spät war, mich eben entkleiden und zu Bett gehen, als ich mit Verwunderung bemerkte, wie sich die Thür meines Zimmers langsam öffnete und eine graue, unförmliche Wolke in der Oeffnung erschien, die sich auf der Thürschwelle entwickelte und woraus später eine mensch-

liche Gestalt hervortrat. Ich stand auf und ging der Thür zu; da erkannte ich plötzlich mit einem Ruf des Schreckens und der Verwunderung Bernhard, der auf mich losschritt, doch er war nicht, wie ich ihn gewohnt war zu sehen; er hatte ein langes schleppendes, weißes Gewand an und sein Antlitz war bleich und mager, sein Auge war erloschen und die ganze Figur hatte etwas Leichenhaftes, Erschütterndes.

Um Gotteswillen! schrie ich. Bernhard, was ist Dir? Wo kommst Du her?

Eine Stimme, die wie aus weiter Ferne klang, rief jetzt. Ich komme, um Dich zu warnen; geh' nicht zum General X.— Er ist ein Verräther und wird Dich nur brauchen, um Dich zu opfern. Geh zu Y.—, das ist ein Biedermann, bei dem wirst Du es gut haben.

Gut, ich will thun, wie Du willst, mein Bernhard, doch erkläre mir, warum sehe ich Dich in diesem seltsamen Gewande? Weshalb bist Du so bleich? Sprich, ich will es wissen.

Es ist mir nicht Alles zu sagen erlaubt, war die Antwort hierauf. Die Erscheinung sah mich noch eine Zeit lang, wie es schien, forschend und nachdenklich an und verschwand dann wieder, wie sie gekommen. Ich legte mich auf's Bett, aber

ich konnte nicht einschlafen. Es trat mir immer der Gedanke vor die Seele, Bernhard ist todt! Er ist gekommen, mir dies anzuzeigen.

Am andern Morgen sagte ich meinem Vater, daß ich meinen Plan geändert hätte und daß ich vorzöge mich bei dem General Y.— zu melden, weil ich den besser kennte, als jenen von X.— Mein Vater fragte mich, woher ich das wüßte; ich verschwieg ihm indeß die Zusammenkunft meines Freundes mit mir, und als ich ihm Nichts darauf erwiderte, beruhigte er sich mit der Zeit und ließ mich gewähren.

Ich reiste ab.

Unterwegs empfing ich einen Brief vom General X.—, worin er mir schrieb, ich sollte meine Reise beschleunigen, da in der Abtheilung, die er schon beisammen habe, der Fall sich ereignet hätte, daß der Commandeur krank geworden sei und er mich in dessen Stelle erwählt habe. Diese Auszeichnung schmeichelte mir und ich änderte meinen Entschluß und fuhr nunmehr doch zu X.— In der Nacht, die meinem Zusammentreffen mit dem General voranging, lag ich in einem Zimmer des Wirthshauses eines kleinen Städtchens und schlief. Neben mir waren noch zwei andere Reisende, die einen Zweck mit mir verfolgten. Ein

Traum überfiel mich; ich sah wieder den Freund an meinem Bett erscheinen, er sah noch übler aus, als das erste Mal, und ich verspürte bei seinem Erscheinen einen lebhaften Leichengeruch. Du willst Dein Wort nicht halten! Bedenke, was Du thust! Du richtest Dich selbst zu Grunde und bist die Ursache, daß es mir schlecht geht.

Ich erwiderte, daß ich noch unentschlossen sei, was ich thun wolle, vor allen Dingen sei es nothwendig, daß er mir sage, wie es ihm selbst gehe und ob er todt oder lebend sei.

Das Gesicht meines Freundes bekam einen unwiderstehlichen Ausdruck, als ich dies fragte. Er besann sich einige Augenblicke, dann sagte er mit kummervoller Miene: was ihn beträfe, so sei es mit ihm für immer aus; er werde mir später sagen, in welchem Zustande er sich befinde; ich sollte nur eilen das Städtchen zu verlassen und nach W.— zu Y.— gehen. Der wisse schon von meiner Ankunft und erwarte mich ebenfalls.

Unentschlossen, was ich thun sollte, und durch die geisterhafte Erscheinung entsetzt, neigte ich den Kopf im Schlafe, und er nahm dies für eine Zusage an und entfernte sich. Meine Beängstigung, in die mich die Erscheinung versetzt, war so stark, daß die neben mir Schlafenden davon er-

weckt worden waren und sie mich laut fragten, was mir fehle. Der Eine sagte, er habe gesehen wie ich mich im Schlafe unruhig umhergeworfen, der Andere hatte eine Gestalt erblickt, die in das Zimmer getreten war und sich über mein Lager gebeugt hatte. Ich beruhigte sie, so gut dies anging, und am andern Morgen sagte ich ihnen, daß ich meinen Entschluß geändert und zum General Y.— gehen wolle. Sie widerriethen mir mein Vorhaben auf's Ernstlichste und der jüngere der beiden Freunde führte mir den erhaltenen Brief des X.— an und rief mich auf, ob ich nicht als Pflicht einsehe, daß ich darauf hinkommen müsse. Ich ging heimlich in den Hof und gab dem Kutscher ein Trinkgeld, damit er ohne mich abreiste. Es kam auch wirklich dazu, daß sie ohne mich abreisten, und ich hielt mich für gerettet. Sogleich wählte ich ein anderes Quartier, damit man mich, zurückkehrend, nicht auffinden möchte. Aber ich war kaum in meiner neuen Wohnung, als eine peinigende Unruhe mich befiel; ich machte mir Vorwürfe, unredlich gehandelt zu haben. Diese Vorwürfe wurden immer stärker, die Unruhe immer beängstigender; ich konnte zuletzt nicht anders, als mir einen Wagen miethen, mit dem ich allein den Anderen nachfuhr und gegen Mittag

ungefähr beim General anlangte, der mir mit offenen Armen entgegenkam und sich als einen Freund meines Vaters ankündigte. Er sagte mir: Ich war schon unruhig, als Sie nicht kamen, und hatte die Absicht, noch einmal zu Ihnen zu schicken. Es ist gut, daß dieses jetzt umsonst ist; machen Sie sich sogleich bereit, nach W.— zu gehen; dort liegt ein Detachement der r—schen Dragoner, an den Chef dieses Detachements geben Sie diesen Brief ab, zugleich einen Gruß und die Anmeldung meines neuangeworbenen Corps. Ich nahm den Brief und machte mich sogleich zur Abreise bereit. Als ich mein Pferd bestieg, überkam mich eine ungewöhnliche Müdigkeit, die so arg wurde, daß ich mich des Einschlafens nicht erwehren konnte und im Stalle auf einem Bündel Stroh einschlief. Hier überkam mich zum dritten Mal der Traum und ich sah nochmals meinen Freund, wie er zürnend und mit aufgehobenem Arme mein Pferd von mir fortführte und mit entsetzlichen Zügen mir zurief: Zum letzten Male komme ich zu Dir; nur im Traume kann ich Dir ferner erscheinen; entweiche, Dein Unglück ist vor der Thür!

Gut! rief ich, wie in Verzweiflung, wenn Du denn gebietest, daß ich nicht reisen soll, so nimm diesen Brief, den ich erhalten habe und

jetzt nicht besorgen soll. Ich will das Pferd besteigen und nach W—. eilen. Die Erscheinung führte mir das Pferd zu, und empfing den Brief, den sie bei sich behielt. Ich bestieg das Pferd, und in dem Moment fühlte ich mich wachend und fast munter und gestärkt auf dem Pferde. Ich trieb es an, fest entschlossen, meinem unglücklichen Warnenden zu folgen; ich hatte den Brief abgegeben, ich konnte also nicht mehr zurück, ich mußte vorwärts nach W—. Als ich dort ankam, empfing mich der General mit einem frostigen Gruß und gab mir Befehl, mich in Reihe und Glied zu stellen, und mich zum Corps zu rechnen. Ich erfuhr jetzt lange nicht, was aus meinem Briefe geworden war; endlich sagte mir ein Mann, der von jenen Truppen zu uns kam, der Brief wäre an den General zurückgeschickt worden; er hätte darauf rasch einen Andern gewählt, und der sei, so wie er dort angelangt, in einem Vorpostengefechte gefallen, das stattgefunden hätte und wovon der General Kenntniß gehabt. Also das war das Loos gewesen, das mir vorbehalten worden war.

Die neuen Vorfälle und Ereignisse des Krieges konnten doch, obgleich sie mir gänzlich neu und ungewohnt waren, mich nicht so weit zerstreuen,

daß nicht der Gedanke an meinen Freund und an dessen Schicksale mich fortwährend verfolgt hätte. Ich wußte, daß das Traumbild und sein fortgesetztes Verlangen, mich zu retten, mir von seinem Dasein noch immer Kunde gaben, aber auf welche Weise war deises Dasein? Wo lebte er und wie lebte er? Lebte er überhaupt noch auf dieser Erde? Sein Traumgesicht schien das Gegentheil mir zu sagen. Er hatte mir zugerufen, nur im Traume kann ich Dir fürder erscheinen. Was war damit gesagt? Er, der die Gabe hatte, mich persönlich zu besuchen, wenn ihn der Wille dazu trieb, was sollte es jetzt sein, daß er nur im Traume zu mir zu kommen versprach? Es mußte Etwas mit ihm vorgefallen sein, aber was war dieses? Konnte er es mir nicht mittheilen und was hinderte ihn daran? In meinen Gedanken beschäftigte er mich unaufhörlich, ich schrieb ein halbes Dutzend Briefe an ihn, die alle unbeantwortet blieben. Ich erwartete ihn bei mir zu jeder dunkeln Abendstunde, er kam nicht; ich war untröstlich. Leute, die aus Rom kamen, wollten ihn noch dort gesehen haben; dann war er von dort abgereist, man wußte nicht wohin. In meinen Befürchtungen ging ich nun so weit, daß ich unerlaubte Wege betrat. In dem Städtchen, wo

wir conlocirten, war ein Wahrsager, der dafür galt, daß er die Todten befragen könne; ich ging zu ihm und bat ihn, mir Nachrichten von meinem Freunde zu geben. Ich wartete zitternd auf seine Antwort, die er mir nach einigen Tagen zu geben versprach. Er sagte mir, daß er ihn nicht gefunden, daß er also noch leben müsse. Dieser Ausspruch tröstete mich merklich, ich faßte jetzt die Hoffnung, daß ich ihn wiedersehen werde, und lebte freudiger. So kam es zu einer Schlacht, in der ich zum ersten Male mitwirken sollte. Der Vorabend des Schlachttages stimmte uns junge Leute alle sehr traurig; Einige von uns hatten das gewisse Vorgefühl, daß sie den nächsten Tag nicht überleben würden, und machten sich deshalb auf den Tod gefaßt. Auch ich hatte dergleichen Gedanken, doch theilte ich sie Niemandem mit, sondern schrieb nur an meinen Vater, den ich bat, im Fall meines Todes den eingeschlossenen Brief an Bernhard zu besorgen. Kaum hatte ich den Brief beendet, als ich zufällig aufsah und in dem Dunkel des Zeltes eine Gestalt vor mir stehen erblickte, die, als ich scharf hinsah, die Züge Bernhard's vor mir entwickelte. Er winkte mir schweigend und ich sah, daß er nicht sprechen wolle oder nicht könne; ich blieb daher ebenfalls

schweigsam und sah traurig vor mich hin. Kommst Du, mir meinen Tod anzusagen? war das Einzige, was ich bei mir dachte und halb auch aussprach. Die Gestalt schüttelte mit dem Kopfe, und zeigte auf die Wand hin; ich blickte auch hin und las mit deutlicher Schrift auf die dunkle Zeltwand geschrieben: Das Treffen wird morgen ein glückliches sein, Dein Schicksal wird von dem Deiner Genossen nicht gesondert und ihr werdet Alle als Sieger aus dem Kampfe gehen.

Unwillig, daß hier nur von mir die Rede war, wendete ich mich wieder der Erscheinung zu, um sie um ihre eigenen Schicksale zu befragen, doch sie war nicht mehr zugegen. Eine dunkle Wolke, wie ich sie nicht früher bei den Erscheinungen bemerkte, zeigte noch die Stelle, wo sie gestanden, und verlor sich erst allmälig. Der morgende Kampftag begann, und wir machten uns fertig, unsere Dienste zu thun; Allen war wehmüthig zu Sinne, mir aber nicht; ich ging mit vollkommenem Muth in den Kampf, der mir auch keine Gefahr brachte. Die Abtheilung der Feinde, die sich uns gegenüberstellte, wurde geschlagen und wir gingen als Sieger hervor. Mit großer Freude schrieb ich dies meinem Vater, der mich zur ersten Waffenthat beglückwünschte

und zugleich schrieb, er habe von Bernhard immer noch keine Nachrichten erhalten. Er sei nach England abgereist, so viel sei gewiß, aber von dort Nichts von ihm zu erfahren; wahrscheinlich warte er den Kampf im Vaterlande ab, um nach dessen Beendigung in dasselbe zurückzukehren.

So wußte ich immer noch so viel, wie ich früher gewußt. Nach England war er gegangen, aber weshalb hatte er Nichts von sich hören lassen? War es glaublich, daß er sich in England befinde und hartnäckig uns Alle darüber in Zweifel lasse, wie es ihm dort gehe?

Indessen war mir doch die Richtung gegeben, wo ich ihn suchen mußte, und kaum erlaubte es ein Waffenstillstand und einige Zeit der Freiheit, als ich sogleich beschloß, sie zur Aufsuchung meines Freundes anzuwenden. Daß er nicht mehr am Leben sei, setzte ich fast mit Gewißheit voraus; nur sein Grab wollte ich mir ansehen. In London selbst angelangt, hörte ich viel von den Kunstwerken, die mein Freund hier gemalt oder hinterlassen hatte. Einer seiner Bewunderer und Freunde gab mir an, den Lord R.— aufzusuchen, als den, der am Meisten von dem Maler Bernhard hielte, und auch wüßte, wo er hingekommen sei. Ich suchte den Lord auf; fand ihn nach einigem ver-

geblichen Suchen auf seinem Landsitz in Lancasterſhire. Bei der Nennung meines Namens kam mir der vornehme Engländer sogleich mit Freuden entgegen: Seien Sie mir willkommen, lieber Herr, sagte der Mann mit herzlichem Händedruck; dem Namen nach sind Sie mir schon längst bekannt, denn wie oft und mit welcher Herzlichkeit hat der Herr Bernhard von Ihnen gesprochen! Ich wünschte Sie so lebhaft hierher in den Tagen, wo er noch lebte; es hätte ihn gesund gemacht, mehr als alle Verordnungen der Aerzte. Er ist also nicht mehr? fragte ich traurig. Seit mehr als einem Monat beweine ich ihn unter den Todten meines Begräbnißplatzes, sagte der Lord mit stummer Trauer. Wo haben Sie ihn hinbegraben? fragte ich. Wollen Sie hingehen? tönte die Gegenantwort, so wird Sie mein Hausverwalter hinführen. Ich bestimmte eine Stunde des Abends dazu. Ich ging, wie ich mir vorgenommen, mit dem Diener auf den Gottesacker; wir kamen in einen Gang, den ein prachtvolles, aus Marmor zusammengefügtes Denkmal zierte. Hier unter diesem Steine ruht der deutsche Künstler, den mein Herr ganz besonders ehrte. Ich betrachtete das Denkmal, las den Namen meines theuern Freundes, den Tag seines Todes und ein paar denkwürdige Züge aus seinem Leben.

Thränen benetzten meine Augen, und ich weilte so lange an dieser lieben Stätte, daß es schon völlig dunkel geworden war, ehe ich mich entschloß, sie zu verlassen. Ich machte bei meiner Nachhausekunft dem Lord dankbare Vorstellungen von dem kostbaren Denkmal, das ich auf dem Grabe gefunden; er erwiderte, das sei das Wenigste, was er dem Andenken seines geliebten Freundes hätte setzen können.

In der Nacht dieses selben Tages hatte ich nun folgenden Traum. Mein Freund erschien mir und machte mir Vorwürfe, daß ich sein Grab nicht besucht hätte. Ich sagte ihm, daß ich dort gewesen sei, daß dieses zu finden der Grund meines Herkommens allein gewesen. Er erwiderte mit trauriger Stimme: Unter jenem prachtvollen Steine hast Du mich gesucht? Dort liege ich nicht; es ist dies ein Monument, das die Eitelkeit des Lords sich gesetzt; mein Grab ist an der Kirchhofsmauer gleich beim Eingang. Wenn Du es möglich machen kannst, so laß meinen Körper ausgraben und nimm ihn mit Dir nach Deutschland. In der Erde der Heimath will ich ruhen; wo möglich bring' mich nach Lübeck.

Ich war entsetzt, als ich aufwachte; doch schenkte ich dem Traume keinen Glauben. Wie, sollte es

möglich sein, daß man mich getäuscht, daß mein Freund nicht unter jenem kostbaren Monument, sondern in der Stille an der Kirchhofsmauer ruhte? Das muß untersucht werden. Ich gelobte mir, dem Andenken meines Freundes volle Gerechtigkeit werden zu lassen, und ihn fortzubringen von der kalten, fremden Erde, wo er nur unwillig ruhen konnte. Ich ging jetzt an dem Tage allein auf den Kirchhof; und der Traum war so deutlich gewesen, daß ich mit Leichtigkeit das wahre Grab des Künstlers finden konnte. Ich miethete ein paar Arbeiter, und machte mich an das Werk, ohne dem Lord ein Wort zu sagen. Wir brachten den Sarg zu Tage, und ich ließ ihn öffnen, um meiner Sache gewiß zu sein, ob ich wirklich den geliebten Todten vor mir hätte. Der Sarg wurde in mein Zimmer gebracht, mit einem Teppich bedeckt, und ich befand mich nun allein mit dem Schatze, den ich so sorgfältig gesucht und endlich gefunden hatte. Ja, es waren die Züge des geliebten Todten, die mich aus dem geöffneten Sarge anblickten, man konnte nicht länger zweifeln. Es war nun aller Mühe und Kosten werth, ihn, ohne daß der Herr des Hauses Etwas merkte, fortzuschaffen. Anfangs war ich Willens, es ihm zu sagen und ihm Vorwürfe zu machen; dann aber fiel mir

ein, daß dies unrecht handeln hieße, daß er doch treu und aufmerksam für den Todten gesorgt hatte, und daß das Seltsame mit dem falschen Begräbniß nicht ihm konnte zur Last gelegt werden. Eine sehr verzeihliche Eitelkeit war dies, und sehr viele der Freunde des Künstlers konnten nicht anders, als ihm Dank dafür schulden. Ich ließ einen Kasten von derselben Größe machen, packte den Körper vorsichtig hinein, ließ ihn verschließen, und war jetzt bereit, ihn mitzunehmen. Das Dampfschiff ging an einem bestimmten Tage ab, und an demselben Tage fand ich mich mit meinem mit mir führenden Kasten auf demselben ein. Ich hatte mich nach Lübeck einschreiben lassen, und das Schiff nahm den Lauf nach Travemünde. Ein paar Worte an meinen Vater thaten von dem Erfolg meiner Reise und von meiner nahen Ankunft Bericht.

Mein Freund besuchte mich im Traume, und sagte mir, daß er jetzt, da ich seinen Willen vollbracht, mir nach wie vor erscheinen wolle, wenn ich es wünschen würde. Er sei im Zustande des Zwischenreiches; nicht zur Seligkeit berufen, aber auch nicht zur Verdammniß hingestoßen. Seine Werke seien sein Trost; er schaffe noch immer weiter an ihnen. Dies thäten Alle, die etwas

Wahres und Tüchtiges im Leben geschaffen; sie arbeiten auch in dem bessern Leben an ihm fort. Er gab mir das Mittel an, welches ich brauchen sollte, um zu gleicher Vollkommenheit zu gelangen. Ich fragte ihn, wie sich der Krieg verlaufen und welches Ende er nehmen würde? Er sagte: Das Ende ist nahe. Ihr werdet siegen; nur müßt Ihr den Muth nicht verlieren. Schon ist der Feind geschlagen und ist auf der Flucht hierher.

Damals verließ Napoleon Rußland und kam auf der Flucht nach Deutschland. Ich theilte diese Nachricht meinen Gefährten mit, und wir stärkten uns Alle daran und faßten neuen Muth.

Damals litt Lübeck viel von den Franzosen. Es war schwer, einen ruhigen Tag zur Bestattung der Leiche zu finden. Endlich wählte ich den Tag, wo Rabundus seine prophetischen Schläge gethan hatte. Alle Welt sprach von ihnen und theilte sich seine Befürchtungen mit, wem sie gelten möchten. Ich benutzte die Zeit, als die ganze Aufmerksamkeit auf das Grab des Canonicus gerichtet war, um ihm zur Seite ein Grab für meinen Freund bereiten zu lassen. Es war mit Mühe verknüpft, einen Mann zu finden, der einen Platz entdeckte und einen Raum herausfand, um das neue Grab zu machen. Endlich war Alles bereit, und in der

Stunde der Nacht stand ich und ein vertrauter Freund, der Prediger war, an dem Grabe, und wir senkten ihn ein. In der nämlichen Nacht besuchte mich der Verstorbene und beklagte sich darüber, daß ich ihn neben den bekannten unruhigen Rabundus beerdigt hätte. Ich fühlte mich von Vorwürfen gemartert, denn ich hatte es selbst schon bedacht, doch war es jetzt nicht wohl mehr zu ändern. Woran leidest Du denn, mein Freund? fragte ich ihn. Bedenke, daß Rabundus ein Todter ist, der fortwährend noch mit den Lebenden verkehrt, und daß diese Unruhe eine sehr störende ist. Wenn es ihm einfällt, heute Diesen, morgen Jenen zu besuchen, so erhebt er sich aus dem Grabe und weckt mich ebenfalls. Er wird aber mit der Zeit immer ruhiger, und wenn der Friede geschlossen ist, so wird er ganz von der Erde verschwinden. Das hat er mir mitgetheilt. Nun, so halte so lange noch aus, rief ich; wahrscheinlich wird es bald stattfinden, wir werden Alle Ruhe haben, die Todten wie die Lebendigen. So war es auch. Nach der Schlacht von Belle-Alliance sah ich meinen Freund zum letzten Mal im Traume. Er verschwand, und ich erblickte ihn fürder nicht mehr. Auch Rabundus war zur Ruhe eingegangen.

Das ist die Geschichte meines Freundes und

meiner eigenen Jugend. Mit diesen Worten schloß der Commerzienrath seine Erzählung, die in dem Kreise lebhafte Theilnahme fand. Man dankte ihm für die ausführliche Erzählung, und Viele, die von den Werken des Künstlers gehört hatten, wußten nicht anders, als daß er immer in Lübeck begraben gewesen sei. Es war sehr lobenswerth, daß Sie den Wunsch Ihres Freundes erfüllten, sagte die Dame; aber weshalb, erlauben Sie mir die Frage, brachten Sie Ihren Todten in die Kirche, und zwar noch dazu in die Nähe des gefürchteten Rabundus-Grabes? So viel mir bekannt ist, wird es nicht mehr erlaubt, Todte in der Kirche zu begraben.

Sie haben völlig recht, erwiderte der Gefragte; aber damals, in den Kriegsläuften, wurden die Gesetze, die man gegeben hatte, nicht so streng befolgt. Auch hatte mein Freund gewünscht, in der Kirche begraben zu werden; darum hielt ich es nur für Pflicht, jeden seiner Wünsche zu erhören. An den Rabundus und an dessen gespenstischen Spuk glaubte ich übrigens nicht.

Sie sehen, daß es damit seine Richtigkeit hatte, sagte die Dame.

Der Himmel gebe Allen Ruhe und Frieden! sagte der Commerzienrath. Was mich betrifft, ich

lebte nun ruhig in meiner Vaterstadt, und nach dem erlangten Frieden und dem Tode meines Vaters bekam ich ein Amt und eine Stellung hier in der Stadt.

Seltsam, fing ein Mann an, der längere Zeit geschwiegen und die Gesellschaft mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte; seltsam bleibt immer Ihre Gabe, die Sie vorhin an sich beobachtet hatten, sich an einen fremden Ort, weit fort von Ihrem jetzigen Standsitz zu versetzen und dem dortigen Freunde bemerkbar zu werden. Haben Sie diese Gabe noch?

Der Commerzienrath erwiderte: sie hat sich mit der Jugend verloren; auch gehört dazu, um sich völlig in Wirkung zu zeigen, daß ihr von anderer Seite ebenso entgegengekommen werde. Es muß Einer sein, der dieselbe Gabe und in derselben Art besitzt; es ist höchst selten der Fall. Seit dem Tode meines theuern Freundes machte ich auch nicht den Versuch, ob ich auch Anderen auf diese Weise sichtbar werden könne; es würde auch schwerlich gelungen sein.

Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, daß diese Gabe in der Natur vorhanden sei, doch nie hörte ich noch ein so deutliches Beispiel, sagte ein Arzt in dem Kreise. Wenn man sich Mühe

giebt und auf die Erzählungen der Menschen niedern Standes hört, so entdeckt man Geschichten von Leuten, die sich doppelt sehen lassen konnten. Ich habe selbst solche Berichte vernommen, die man mir erzählte, und zwar nicht als etwas ganz Besonderes, sondern vielmehr als Etwas, was man schon gewöhnt sei.

Hängt das nicht zusammen mit den Erscheinungen, die man das zweite Gesicht zu nennen pflegt? fragte eine Dame.

Doch wohl nicht, erwiderte der Arzt. Das zweite Gesicht, bei den Schotten und anderswo, ist mehr eine prophetische Gabe und bezieht sich auf das Vorhersehen von Todesfällen oder anderen Begebenheiten, die in naher Folge zu erwarten sind oder eintreffen. Das zweite Gesicht ist eine Gabe der Prophezeiung, die in manchen Familien sogar erblich ist.

Man sprach noch Mehreres über diese Gabe und ihre Wirkung; dann ging der Kreis auseinander, indem Jeder seinem Nachbar versprach, daß, wenn sich die Dinge so gestalteten, sie wieder zusammenkommen wollten, und daß man sich alsdann weitere Mittheilungen machen würde.

Endymion.

1.

Die Sonne war eben im Westen niedergesunken und eine geschwind zunehmende Dämmerung deckte alsbald den Theil der Erde, wo sich eben eine Karavane bewegte, die ihre Straße seitwärts von Mecca nach einem alten Dorfe in Arabien nahm. Der ganze Himmel war ein Flammenmeer und die schönsten goldenen und purpurnen Lichter verbreiteten sich über die Niedergsangstätte des herrlichen Gestirns, das hier verschwunden war. Einige der Mitglieder des Karavanenzugs hielten hier still und es wurde ein Gebet gesprochen, dem der Führer des Zuges, ein ehrwürdiger alter Araber, Vorstand leistete. Die jungen Leute des Zuges, die Männer und die Greise, Alle standen gesondert, Einer von dem Andern getrennt, in einzelne Gruppen getheilt, und die Weiber begaben sich wieder für sich in das Innere der Wagenburg, des Zuges.

Was sind das für rothglühende Mauern dort? fragte ein junger Mensch seinen Nachbar. Gewiß ist es eine brennende Stadt. Sollen wir nicht eilen zu retten und zu helfen?

Der Betende ließ sich ungern stören und antwortete darum kurz, indem er zur Seite sprach: Es ist keine brennende Stadt, sondern die Sonne spiegelt sich nur in den Mauern. Es ist die arabische Stadt Mecca.

Um dieselbe Zeit schritt der alte würdige Aelteste der Karavane aus seinem Zelte und ging an die Stätte, welche die Jünglinge innehielten, die sich eben erhoben hatten. Er fand nur einen noch auf den Polstern liegen und wandte sich zu ihm mit Unwillen. Achmet! rief er, weshalb verweilst Du hier? Weißt Du nicht, daß Deine Genossen eben zum Gebet gegangen sind? Weshalb geh'st Du nicht mit ihnen?

Der junge Mensch, sobald er den würdigen Mustapha vor sich sah, hatte sich erhoben und antwortete in knieender Stellung: Mein Vater, Du weißt, daß ich andern Glaubens bin als Jene. Laß die Scheibe des Mondes aus dem westlichen Wolkenschatten emporsteigen, so werde auch ich meine Andacht verrichten.

Warum des Mondes? fragte der Alte. Wenn

Du ein Christ bist, so hast Du überall und zu jeder Zeit Deinen Gott bei der Hand. Warum wartest Du auf den Mond?

Weil der Mond meine Mutter ist, antwortete der schöne Knabe.

Deine Mutter? frug Mustapha verwundert. Wer sagt Dir das?

Die schöne Luna, oder vielmehr Diana ist meine Mutter; sagte der Jüngling.

So erzähle mir Deine Herkunft, sagte Mustapha. Schon lange hast Du mir versprochen, daß ich erfahren sollte, wie Du in die Gesellschaft meiner Kinder gekommen bist und welche Bewandtniß es mit Deinen Eltern hat.

Gern, erwiderte der Jüngling. Nimm Platz hier an meiner Seite, denn meine Erzählung wird etwas lange dauern. Du kennst, wie früher das Geschlecht der Götter über unsere Erde herrschte; welch' eine Gütervollkommenheit damals üb[illegible] Sitte war, und Du hast auch gehört von [illegible]en Liebeshändeln der göttlichen Weiber dieser Göttergemeinschaft. So herrschte die ehrwürdige Juno damals im Himmel, ihr zur Seite lebte Aphrodite, die Meerentstiegene, dann gab es Minerva, die Wissenskundige, und noch mehrere Andere, die ich Dir jetzt nicht nennen kann, da ihr Reich und

ihre Herrschaft schon vergangen sind. Aber trotz dem, daß das Christenthum die ehrwürdigen Namen verdrängt hat, leben die Gewalten doch noch fort. Luna oder Diana lebt noch immer in dem heiligen Strahl des Mondes, und wenn er auf der Himmelskuppel thront, dann ist sie auch in der Natur gegenwärtig, und Gebet und Anruf erfaßt sie. Oefters kommt sie auch noch auf die Erde herab und küßt und liebt schöne Sterbliche, wie damals, als sie noch herrschte und man ihr Tempel erbaute. So geschah es, daß sie auch herabkam, als in einem schönen Thale ein junger Mann schlief, zu dem sie sich gezogen fühlte. Es war ein junger Araber aus Mecca, der gekommen war, das schöne Griechenland mit Krieg zu überziehen. Er war so wunderschön wie unser Vorfahr, jener bildschöne Schäfer Endymion, von dem Du gehört haben wirst.

Verruchte Zauberwesen! rief der alte Mustapha, wer hat von ihren teuflischen Kräften und Wirkungen nicht gehört? Doch fahre fort!

Du mußt meine Ahnen nicht schelten! rief der Jüngling, indem eine Röthe sein schönes bleiches Gesicht färbte, ebensowenig wie ich über Deine Götter Etwas sage, die mir eigentlich alle zuwider sind. Also der schöne Araber wurde

meiner Mutter gefährlich. Sie sah, daß er zu der neuen Ordnung der Dinge gehörte, und sie war daher zweifelhaft, ob sie sich ihm mittheilen oder sich ihm entdecken solle. Aber die Liebe und ihr schwaches Herz hatten mehr Macht als das Gesetz der Klugheit; sie sank daher zu dem schönen Jüngling nieder und er umarmte sie im Traum, indem er mit ihr die Ehe vollzog. Aus dieser schönen Liebesnacht erwuchs ich alsdann. Ich bekam den Namen des ersten Liebhabers meiner schönen Mutter, der sie an ihre glücklichste Zeit erinnerte; sie nannte mich Endymion, inmitten des Hains wuchs ich auf, und als ich die Kräfte hatte, die dazu nöthig waren, übernahm ich die Führung einer Heerde und lebte als Hirt auf dem Berge. Dort fandest Du mich, als Du einstens in meine Gegend gezogen kamst; meine Bitten überredeten Dich zu meinen Gunsten, und Du entschlossest Dich, mich mitzunehmen, wenn Du ein Mal durch die Wüste ziehen würdest; denn ich hatte Sehnsucht, je länger ich im Heerdendienst weilte, und je mehr ich von meiner schönen Mutter über meine Geburt und über den schönen Araber hörte, diesen Fremdling, der mein Vater war, aufzusuchen.

Weißt Du denn, daß er in Mecca ist? fragte Mustapha.

Ich weiß es, meine Mutter hat ihn selbst dort gesehen. In einer Nacht, als sie über diese Gegend ihr Licht verbreitete, sah sie in einem wilden Kriegshaufen einen jungen Mann, der ihr Anführer zu sein schien, und erkannte zugleich in ihm den Geliebten, den sie verloren.

Wie willst Du ihn aber wiederfinden und wie willst Du Dich ihm zu erkennen geben?

Das laß meine Sorge sein; rief der Jüngling, ich habe ein Mittel, das ich anwenden werde und dem Nichts entgeht; so auch nicht Das, was ich suche. Er schwieg hier, und Mustapha fand es nicht für passend, noch länger in ihn zu dringen. Gut, sagte er nach einer Weile, ich habe mein Versprechen gehalten, Dich hierher zu leiten, da ist nun Mecca; jetzt magst Du Deine eigenen Wege gehen.

Kannst Du mich nicht bis in die Mauern der Stadt führen? fragte der Jüngling.

Nicht gut, mein Stamm ist dem, aus dem die Stadt besteht, feindlich; ich käme also in Gefahr, mein Leben zu verlieren, fänden sie mich in ihren Mauern. Auch Du wirst gut thun, vorsichtig zu sein. Aber bis an die Grenze der Stadt will ich Dich führen; das kann mir Niemand verwehren.

Kaum war der Mond aufgegangen, in dessen reinem Lichte der Jüngling seine Andacht verrichtete, als auch schon Mustapha sich auf den Weg machte, und Beide gingen schweigend in der frühen Dämmerung ihres Weges dahin. Mustapha konnte nicht anders, als verwundert zu der schönen schlanken Gestalt des jungen Mannes emporsehen, der neben ihm ging und von dem er eine so seltsame Geschichte diese Nacht gehört hatte. Ist es möglich, sagte er zu sich selbst, daß Wesen auf solche geheimnißvolle Art geboren werden und neben uns existiren in ihrer Schöne und in ihrer zarten Natur, ohne daß sie von uns erdrückt oder beschädigt werden! Gott ist unerforschlich in seinen Werken. Kaum waren sie an die Stelle gelangt, wo sie sich trennen wollten, als Mustapha die glühenden Danksagungen und Zärtlichkeitsbeweise von dem fremden Jüngling entgegennahm, die dieser ihm gerührt weihete. Lebe wohl, edler Mann, rief der Jüngling ein Mal über's andere aus. Habe Dank für die edle Gutthat, die Du mir fremdem Jüngling geleistet hast; denk' an mich, und wenn Du einmal Hülfe bedarfst, so vergiß nicht, daß ich in der Nähe lebe und daß ich Dir nützlich werden kann.

Allein und ohne Führer, doch so sicher, als ginge

er unter Geleitschaft ganzer Kriegshorden, wanderte der schöne Jüngling weiter, und erreichte bald die Stadt, die ihn in ihre Mauern aufnahm. Er wußte nicht, an wen er sich wenden sollte, um Den zu finden, den er suchte; doch konnte er sich besinnen, daß ihm seine Mutter gesagt hatte, er befinde sich unter den Kriegern. Er trat also in das Stadtviertel ein, wo die Krieger sich zusammenfanden, und entdeckte gleich vom Anfang einen jungen Mann, zu dem es ihn seltsam hinzog. Auch hatte er dieselbe schöne offene Stirn und das blutrothe Maal unter seinen Haarwuchs halb verborgen, das ihm Luna beschrieben hatte. Der junge Mann sah seinerseits aufmerksam sich den fremden Jüngling an, und Beide fühlten, daß sie sich einander nähern müßten. Wer bist Du, Fremdling? fragte der Araber unsern Jüngling, und dieser antwortete: Ein Grieche, wie Du siehst; ich bin gekommen, meinen Vater zu suchen, und muß ihn hier finden. Dein Vater? fragte er neugierig, wo ist der, lebt er hier in Mecca?

Gewiß lebt er hier; er war einst in Griechenland, und dort entdeckte ihn meine Mutter, die schöne Luna!

Dort war ich auch, antwortete der Araber,

war deine Mutter nicht eine Fee, oder eine Göttin? Ich glaube sie gekannt zu haben.

Du hast sie gekannt, und Du bist mein Vater! rief der schöne Jüngling, indem er sich dem jungen arabischen Krieger in die Arme warf. Sie umschlossen sich herzlich, und der arabische Krieger weinte heiße Thränen an dem Halse dessen, den er seinen Sohn nennen mußte. Er erinnerte sich jetzt des schönen Abends, als er die Göttin in seine Arme schloß, und mit ihr der Liebe sich freute. O, rief er, was kann dem Glück gleich kommen, das ich damals empfand! Du bist das Ebenbild Deiner göttlichen Mutter, wärest Du nun auch Weib, so müßtest Du das meinige werden.

Kann ich nicht auch so Dir gehören, rief der Knabe.

Nein, rief der Araber, wir haben strenge Gesetze. Es ist nicht erlaubt, der Liebe zu pflegen zwischen den Geschlechtern, die zu einander gehören. Als Knabe bleibst Du mir ewig fern.

Wie grausam und erbärmlich das ist! Bei uns, im schönen Griechenland, ist es anders. Oft gehört der Mann zum Manne, wenn die Liebe sie zu einander führt. Doch wir wollen hoffen, daß meine schöne Mutter Deine Flamme kühlen werde

auch jetzt noch, da sie nicht mehr Dein Weib ist. Mit diesen Worten warf sich der schöne Jüngling an die Brust des Arabers und er drückte ihn zärtlich an sich. Sie sanken zusammen auf die Polster einer Ottomane, und der Araber rief in vollem Entzücken: Welch' ein Glück blüht mir; Du bist mein Weib, göttliches Mädchen, komm in meine Arme, ich bin Dein Vater, zugleich Dein Gatte.

Diese Vereinigung war zu glücklich, als daß sie nicht bekannt hätte werden sollen. Man kam zu dem arabischen Krieger, indem man ihm Glück wünschte zu dem Besitz der jungen Griechin, die er sich errungen.

Der Mond stand hell am Himmel, als diese Verwandlung vor sich ging.

2.

Der junge Araber war Muhammed, der, erst in den Anfängen seiner Bestrebungen befangen, sich einen Anhang suchte und durch Kriegsthaten einen Namen zu machen strebte, ehe er mit seiner neuen Lehre hervortrat. Er hatte die Wittwe eines andern Kriegers geheirathet, und hatte von ihr eine Tochter, Fatime, die sehr eifersüchtig und auf das Leben ihres berühmten Vaters sehr spähend und ausforschend sich benahm. Ihr entging die neue Liebschaft ihres Vaters nicht, und sie faßte gleich einen Haß gegen die junge schöne Griechin, die Muhammed bezaubert hatte, und die er Miona nannte, aus Endymion gemacht, mit der weiblichen Endigung in Miona. Aber allen anderen Männern gegenüber blieb Endymion bei seinem ursprünglichen Geschlecht; auch der Fatime trat er als schöner Jüngling entgegen.

Er ist mein Sohn, beruhige Dich, Fatime, so wie Du meine Tochter bist.

Aber er liegt neben Dir im Bette, rief Fatime, also muß er doch nicht Dein Sohn sein.

Doch ist er es; mein geliebter Sohn, den ich herzlich lieb habe. Fatime schwieg; doch sie beschloß, sorgsam nachzuspähen, und verließ den angeblichen Jüngling selten. Einst sah sie ihn im Bade, und ward so verliebt in seine schöne Gestalt, daß sie ihn für sich zu erobern beschloß. Aber Endymion fühlte Nichts für die Tochter des Propheten und wies ihre Liebe kalt von sich. Diese, darüber erzürnt, klagte es ihrer Mutter Chadidscha. Die Mutter machte ein Bündniß mit ihrer Tochter, und Beide lauerten dem jungen Griechen auf. Sie sahen ihn wieder zu Muhammed schleichen, und ertappten ihn auf dem Lager desselben, wo sie ihn banden, und ihn zwangen, sein Geschlecht anzugeben. Da es gerade Mondschein war, so befand sich der junge Grieche im Zustande der Frau, und so fanden ihn auch die beiden Weiber. Chadidscha beklagte sich jetzt, daß Muhammed eine Frau neben ihr dulde, da er doch versprochen hatte, dies nicht zu thun. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er Miona von sich stieß und sie hieß weit fortzuwandern. Mutter

und Tochter waren jetzt befriedigt, aber Muhammed versank in Traurigkeit und wünschte sich Nichts so sehr, als wieder mit seiner geliebten Miona zusammen zu sein. Er verheirathete Fatime an seinen Vetter Ali, Sohn des Abu-Taleb, eines Kaufmanns. Auch Muhammed fuhr fort, als Kaufmann zu leben. Im heiligen Monat Ramadän begab er sich in die Einsamkeit des Gebirges Hara, um religiöse Betrachtungen zu pflegen. Hier, in der vollständigen Einsamkeit des kalten Gebirges, lag er in langem und brünstigem Gebete vor Gott und wünschte sich seine Geliebte wieder. Eines Abends trat sie zu ihm. Wie, Miona, rief er, wo kommst Du her? Wie weißt Du, daß mir nach Dir verlangt?

Ich weiß Alles, was Dich angeht, erwiderte die junge Schöne.

So bist Du also wieder mein?

Gewiß; wenn Du mich nicht wieder von Dir stößt. Er schloß sie in seine Arme, und auf der trockenen Binsenmatte, die in der Hütte als Lager lag, schlossen die Beiden den erneueten Bund mit einander. Muhammed fand so viele Reize an seiner griechischen Geliebten, daß er alles Andere vergaß, selbst sein Gebet und seine religiösen Uebungen; dadurch fiel er in die Schlingen der bösen

Geister, die ihn zu verfolgen anfingen. Deine Mutter ist eine Göttin? fragte er einst Mionen. Sie war es, sagte diese; vorher, ehe die christliche Religion Umfang nahm, beherrschte sie den nächtlichen Himmel und leuchtete an demselben als Mond hinab.

So werde ich den Mond als Zeichen meines Stammes tragen, sagte Muhammed; zugleich soll er mich erinnern an das schönste Abenteuer meines Lebens, an Deine holde Mutter, die ich in meinen Armen gehalten. War sie nicht auch zugleich Göttin des Krieges?

Nein, meine schöne Mutter war zu sanft, um in das Handwerk des Mars zu greifen. Nur die Jagd zog sie an, und da durchzog sie als Jägerin die Haine und Waldungen.

O, auch ich bin Jäger! rief Muhammed; wie willkommen ist mir eine Göttin, die dieses Geschäft treibt! Ich bin ihr Sohn; sie wird mich schützen, wenn mir Gefahr droht. Ich will sie öffentlich verehren als Göttin.

Und er errichtete einen Altar und opferte der Diana. Endymion leistete ihm seinen Beistand, und stand und sah zu, wie die Flamme auf dem Altar brannte, und hörte ihn den Namen Diana oder Selene durch die Einsamkeit rufen. Aber

seine Anhänger sahen das für das Werk der Dämonen an, und kamen, ihn zu beschwören, den falschen Götzendienst aufzugeben. Er gehorchte nicht, und trieb nach wie vor den Dienst der Diana. Da kam ein Engel des Herrn zu ihm und sprach mit ihm. Er warf den Altar um, und zürnte Muhammed, und gebot ihm, sogleich das griechische Weib und den Götzendienst zu meiden, wenn er nicht die Gunst des Himmels einbüßen wollte. Muhammed mußte gehorchen, und so trieb er zum zweiten Male Mionen von sich. Sie ging traurig, in ihren Schleier gehüllt, in die Wüste. Du wirst mich doch noch wiederholen, Muhammed, denn wir gehören zusammen, trotz Himmel und Erde! sagte sie, als sie ging. Und der Tag hatte nicht sieben Mal gewechselt, als Muhammed wieder nach Mionen rief, und sie auch kam. Er schloß sie in seine Arme. Sei mein Weib! rief er, mische Dich aber nicht mehr in meine religiösen Aufgaben; diese muß ich allein vollbringen. Gott leidet keinen Götzendienst neben seinem Dienst.

So blieb denn Miona neben Muhammed. Sie war sein beschützender Genius, und hielt manche Gefahr von seinem Haupte ab. Denn als Jüngling umgab sie sein Lager, das sie wieder als Jungfrau theilte. Die Bekenner kamen jetzt wieder,

und er erhielt bald das frühere Ansehen. Ein würdiger Greis war unter ihnen; dieser sprach eines Tages zu Muhammed: Ich zähle schon nahe an achtzig Jahre, und Nichts befriedigt mich, wenn ich in religiöser Beziehung um mich schaue; ich wollte schon, wie viele meiner Brüder thaten, zu dem Christenthum übergehen, allein es hielt mich immer ein geheimnißvolles Etwas zurück. Es ist so viel Götzendienst im Christenthum, so viel, was nur Form und keinen Gehalt hat, daß sich meine Seele, die einfach das Wahre sucht, nicht damit befreunden kann. Auf der andern Seite ist das Judenthum, wohin ich auch hätte gehen können, so voll von Träumereien und talmudistischem Unsinn, daß es mir ganz widerstand, als ich mich suchend darum bewarb. Hier bei Dir, mein Muhammed, finde ich endlich, was ich suchte. Die einfache Wahrheit und das Bekenntniß eines Gottes, wie ich ihn stets gesucht und nun gefunden habe. Zugleich lehrest Du ein Leben nach dem Tode, und das ist mir besonders tröstlich. Ich bin ganz der Deine.

Sei mir gegrüßt, Bekenner! rief der Prophet, mögen Viele Dir gleichen. Es ist die Zeit gekommen, wo eine reine Lehre Grund und Boden

fassen muß, um das Wort Gottes unter den Menschen zu gründen.

Weiß der junge Mann auch von Deiner Lehre? fragte der würdige Alte.

Noch nicht ganz, lautete die Antwort, doch hoffe ich, ihn zu mir zu ziehen. Er hängt bis jetzt noch der Irrlehre der alten Griechen an.

Nicht der Irrlehre! rief hier Endymion; sondern der wahren alten Lehre, die erst durch neue Satzungen gestürzt worden ist. Ich bin der Sohn einer Göttin, die Luna hieß, und die auch Muhammed gekannt hat.

Wie, eine heidnische, ketzerische Liebe? rief der Alte aufstehend, das hätte ich nicht erwartet. Er, der Priester des wahren Gottes, zugleich Anhänger einer ketzerischen Leidenschaft! So muß ich Dich meiden und mein Glaube ist sehr erschüttert.

Muhammed, den der Zorn des Alten sehr unangenehm berührte, schalt Endymion wegen seiner Einmischung und nahm das Wort, indem er den Alten weitläufig seines Irrthums belehrte und das Verhältniß auseinandersetzte. Ich kenne keine heidnische Göttin! rief er; es ist Lüge und Betrug, was jener junge Mann da sagt.

Wie, Du verläugnest meine schöne Mutter? rief

Endymion, jetzt hast Du mich zum dritten Male verstoßen, lebe wohl, Muhammed, jetzt werden wir uns lange nicht wiedersehen.

Er ging in die Wüste, und Muhammed sah ihm nach. Er bog um einen Felsen und verschwand. Ein langer Klagelaut wie ein menschlicher Seufzer drang durch die Natur, und das Laub der Bäume raschelte seltsam, als sprächen Stimmen durch einander und ein unnennbares Weh glitt durch Muhammed's Busen.

Meine Miona! Komm zurück, meine schöne Geliebte! so bat der Verlassene, aber das Echo gab seine Klage zurück. Miona ließ sich nicht wieder sehen.

3.

Schon sechs Mal hatte der Mond sich erneut, sein heller, milder Glanz erfüllte das Thal, Muhammed stand auf den Schwellen seiner Hütte und bat in den zärtlichsten Ausdrücken seine Geliebte, sie möchte ihm wieder erscheinen, aber sie kam nicht. Der Mond warf seinen Schimmer wie kalten, höhnenden Spott auf die weite Erde.

Ich habe sie bitter gekränkt, indem ich ihre Mutter verläugnete, sagte der Prophet ängstlich zu sich. Wie soll ich's wieder gut machen? Er war in Verzweiflung; nur in hellen Mondnächten floß Trost in sein Herz. Es war ihm, als schwebte die ferne Geliebte um ihn, und er sähe sie vor sich stehen im hellen Mondesstrahl. Er breitete seine Arme aus; dann aber war es ihm, als beginge er einen Verrath an seiner Lehre, und er

zog sich beschämt zurück. Waraka, ein getaufter Jude, ein Vetter seiner Frau, kam zu ihm in die Wüste, und Beide sprachen über den Inhalt der Bibel, des alten, wie des neuen Testaments, die Waraka beide gelesen hatte. Nun ist es Zeit, rief Waraka, daß Du hervortrittst mit Deiner Lehre; in Mecca sind Viele Dir zugewendet, in Medina ebenfalls. Was soll ich thun? fragte Muhammed, was verlangt man von mir? Daß Du Dich als Propheten, der Du bist, bekennst, rief Waraka, die Lehre wird alsdann ihren festen Boden haben, und Du wirst eine Schaar gläubiger Schüler um Dich sehen. Wird mir das Miona ersetzen? fragte der Prophet träumerisch und traurig. Wer ist Miona, fragte Waraka.

Miona, rief Muhammed, ist meine Geliebte, meine Tochter, das Weib meiner Seele.

So laß sie kommen, rief Waraka, wenn sie wirklich Dein Weib ist, so wird sie sich freuen über Deine Erhöhung.

Ach, wüßte ich nur, wo ich sie finden könnte, ich wäre schon längst zu ihr geflohen.

Ist nicht Chadidscha Dein Weib? fragte Waraka verwundert.

Ist es nicht meinen Bitten erlaubt, mehr als

ein Weib zu haben? Chadidscha war mein Weib, jetzt ist es Miona.

Der trockene und ernste Waraka war erstaunt über diese Rede. Er hatte Etwas gehört von der Griechin, und war jetzt verwundert, aus Muhammed's Munde selbst von ihr zu hören.

So laß uns gehen und sie aufsuchen, sagte er.

Wir werden sie nicht finden, erwiderte der Verlassene. Sie ist fort; nur im Mondschein lebt sie, denn da ist sie zu Hause.

Komm nach Mecca! rief Waraka. Das ist jetzt Deine Pflicht, das Spätere wird sich Alles schon finden. Er zog ihn mit sich fort. Sie gingen nach Mecca. Als sie vor die Thore der Stadt kamen, fanden sie Alles in Aufruhr. Wo ist der Prophet? riefen mehrere Stimmen. Hier ist er! rief Waraka, Muhammed an der Hand fassend. Das ist der wahrhafte Sohn Gottes, er ist Prophet, glaubt ihm, er wird Euch führen.

Sie umschaarten ihn und riefen: Es ist Muhammed, der Sohn Ali's, der uns gegeben worden ist, er ist der wahre Prophet Gottes, es ist kein anderer außer ihm. Laßt uns ihn anerkennen und ihn krönen. Sie flochten jetzt Kränze und bekränzten ihn. Waraka begrüßte ihn zuerst als alleinigen Propheten.

Chadidscha und Fatime waren ebenfalls unter dem Volke. Chadidscha rief: Ja, es ist mein Mann, ich kenne ihn wieder; er ist der Prophet, ich kann für ihn zeugen.

Muhammed sah sie scharf an, und rief dann: Ist Euch dieses Zeugniß genügend, meine Brüder? Eine Frau spricht sich immer für den Mann aus. Diese aber lügt nicht, wurde ihm geantwortet, sie spricht die Wahrheit: Du bist Prophet; Deine Frau sagt es.

Er ist mein Mann, und hat es mir gleich zuerst gesagt; wie er die erste Offenbarung erhielt, hat er sie mir mitgetheilt. Ich war zugegen, wie der Engel Gabriel mit ihm sprach, und ich habe ihn gesehen, wie er im Götzendienst Anfechtungen hatte, und ich und meine Tochter haben ihn befreit von jenem Dämon, der sich ihm anheftete.

Muhammed erschrak, als er seine Frau so sprechen hörte. Er zweifelte nicht länger, daß sie von dem Zufluchtsort Miona's wisse, und beschloß, sie zu fragen. Der Andrang der Bekenner war so arg geworden, daß kein Zelt und kein Haus sie fassen konnte; man mußte auf offenem Markte mit einander verkehren. Waraka hielt die meisten bei sich, und ein großer Theil gruppirte sich um die beiden Frauen, die fortfuhren für Muhammed zu

sprechen und für ihn zu zeugen. Endlich ging die ganze Menge auseinander, indem man auf den folgenden Tag wieder eine Zusammenkunft verabredete. Muhammed fragte seine Frau, aber erfuhr Nichts; sie hatte die Griechin nicht gesehen, und wußte nichts Anderes von ihr, als daß sie fortgegangen, und Muhammed von diesem bösen Geiste befreit sei.

Wer sagt Dir, daß sie ein böser Geist war? fragte Muhammed seine Frau.

Ihr ganzes Aeußere zeugte davon, war die Antwort. Wenn Du Dich mit solchen Gespenstern abgiebst, dann, gieb Acht, dann geht die ganze neue Religion verloren. Sie wollen natürlich ihr Theil; Du kannst sie später nicht mehr wehren, sie überholen Dich, und Du wirst ihr Knecht.

Gott steh' mir bei, wenn meine Religion eine solche Schmach erntete! Wenn ich's erlebte, daß ich so vor allem Volke gedemüthigt würde, es wäre entsetzlich!

So lange wir leben, wird dies nicht geschehen! riefen Chadidscha und ihre Tochter, wir werden Dich beschützen und bewahren.

Und so war es auch. Jeder kleine Zugang zum Propheten wurde bewacht und beschützt. Miona fand keine Mittel, sich ihm zu nähern, so eifrig

sie auch suchte. Muhammed hatte fortwährend ängstliche Visionen von Gefahren, die er nicht kannte, die ihn aber zu umspinnen drohten. Er sah die Welt der Griechen gegen ihn entfesselt, und ein Krieg der Götter stand ihm ganz nahe bevor. Er mußte mit allen Waffen des Gebetes sich dagegen zu bewahren suchen. Oft gelang es ihm, oft aber auch nicht. Die schöne Göttin Luna oder Diana neigte sich ihm in Liebessehnsucht entgegen, und er mußte sie fliehen wie ein teuflisches Gesicht, das ihn zu versuchen kam. Oft war er zweifelhaft, ob er nicht die Rolle eines Propheten aufgeben sollte und statt dessen sich in Liebe mit Miona vereinigen. Aber alsdann erschien ihm ein Engel, und machte ihn auf sein großes Geschick aufmerksam und hielt den Spiegel der Wahrheit vor, und alsdann war er wieder eifriger als jemals seinem Berufe ergeben. Die Völker innerhalb Meccas waren ihm ganz ergeben, nannten ihn ihren Propheten und waren bereit, für ihn zu fechten. Es sammelte sich immer mehr Volks um ihn, und sein Name wurde berühmt in der ganzen Gegend.

Die Gefahren, die ihm in Mecca drohten, wurden zuletzt so groß, daß er sich in ein festes Felsenschloß zurückzog und daselbst drei Jahre

wohnte und von seinem Oheim Abu-Taleb daselbst besucht wurde. Nach Ablauf der drei Jahre ging er wieder frei hervor und begab sich auf vielfache Aufforderungen seiner neuen Anhänger nach Medina. Diese erste Auswanderung war die Flucht, von der die Moslim ihre Jahrzahl rechneten. Hier in Medina fand er nun mehrere sehr wichtige, einflußreiche Anhänger vor, mit denen er sich verband, und welche die Religion, deren Prophet er sich nannte, weiter verbreiteten. Eine ganze christliche Karavane aus Nadschran trat zu dem Muhammedismus über, und dieses Ereigniß erfreute ihn so sehr, daß er darüber den Tod seines Beschützers und Oheims Abu-Taleb fast vergaß. Auch der Tod seiner Frau fiel in diese Zeit, und er beschloß, sobald sie ausgeathmet hatte, gleich eine andere Frau zu nehmen. Die Zahl seiner Frauen wurde jetzt so groß, daß er neun noch bei seinem eigenen Tode hinterließ. Die Tochter Abubekr's war auch darunter, sie hieß Aïscha; und Hafßa, die Tochter des ehemaligen Kalifen Omar, war eine der ausgezeichneten überlebenden Frauen Muhammed's. Als er nach Medina floh, im September 622, ging er mit seiner Frau und Abubekr nicht ohne Gefahr seines Lebens dahin. Er machte daselbst einen Versuch, die zahlreichen

Juden Medinas zu seiner Lehre zu bekehren, indem er ihnen Concessionen bewilligte. Da aber der Erfolg seinem Wunsche nicht entsprach, hob er die Concessionen wieder auf und erklärte die Juden für seine erbittertsten Feinde. Nachdem er in Medina eine Moschee zu bauen angefangen und wichtige Gebote für die neue Lehre hinterlassen hatte, begann er seine Kriegszüge in der Nachbarschaft, zum Theil gegen die Karavanen und gegen einzelne Feinde. Das erste Gefecht war gegen die Meccaner im Monat Ramadan, um eine aus Syrien zurückkehrende Karavane zu plündern. Die Karavane entkam, aber es fand ein heftiges Gefecht bei Bedr statt zwischen den Meccanern und den zu ihnen sich haltenden Gläubigen. Der Sieg war für Muhammed von der allergrößten Wichtigkeit. Bei Ohod gewann er ein neues Treffen. Diese Siege setzten ihn besonders bei seinen Anhängern fest und sein Ansehen wuchs außerordentlich. Die Meccaner schlossen förmlich Frieden mit ihm und erklärten ihn für ebenbürtig. Jetzt konnte er ungehindert seine Sendboten durch ganz Arabien schicken und für die neue Lehre werben. Muhammed genoß das Glück noch bei seinen Lebzeiten, die meisten der Einwohner des Landes sich unterworfen zu sehen. Im zehnten Jahre unter-

nahm er die letzte Reise nach Medina. Hier empfing er die Huldigung der Stämme durch Gesandtschaften, die ihm Treue schwuren. Die Ceremonien bei dieser letzten Reise galten als Norm für alle späteren Wallfahrten. Nachdem er diese wichtigen Geschäfte vollbracht hatte, kehrte er nach Mecca zurück, und wurde hier von einem Fieber ergriffen; im Monat Juni 632 bereits krank, besuchte er ununterbrochen die Moschee, die an sein Haus stieß, betete und richtete, als er den Tod entschieden herannahen fühlte, an seine Zuhörer und Anwesende Worte des Abschiedes und Ermahnungen zum Festhalten an dem wahren Glauben, bis er endlich nach einem erneuten Fieberanfall in seiner Hütte und in den Armen seiner Frau starb; Aïscha war es, die ihn später noch pflegte und in deren Armen er auch starb.

Als er zum Tode erkrankt auf der Matte lag, auf der er sterben sollte, breitete er noch einmal seine Arme gegen eine Erscheinung aus, die aus der Thür der Hütte trat und ihn willkommen hieß. Es war Miona, die sich ihm zuletzt noch zeigte. Er berührte ihre Hand im Sterben und sie ließ sie kühlend auf seiner heißen Stirn ruhen.

O, meine Inniggeliebte, sagte er, so kommst Du doch noch einmal, um mich zu sehen. Habe

Dank für Deine Liebe und behalte sie meinem Stamme und der von mir gestifteten Gemeinde für's Künftige.

Ich werde bei Dir bleiben, so lange noch Dein Name genannt wird unter den Menschen! rief die schöne Griechin. Hier hast Du das Zeichen, unter dem Du siegen wirst; gebrauche es klug und weise; es wird Dir Glück bringen. Sie löste hierbei von ihrem Schmuck einen halben Mond ab, den sie ihm überreichte, und verschwand.

Muhammed gebot, daß dieser halbe Mond auf die Standarte, die er selbst geführt und die ihn in jeden Krieg begleitet hatte, befestigt werde.

Das was das Ende Muhammed's, des großen Propheten.

4

Vierhundert Jahre waren nach dem Obigen vergangen; der Islam hatte sich ausgebreitet über Asien und über einen Theil Europas und bedrohte sogar Wien mit einer hitzigen Belagerung. Da diente in dem türkischen Heere, das vor Wien lag, ein junger Türke, Mustapha, unter den übrigen Kriegern. Er war der einzige Sohn einer armen Wittwe, die in ihm ihr Glück sah. Mustapha war nicht, wie seine Landsleute, grausam und verfolgerisch; er übte sogar Milde und Mitleid, wo er es irgend konnte.

Bei der Plünderung eines Klosters bei Wien erschöpften sich die Türken in aller Art Grausamkeiten und das unglückliche Gotteshaus seufzte unter der Last der Ungläubigen. Nirgends war Hülfe; die armen Gottesbräute flohen unter Seufzen und Weinen, überall waren die Türken, sie ver-

folgend, sie tödtend. Unter der Abtheilung des türkischen Militairs, das gegen das Kloster wüthete, befand sich auch Mustapha. Er kämpfte gerade gegen die Klosterbewohner und bezwang sie völlig. Er stürmte mit in das Gebäude und fand eine Anzahl junger Nonnen, die sich ihm mit Bitten und unter Beschwörungen entgegenwarfen. Eine darunter war besonders schön. Noch sehr jung, schien sie wenig über sechszehn Sommer zu zählen. Mustapha nahm sich ihrer an und beschützte sie gegen die Angriffe seiner Landsleute. Er führte sie endlich mit sich fort und die junge Schöne zerfloß in Danksagungen und in Thränen. Das Kloster war zerstört, dort konnte sie nicht länger bleiben und folgte daher ihrem Beschützer, wohin er sie zu führen beabsichtigte. Wer bist Du, christliche Jungfrau? fragte Mustapha. Ein unglückliches Mädchen, erwiderte sie; denke an Deine eigene Mutter, wenn Du mich schützest. Diese Worte fanden sogleich eine Stätte in Mustapha's Seele. Er liebte seine Mutter über alle Maßen, und da die junge Schöne diesen heiligen Namen genannt hatte, that er ihr das Gelübde, sie zu schützen, und wäre es auch mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit. Er brachte sie also in's Zelt, wo er und seine Kameraden lebten, und stellte sie seinem Hauptmann vor. Dies war

ein ältlicher Mann, sehr religiös; er nahm die junge Christin mit Liebe auf und ließ sie in seinem eigenen Zelte schlafen. Hier besuchte sie nun Mustapha. Was kann ich noch für Dich thun? fragte er sie, und sie antwortete ihm: Mache, daß Omar, so hieß der Obrist Mustapha's, mich immer mit so scheuem und ehrerbietigem Wesen ansieht alsdann werde ich geschützt und sicher sein. Mustapha konnte ihr das natürlich nicht versprechen, doch er bewachte, so viel es anging, das Benehmen Omar's und fand es ganz in der Ordnung.

Was willst Du mit dem Mädchen beginnen? fragte der Obrist eines Tages seinen jungen Soldaten.

Ich will sie mit mir in meine Heimath nehmen und sie dort heirathen.

Sie eine Christin, Du ein Moslem? antwortete der ältere Türke.

Muhammed verbietet es nicht, erwiderte der junge Soldat.

Gut, so übergebe ich sie Dir, rief Omar. Hier im Kriege ist es schwer, ein Mädchen zu hüten. Mache Dein Möglichstes mit ihr.

Mustapha warb jetzt um das christliche Mädchen, doch sie wies ihn unwillig ab. Denkst Du,

rief sie, ich werde Deinetwegen mein Gelübde brechen, das ich den Heiligen geschworen?

Aber es ist kein anderes Mittel, Dich zu retten, rief Mustapha. Alsdann, wenn Du Dich weigerst mir anzugehören, muß ich Dich wieder frei geben und Du geräthst in die Gewalt der rohen Soldaten, denen ich Dich mit Mühe entrissen habe.

Wenn Du mich hütest und bewahrest, sprach die Jungfrau, so werde ich Dich groß und angesehen machen unter Deinen Mitkriegern, denn mir ist diese Macht gegeben.

So hilf mir Dich zu schützen! flehte der Jüngling, den Willen habe ich, aber nicht die Macht.

So nimm dieses Zeichen, und wenn Du es anwendest, wird Jeder vor Dir fliehen. Mit diesen Worten löste sie von ihrem Haarschmuck einen goldenen Halbmond und reichte ihn dem Jünglinge.

Ha, wer bist Du? frug sie dieser erschreckt. Das ist das Zeichen meines Glaubens! Wer bist Du, daß Du mir das giebst, wonach Alle trachten, die hier kämpfen?

Du allein wirst der Sieger sein! Sie gab ihm nochmals ihren Segen und der junge Mustapha fühlte sich erhoben und geläutert. Du bist meine

Hoffnung und mein Leben! rief er, unter Dir ist der Sieg.

Er pflanzte das Zeichen auf seinen Turban, und sogleich, wer es nur sah, bezeigte ihm seine unbedingte Verehrung. Die Nonne blieb an seiner Seite. Es gelangen ihm einige kühne Kriegsthaten; er nahm eine Verschanzung und hieb sich durch ein Defilé hindurch, das ihm den Weg versperrte. Diese That wurde dem commandirenden Offizier berichtet, und Mustapha ward befördert. Es war nicht ganz ein Monat verstrichen, als er sich zum Adjutanten des Effendi befördert sah. Man rechnete ihm nach, daß er zur unmittelbaren Verwandtschaft mit dem Propheten sich zähle, also berechtigt sei, einen grünen Turban zu tragen. Auf diesem Turban befestigte er nun das Zeichen, das ihm die wunderbare Nonne verehrt hatte. Als der Kriegszug beendet war und ein einstweiliger Friede geschlossen wurde, ging er mit dem Effendi nach Hause. Er war dessen rechte Hand; Nichts konnte geschehen, Nichts unternommen werden, wo er nicht seinen Rath dazu ertheilen mußte; zuletzt heirathete er die Tochter des Effendi und ward selbst in die Stelle des Vaters eingesetzt. Er war jetzt

Effendi, und hatte selbst eine Anzahl Truppen unter seinem Befehl.

Die Prophezeiung der Nonne war eingetroffen. Man nannte ihn nicht anders als Mustapha Mehmed-Ben, das heißt, der von Muhammed Begünstigte. Seine Mutter war ganz glücklich, und wußte nicht genug der Nonne Dank zu sagen, denn sie war der Ueberzeugung, daß das Glück ihres Sohnes einzig das Werk dieser frommen und seltsamen Person war. Sie bat sie oft flehentlich, ihr zu sagen, in welchem Zusammenhange sie mit ihrem Sohne stehe. Die Nonne erwiderte immer: In keinem andern, als daß er ein tugendhafter junger Mensch ist, der mich beschützt hat, als ich ganz verlassen war.

Aber zu Mustapha sagte sie: Höre nun meine Geschichte und begreife dann, daß ich zu Dir gehöre und Dich fördern muß; denn Du bist aus meinem Blute entsprossen und bist einer meiner Nachkommen.

5.

Als der Urahn, der göttliche Prophet, noch auf Erden wandelte, hub die Nonne an, hatte er ein Liebesverhältniß mit meiner Mutter. Du wirst mich fragen, wer diese meine Mutter war, und ich erwidere, sie war eine Göttin, und ein großer Theil der Erde war ihr unterthänig. Sie hieß Luna oder auch Diana. Ich kam als Jüngling zur Welt und mein Name war Endymion. Da ich mit Deinem Vater lebte, war ich Weib und hieß Miona. Zerwürfniß und Spaltungen mit seiner Familie brachten unsere Scheidung zuwege. Er liebte menschlich, das heißt, mit Ausnahme der Göttin, wählte er sich eine Frau, die mit ihm das Gewand des Staubes theilte. Da konnte ich nicht länger sein Weib sein und schied von ihm.

Als er auf dem Sterbebette lag, kam ich noch

einmal zu ihm und gab ihm meinen Segen und zugleich das Versprechen, daß ich ihn und seinen Stamm nie verlassen würde. Ich habe es gehalten, nach vierhundert Jahren erschien endlich ein junger Mensch, der fähig war, meine Annäherung zu ertragen, und würdig, über mich zu urtheilen. Dieser junge Mensch bist Du. Ich entdeckte mich Dir, und fand die gehoffte Aufnahme. Als Christenmädchen nahmst Du Dich meiner an, und retteteſt mich vor der rohen Schaar Deiner Soldaten. Das forderte Dank, und ich hab' ihn Dir gezollt. Jetzt aber lag es an mir, Dich zu erheben, und ich habe es auch gethan. Es war nicht meine Absicht, Dein Lager mit Dir zu theilen, darum gab ich es zu, daß Du eine reiche Frau nahmst und durch sie zu Ansehen gelangteſt. Lebe nun glücklich mit dieser Frau, und denke meiner in Dankbarkeit und Ergebenheit; ich kehre in das himmlische Reich zurück, woher ich stamme.

Mustapha hörte diese Worte mit schweigendem Entzücken an. O Miona! rief er endlich, mache mich glücklich, wie Du meinen Urahn glücklich machteſt. Beselige mich als Weib.

Nein, Mustapha, sagte sie, verlange dieses nicht. Dein Geschlecht ist undankbar; so wie mich die schlechte Treue und die Undankbarkeit Deines

Urahns beleidigt hat, so könnte mir es ebenfalls mit Dir begegnen; darum ist es besser, wir gehören einander nicht an.

Vergieb, Miona! rief Mustapha, Du selbst hast die Undankbarkeit des Propheten entschuldigt, warum willst Du jetzt so hart über ihn urtheilen? Versuch' es mit mir. In meinem Herzen fließt edles Blut, ich kann treu sein, und einfach und wahr lieben.

Nein, nein! rief die Nonne; das bittere Gefühl, das sich einmal in mein Herz gestohlen, läßt sich nicht wieder hinausschaffen. Ich habe Mißtrauen zu Deinem Geschlecht, und würde nie an Deine Liebe glauben.

So bleibe wenigstens bei mir. Verlaß mich nicht!

Und welche Rolle sollte ich bei Dir spielen? fragte die junge Griechin verwundert. Würde ich als Jüngling bei Dir weilen, verstieße ich gegen die Gesetze Deiner Religion, und bliebe ich als Weib bei Dir, würde ich die Pflicht, die Du gegen Deine Gattin hast, verletzen. Also geht es auf keinen Fall.

Was meine Gattin betrifft, so würde ich sie zu bereden suchen, Dich als ihre Freundin und Genossin anzunehmen. O Miona, bleibe bei

mir. Mir ist's, als wenn mein Glück dann auch bliebe.

Es darf nicht sein, Mustapha! Lebe wohl.

Mit diesen Worten erhob sich die himmlische Erscheinung in die Luft, und verschwand vor den Augen des jungen Türken, der ihr lange schwermüthig nachsah. Sie ist fort, seufzte er vor sich hin, ich werde nun unglücklich sein; arm und wieder in meine frühere Niedrigkeit zurücksinken.

Aber dem war nicht so. Sein Glück blieb, und es stieg immer höher und höher.

Er wuchs in Weisheit und Erfahrung immer mehr; seine Stimme wurde im Rathe gehört.

Als die Religion eines neuen, kräftigenden Antriebes bedurfte, wurde er erwählt, diesen ihr zu geben, und er wählte sorgsam jedes Mittel, das ihm dazu gemacht schien. Er reiste umher und prüfte alle Anstalten, die mit der Religion zusammenhingen, und wo er einen Mißbrauch oder eine tadelnswerthe Einrichtung fand, kam er hinzu und sie mußte seinen kräftigen Bemühungen weichen. So gewann er sich den Namen des zweiten Propheten. Er bestätigte alle die Satzungen seines Vorfahren und bestimmte über Krieg und Frieden. Auch die jährlichen Wallfahrten ordnete er und setzte ihre Zahl auf drei jährlich fest. Er selbst

ging fast alle Monate nach Mecca, sah sich dort das Haus an, in welchem der Prophet gelebt, und kräftigte und bestätigte die Gemeine. Sein Weib Fatime folgte ihm überall nach. Er lebte mit ihr im besten Einverständniß. Auch seine drei Kinder waren ihm lieb, und er hatte es dahin zu bringen gewußt, daß der älteste, der Mustapha, wie er selbst, hieß, von Miona gesehen und gesegnet worden war.

Als er starb, folgte ihm der Segen der Seinigen und zahlreicher Anhänger und beglückter Menschen nach, und Miona erschien, ihn zum letzten Mal in die Arme zu schließen. In ihren Armen verschied er.

6.

Eine finstere Zeit war über den Islam gekommen; er schwand sichtlich hin und verkümmerte unter den äußeren Einflüssen. Seine Bekenner waren nicht eifrig genug, ihn gegen seine Feinde zu schützen. Christen und Juden theilten sich in die Erbschaft Muhammed's. In dieser Zeit lebte in Coimbra ein junger Arzt, mit Namen Ali. Er war gescheidt und trieb die Wissenschaft auf einen hohen Punkt, von wo er sie zu behandeln wußte, daß sie vielen Menschen nützlich war und großen Einfluß gewann. Der junge Arzt Ali ward bald so berühmt, daß ihn die Fürsten suchen ließen und er überall seinen Rath geben mußte. So wurde er auch eines Tages in den Palast eines reichen Spaniers geboten, der ihm mit den Worten entgegenkam: Meine Tochter ist krank, Niemand kann sie retten, willst Du es übernehmen, gebe

ich sie Dir zum Weibe und die Hälfte meines Besitzthums dazu.

Ali sah sich das junge Mädchen an, sie gefiel ihm, und er wandte die Mittel an, die er hatte, um sie zu heilen. Es ging schwer und er mußte immer wieder versuchen, die Gewalt der Krankheit war größer als seine Kunst; endlich aber gelang es doch. Er stellte sie völlig her und der dankbare Vater sah sich ihm verpflichtet. Er wandte sich zu seiner Tochter und fragte sie: Wisse, Elvira, um Dich zu heilen, habe ich damals den Schwur gethan, Deinen Arzt Dir zum Manne zu geben, wenn er Dich heilen würde. Willst Du nun mein Wort erfüllen und ihn zum Manne nehmen?

Mein Vater, rief die junge Spanierin erröthend, bedenke: der Arzt ist muhammedanischer Religion. Wie ginge das mit mir, da ich katholisch erzogen worden bin?

Ich zweifle nicht, rief der Vater, daß der Arzt seine Religion aufgeben werde.

Nein! rief Ali fest, das wird er nicht thun. Elvira, kannst Du mich nicht heirathen, ohne daß ich Christ werde? —

Ich werde mich bedenken! sagte sie. In ihrer Antwort lag deutlich ihr Bekenntniß verborgen.

Sie wollte nicht; ihre Liebe war nicht stark genug, um den Gegenstand des Religionsbekentnisses zu umgehen. Ali hörte diese ihre Worte und fragte nicht weiter nach. Er blieb unvermählt.

Als er wieder in sein einsames Haus trat, kam ihm ein junger Mensch entgegen, der sich ihm als Gehülfe und als thätiger Diener anbot. Ali sah ihn sich an, er gefiel ihm und er nahm ihn in Dienst.

Wie heißest Du? fragte er.

Zurim, erwiderte der Diener.

Gut, Zurim. Halte die Werkstatt ordentlich rein und mache auch alle Gefäße sauber, die ich in Arbeit gehabt; Deinen Lohn sollst Du erhalten.

Zurim arbeitete Tag und Nacht, bis er die Werkstatt und alles ihm Aufgetragene gehörig geputzt hatte. Diese Aufmerksamkeit und diese Thätigkeit gefiel Ali ungemein und er gewann den jungen Zurim lieb, der neben ihm schlief und ein Zimmer neben dem seinigen hatte.

In einer Nacht trat Ali an das Bett des jungen Dieners, weckte ihn und trug ihm ein Geschäft auf. Zurim erhob sich, konnte sich aber nicht so geschwind anziehen, daß Ali nicht seinen Körper hätte sehen sollen. Er rief in Verwunderung aus: Wie, Zurim, Du bist ein Weib?

Verstoß' mich deshalb nicht! bat der Knabe. Ja, ich bin ein Weib, das Dich schon lange verehrt hat und zu Dir in Liebe entflammt ist, seitdem sie weiß, daß Du die reiche allmächtige Spanierin von Dir gestoßen hast. Von diesem Augenblicke an behandelte Ali Zurima, wie er sie jetzt nannte, anders, mit mehr Rücksicht und Theilnahme. Er bat sie, das zu thun, was er ihr vorhin befohlen hatte, und sie that Alles mit dem sanftesten Gefühl des Gehorsams. Nichts konnte lieblicher sein, als die junge Magd bei diesem zwar noch jungen, aber durch seine Grundsätze gemäßigten Herrn. Alles geschah durch Liebe und in Liebe.

Zurima, willst Du mein Weib sein? fragte Ali sie eines Tages.

Dein Weib, Ali? Ach, fordere das nicht, rief die junge Sklavin.

Warum nicht? fragte er nun. Bist Du etwa auch Christin?

Nein, ich bin dasselbe, was Du bist. Aber Du bist weit vornehmer, als ich; Du schreibst Deine Abkunft vom Propheten her. Ich bin Nichts als eine niedere Magd. Mein Vater war Tagelöhner.

Gut, so sei die Meine! In Stelle jener hochmüthigen Spanierin sei mein!

Ich darf Dich nicht mir zugesellen, rief die Sklavin. Frage mich nicht, warum; aber ich darf es nicht. Willst Du erlauben, daß ich Dir nach wie vor diene, so erfüllst Du alle meine Wünsche.

Das kann ich nicht erlauben, denn ich fühle Liebe zu Dir, und es würde nicht gehen, daß ein Mädchen bei einem jungen Arzte dient, ohne daß die Vorurtheile sie verdammen und auch meine Ruhe angriffen.

So werde ich denn wieder von Dir gehen, sagte Zurima traurig und fast weinend.

Nein, nein! das wirst Du nicht. Du bleibst bei mir, rief Ali.

Eine Zeit lang ging es nach dem Alten, dann aber erneuerten sich Ali's Anträge, und Zurima, um nicht undankbar zu erscheinen, wählte eine Zeit, wo sie ihrem Herrn Folgendes eröffnete: Ich kann nicht Dir gehören, o Ali, weil ich schon Dein bin. Ich bin von demselben Geschlecht, wie Du, derselben Abkunft. Dein Urahn, der große Prophet, war mein Gemahl; ich habe ein mehr als sechshundertjähriges Alter.

Wie ist das möglich? rief Ali; Du scheinst mir wenig mehr als achtzehn zu zählen.

Und doch ist dem so, wie ich sage. Ich habe an der Seite Muhammed's gelegen, und deshalb

kann ich nicht Dein Weib werden. Meine Abkunft ist von den Göttern. Meine Mutter war eine Göttin.

So sei mein! Du knüpfst das Glück an einen Frechen.

Ich werde bei Dir sein, so lange Du lebst, rief die Erscheinung, doch mehr fordere nicht!

Wie ist Dein eigentlicher Name?

Endymion.

Gut, Endymion! Sei mein, und sei als mein Weib mir unterthänig, dann bin ich zufrieden. Ich verlange kein anderes Bündniß.

Die Menschen kennen die Treue nicht, rief die junge Griechin; es ist nicht wie bei uns Göttern. Ihr geht von Einer zur Andern, und so würde ich von Neuem betrogen. Das darf nicht sein.

Und sie blieb bei ihrer Weigerung, was Ali auch sagen mochte. Sie verließ ihn, als sie sah, daß sie Nichts ausrichtete mit ihrer Weigerung, und daß der junge Türke immer stärker forderte und wünschte. Er wurde, als er sah, daß er seinen Zweck nicht erreichtete, ein berühmter Arzt, zog überall umher und förderte auch seine Religion. Zuletzt gab er das medicinische Fach ganz auf und lebte nur der Religion. Er förderte sie ganz außerordentlich.

Er starb zuletzt als unbeschreiblich gepriesenes

Licht der Wissenschaft und der Religion. Der muhammedanische Glaube wurde durch ihn wieder belebt und erweitert. In der ärztlichen Wissenschaft gründete er ein neues System, und alle seine Bewunderer wurden seine Anhänger und blieben ihm treu bis an's Ende. Er starb, und bei seinem Tode erschien ihm Miona und segnete ihn. Er starb in ihren Armen.

7.

Es war beinahe dazu gekommen, daß der Islam ganz verlöschte auf der Erde, daß seine Feinde ihn bekriegten und ihn unter sich brachten. Die vereinigten Kräfte Rußlands fochten gegen die Frankreichs und Englands; Rußland, um den Islam zu stürzen. Vor Sebastopol waren sie vereinigt, und dort diente ein junger arabischer Krieger, Namens Achmet, mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Achmet war der Sohn eines Bassa und in Konstantinopel erzogen worden. Er war vierundzwanzig Jahre, als er in den Krieg zog. Eine große Zukunft war ihm prophezeit worden; doch war davon noch wenig eingetroffen. Der Bassa liebte diesen Sohn außerordentlich; wo es irgend Gefahr gab, da erlaubte er ihm nicht vorzudringen. Deshalb gingen mehrere Gelegenheiten, wo

er sich hätte auszeichnen können, nutzlos vorüber. Ein junger englischer Offizier sah diese mißliche Lage des ehrgeizigen Türken, und schloß enge Freundschaft mit ihm. Achmet, sagte er ihm eines Tages, willst Du meinem Rathe folgen? — Gern, war die Antwort, wenn Du mir das räthst, was mir und meinem Ruhm nützlich ist. Morgen stürmen wir die Veste, sei mit uns! rief der Freund. — Ich darf nicht, sagte Achmet; morgen giebt mir mein Vater die Besorgung der Gefangenen, die ich fortführen muß. Das thust Du nicht, Achmet, sondern kommst zu uns! Die Gefangenen können auch ohne Dich nach Hause kommen; Du bist uns nöthig, und es kann auch morgen Etwas geben, was Dich mit einem Male weiter bringt, als Du in Jahren gekommen bist.

O William, wenn Du wüßtest, wie grausam streng mein Vater ist, wie es kaum möglich ist, ihn zu täuschen, Du würdest so nicht zu mir sprechen.

Ich spreche so zu Dir, weil ich in Dir den Mann von Muth erkannt habe; ich will noch mehr thun, ich will Dich unserem Oberanführer vorstellen; er vertheilt die Plätze morgen, und ich kann hoffen, daß er Dir den wichtigsten und entscheidendsten geben wird.

Wenn das wäre, wie glücklich wäre ich dann! rief Achmet begeistert. Ich wollte fechten, daß unsere Feinde nicht wüßten, ob ein Mensch oder ein Gott sie überfiele.

Gut, komm mit mir zum Anführer. Sie gingen Beide, und der junge Türke wurde vorgestellt.

William sagte Einiges zu seinen Gunsten, und der Oberst Mac-Farian nahm ihn sogleich in Dienst, und gab ihm den Posten, der gleich nach dem jetzigen Anführer kommt, und der in der Vertheidigung einer Schanze bestand, die man rechts an einem sehr gefährlichen Posten aufgeworfen hatte. Hier, mein junger Freund, wo der Kampf angeht, wirst Du entweder sterben oder Du wirst siegen, in beiden Fällen wird Dein Name genannt werden, und Du wirst zur Entscheidung des Kampfes beigetragen haben. So sprach der oberste Kriegsaufseher. Der Kampf begann, der Feind richtete die Hauptmacht seines Feuers auf jene Schanze, und mehrere Stunden blieb Achmet einem erbitterten Angriff ausgesetzt. Neben ihm fielen die Genossen und die türkischen Soldaten zu Boden, er aber stand unverrückt auf seiner Stelle. Da kam sein junger englischer Freund zu ihm. Gut, Achmet, so hab' ich Dich mir gedacht, rief er. Halte Dich fest, es ist bald

zu Ende. Und er ergriff sein Doppelrohr, zielte, und der Schütze, der eben einen Angriff auf Achmet beabsichtigte, fiel getroffen nieder. Man eilte, seine Stelle mit einem andern zu besetzen, aber ehe dies geschehen konnte, that Achmet schon seine Schüsse, und der Posten war so gut wie verloren. Der wieder aufgestellte Feind wurde ebenfalls vom Engländer niedergestreckt, so wie er sich zeigte, und so geschah es, daß Achmet Sieger blieb und die Schanze vom Feinde nicht erobert wurde. Bald ging von hier aus der Sieg auch anderwärts hin, und nun war der Feind verloren; eine Mine, die gelegt worden war, sprang in die Luft, und Sebastopol war erobert. Man schrieb den Sieg allgemein dem unerschrockenen Türken an der Schanze zu. Achmet aber wußte, daß sein Freund, der junge Engländer, die hauptsächlichste Ursache des siegreichen Kampfes war, und er suchte ihn deshalb auf, um ihm zu danken.

Du bist der Sieger, rief Achmet zum Engländer.

Wer sagt Dir das? fragte Jener trocken; Du hattest den Posten, also bist Du es.

Gewiß, ich hatte den Posten, aber wer war es, der den feindlichen Krieger niederschoß? und

zwar hast Du dies auf eine bewundernswürdige Art vollbracht. Fast möchte man Dich mit übernatürlichen Kräften ausgestattet wähnen. Wer lehrte Dich so gut zielen und so richtig treffen?

Der junge Engländer schwieg.

Sprich, wer bist Du? fragte Achmet. Ich muß Dich kennen lernen.

Lernst Du mich nicht schon kennen? sagte der junge Mann. Sind wir nicht schon Freunde!

Freunde? rief Achmet, Du bist mehr als mein Freund. Ich liebe Dich.

O wie himmlisch ist das! rief der junge Engländer, und drückte zärtlich seinen Freund an seine Brust. Liebe mich, wie ich Dich liebe!

Folge mir nach Hause. Mein Vater ist reich und vornehm, Du sollst es gut haben.

Ich kann mich von meinem Volke nicht trennen, rief der Engländer; doch komme Du zu mir.

Nimmermehr! Wo denkst Du hin, unter Ketzer weilend, mein Land und meine Religion verlassend? Mich bringst Du nicht vom Heimathboden.

Der Oberbefehlshaber, der von den Thaten Achmet's gehört, überschickte ihm, als Sebastopol gefallen war, das wichtigste Ordenszeichen, das

er zu vergeben hatte, und von seiner Seite wurde er zum Bassa ernannt. Der Vater schloß ihn in seine Arme und wünschte sich Glück zu einem solchen Sohne.

Du würdest mich nicht mehr in die Arme schließen, sagte Achmet, wenn hier mein Freund nicht wäre; er hat mich im Zeitpunkt der Gefahr beschützt und den Feind niedergestreckt.

Großmüthiger Mann, sei unser Gast, komm mit zu mir.

Er will nicht, sagte Achmet; es zieht ihn nach Hause, zu den Seinen.

Ein treuer, edler Mann, rief Achmet's Vater, womit kann ich Dir dienen? Willst Du Gold, willst Du Schätze? sie sollen Dir gewährt sein.

Ich besitze so viel, als ich bedarf, sagte der Engländer, doch willst Du mir eine Wohlthat erweisen, so gieb mir Achmet, daß ich mit ihm lebe, wie Mann mit Mann lebt, und daß ich ihn ermuntere und stärke, bei seinen Grundsätzen auszuharren, denn mit ihm geht eine neue Periode für den Islam an.

Du hast eine eigene Kraft der Ueberredung; man kann Dir nicht widerstehen. So nimm ihn und laß ihn wieder zu mir kommen, wenn er es will. Versprich mir das.

Ich verspreche Dir, er soll reisen können, wenn er es will.

Mit dieser Bedingung reiste Achmet nun zu seinem Freund nach England. Der Freund besaß ein schönes Landgut, dort lebten die beiden Freunde in Sang und Freuden lange Zeit. William schloß ihn in seine Arme und rief: O wenn ich ein Weib wäre, wie würde ich Dich lieben, Achmet!

Ich würde Dir ganz gehören, antwortete der Türke. Warum bist Du kein Weib?

Ich kann es werden, wenn Du mir versprichst, mir treu zu sein und keine andere Frau neben mir zu besitzen.

Wie kannst Du daran zweifeln?

Und aus dem Engländer wurde Miona, die bekannte. Achmet schloß sie entzückt in die Arme. Mein schönes Weib! rief er. O, nun ist es gut! Wer bist Du eigentlich?

Dein Schutzgeist, Achmet; der Geist, der bestimmt ist, Dich zu retten, darum that ich das für Dich, was Du gesehen hast.

So kanntest Du mich schon früher? fragte Achmet.

Gesehen hab' ich Dich nie. Aber ich wußte, daß Du kommen würdest, schon mehrere Jahr-

hunderte voraus. Ich bin Deinem Stamme angeeignet und wache für sein Wohlsein. Erst war ich die Geliebte des Propheten.

Wie, des Propheten? rief Achmet. O sprich, wie war das möglich?

Ich lebe schon sehr lange. Der Prophet hatte ein Verhältniß mit meiner Mutter.

Wer war die?

Eine Göttin. Luna oder Diana. Eine griechische Göttin, die im Alterthume viel galt.

So schließ' ich ihre Tochter in meine Arme! rief Achmet, außer sich vor Entzücken. Bleibe bei mir. Mit Dir werde ich immer Glück haben.

Wozu willst Du dieses Glück nützen?

Wozu? Kannst Du noch fragen? Um meine Religion zu stützen, ihr dauernden Halt zu geben. Dieser Sieg, den wir jetzt erfochten haben, ist nicht genug; es muß mehr geschehen, und ich will es thun. Rede nur für mich bei meinem Vater. Dir gehorcht er unbedingt; er wird mich auf Deine Bitte freigeben, daß ich thun kann, was ich will.

Ich werde es versuchen, rief Miona. Doch jetzt wollen wir noch der Liebe pflegen und glücklich sein. Sie schlossen sich von Neuem in die Arme.

Als Achmet wieder zu den Seinigen kam, fand

er den Vater erkrankt. Er segnete ihn und starb. Miona gab sich ihm zu erkennen. Sei bei ihm bis an's Ende seiner Tage! rief der alte Vater, dann werde ich ruhig sein. Nun, da der Alte todt war, fing Achmet, der seine Würde und seinen Reichthum erbte, ein neues Leben an. Er führte nothwendige Reformen in der Religion ein und setzte die ganze Angelegenheit auf einen besondern Fuß. Er fand viele Genossen und Freunde, die bei ihm blieben und ihm halfen die Religionsverbesserung einzurichten; auch Miona war ihm als Mann zur Seite und gab ihm gute Rathschläge. Er machte die Flucht nach Mecca fünf Mal in seinem Leben, und an diesem Orte zeigte ihm Miona das Haus und die Einrichtung des Propheten. Er betete an dieser heiligen Stätte und kam dann gestärkt zurück.

Während er den Posten eines Reformators der Religion bekleidete, flossen ihm viele Einkünfte zu, die er alle auf wohlthätige Weise vertheilte, so daß er ein Segen für die Armuth wurde. Er starb endlich gebenedeit und glücklich, von all' seinen Nachkommen gesegnet. Miona schloß ihn in ihre Arme und weinte an seinem Sterbebette. Es war das letzte Mal, daß sie zu den Sterblichen herabkam. Jetzt flog sie wieder in die Höhe

und weilte bei ihrer Mutter; nur wenn sie fand, daß einer der Nachkommen des Propheten sich thätig bewies in Sachen des Glaubens, dann fühlte er ihre geheime Gegenwart, besonders wenn der Mond hell schien und der Wechsel desselben eintrat. Sie kam aber nicht mehr selbst herab. Mit Muhammed blieb sie in dem Paradiese, das für die ächten Bekenner der Lehre gegründet war.

So schenkte Gott seinem Liebling, dem großen Propheten, einen sichtbaren Engel, der immer um ihn war und seine Angelegenheiten führte und leitete; auch ihn selbst und seine Anhänger vor jedem Unglück bewahrte. Nie wird Muhammed's Lehre genannt, ohne daß man nicht auch des Engels Erwähnung thäte, der ihm beigegeben war, und dieser Engel war Endymion.

Die interessante Dame.

Die interessante Dame.

Wer im Frühling des Jahres 1802 nach Florenz kam, konnte dort eine schöne Frau bemerken, die einsiedlerisch für sich lebte, und höchst anmuthig ausschaute in ihrem schwarzen Anzug, mit der stillen, sanften Leidensmiene immer dieselbe. Wer ist die interessante Dame? fragte man.

Eine Deutsche! war die Antwort.

Ei, und wie heißt sie?

Eine Fürstin Stolberg. Dies ist ihr Taufname.

Und wessen Wittwe ist sie?

Eines sehr merkwürdigen Mannes. Des Herrschers von Großbritannien, des Königs Karl III.

Man erstaunt hier, einen König genanntzu hören, da auf dem Throne von England bereits einer saß

aus dem Hause Hannover. Man erfuhr bei näherem Nachforschen, daß sie die Wittwe des Prätendenten Stuart war, der sich von seinen Anhängern Karl III. nennen ließ, der aber nie den Thron von England inne gehabt hatte. Nicht deswegen war die Dame sehr anziehend und interessant; sie hätte es nicht mehr sein können, wenn sie die Wittwe eines wirklichen Königs gewesen wäre. Neben ihr saß ein junger Mann, offenbar ihr steter Begleiter und Freund. Er sah ebenfalls traurig aus, und beide Gesichter schienen von einem Zuge der Theilnahme belebt. Wer ist ihr Begleiter? fragten die Neugierigen.

Ebenfalls ein berühmter Mann, tönte die Antwort, der Dichter Alfieri.

O, diese Dame müssen wir kennen lernen.

Das wird schwer zu erreichen sein. Sie sieht Niemanden bei sich und lebt völlig einsam.

Wo?

Auf einer schönen Villa, die der Familie Gianfigliazzi gehört hat, und welche die Aussicht auf die Gebirge von Carrara hat.

Führen Sie uns zu ihr.

Unmöglich, Herr. Sie sieht und empfängt Niemanden. Glauben Sie nicht, daß der Zudrang

zu ihr ein unermeßlicher ist? Aber es wird Niemandem der Eintritt gestattet.

Wir können doch nicht abreisen, ohne sie gesehen zu haben.

Ich weiß wirklich nicht, was hier zu machen ist?

So muß man mit dem Dichter den Anfang machen. Er ist Dichter, wir haben Einen unter uns, der Verse macht. Geschwind ihn herausgeholt und mit ein paar starken Schmeicheleien dem Dichter vorgestellt; dann ist die Sache abgemacht.

Ich zweifle, daß es so rasch gehen wird. Der Dichter Alfieri ist eine Art Hypochonder. Er sieht Niemanden und hält auch, unter uns gesagt, von den jetzigen Dichtern Nichts. Es wird unmöglich sein, ihm irgend Jemanden vorzustellen.

So muß man das Haus stürmen. Wo eine interessante blasse Frau wohnt, an der Seite eines berühmten Dichters, da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man sich nicht Eingang verschaffte.

Versuchen Sie Ihr Glück; ich kann Nichts dazu thun.

Die Gesellschaft, welche die Neugierigen spielte, verließ ihren Führer, den sie einen Schwachkopf, einen feigen Menschen nannte, und versuchte

auf eigene Hand ihr Glück. Es gelang indeß nicht; mit aller Mühe kam man nur bis zum Vorsaal des Hauses, der in einem Gebüsch von Myrthen und Orangen lag, da erfuhr man von einem derben pausbäckigen Bedienten, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei. Als man dessen ungeachtet in das Haus eindringen wollte, wurde die Thür vor der Nase zugeschlagen.

Man mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Der Führer hatte wahr gesprochen, es war eine Unmöglichkeit, mit dieser interessanten Frau eine Bekanntschaft anzuknüpfen.

Ein kurzer Abriß aus der Geschichte der Stolberge.

Wer hat nicht den Harz gesehen, den Brocken und seine nächste Umgebung? Es ist eine ächt vaterländische Gegend. Die Einsamkeit deutscher Waldungen geht Einem hier auf, und man erkennt tausend Sagengebilde und wunderliche Begebenheiten in diesem Gebirgswalde. Es ist eine dunkle, schauerliche Poesie, die sich hier versammelt. In der ersten Mainacht sieht man einen langen, gespenstischen Zug aus allen Gauen Deutschlands aufbrechen, um sich auf dem Brocken zu versammeln. Wenn es in der ersten Mainacht stürmte, wenn die Gewässer, befreit vom Eise, durch die Einöde der Föhrenwaldung tobten, wenn der Mond durch die zerrissenen Wolken in die schwarzen glitzernden Wellen des Mühlbachs

schaute, der unheimlich rauschte und brauste in der Nacht, dann nahm die Müllerin ihr Kind fester in die schützenden Arme, und die Familie flüchtete sich, eng zusammenrückend am Herd, um die Flamme desselben, der Erzählungen lauschend, die dem alten Großvater von den runzelvollen Lippen entglitten. In dieser Nacht getraute sich der Jäger, der spät heimkehrte, nicht hinauf zu sehen zu der hellen Mondscheibe am nächtlichen Himmel, nach dem Tumult der Wolken oben, immer fürchtend, er sähe die grauen flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie sie gegen den Sturm arbeitend, auf ihrer entsetzenvollen Reise dahintrieben, er getraute sich nicht hinzusehen, wenn im Gipfel der Fichte die Aeste der Krone sich ächzend beugten, immer besorgt, eine der Larven habe sich im Laubgeflecht verfangen, und arbeite jetzt, ihr Gewand loszumachen. Der Fischer, der noch spät den Waldsee befuhr, kehrte heim, ohne dem Widerschein auf dem Wasser nachzuspüren, denn ihm ahnete, daß es gespenstische Frauen seien, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden und Dem, der ihnen nachspürt, starre Leichengesichter entgegenhalten. In einer solchen Nacht zeigt sich der Harz in seiner schauerlichen Größe, er ist umsponnen von einem ungeheuren Mährchennetz.

Alles lebt, Alles regt sich auf ihm; aber es ist ein Leben, vor dem die Creatur schauert. Oben auf dem Gipfel sitzt der Unaussprechliche, furchtbar und schrecklich anzuschauen, in der Gestalt eines schwarzen Bocks, und die Weiber kommen und küssen ihm die schwarzen, scheußlichen Beine. Diese Nacht wählt gerade der Dichter, um in ihr zu schwärmen. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brausen hingebend, die offene Brust die Fülle der köstlichen Nachtfrische einathmend: so geht er, oder vielmehr so flieht er, mit Titanenschritten den Gipfel erklimmend, und oben angelangt, breitet er seine Arme aus, und ist bereit, seine Seele mit den tausend und abertausend Schrecken um ihn her zu vermählen.

Deutsche Dichter haben diesen wundersamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minnesänger, der ihn durchwandelte, um den Sängerstreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei diesem Streite die Preise vertheilte, und das Unglück hatte, ihren Liebling besiegt zu sehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor seinen Verfolgern verstecken zu können. Damals hörte der Thüringische Wald die provençalischen

süßlichen Weisen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluse; allerdings wundersame Klänge in diesem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgesang der alten Teutonen und dem mystischen Chor ihrer Druiden.

Man sieht daher, diese Gegend ist reich an vaterländischem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geschlecht, mitten in diese Gruppe von Erinnerungen gesetzt, auf einen so günstig gelegenen Boden gestellt, wie sollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? Und so ist's auch mit den Stolbergen geworden.

Eines der ältesten Geschlechter Deutschlands, rankt es seinen Stammbaum in gewaltiger Höhe; es theilte ihn vor Alters in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar ist Graf Christoph, geboren 1567, gestorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Zweige. Von dem ältesten Sohne ward die Hauptlinie in zwei Aeste getheilt, die Stolberge zu Ilsenburg, die 1710 ausstarben, und die zu Wernigerode. Die Letzteren erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeste gesondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geschlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürstenstand er-

hoben, aber 1804 in männlicher Abstammung erlöschend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit ihrem Stifter, Heinrich August, absterbend. Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Christoph, stiftete die jüngere Stolbergische Linie, deren beide Aeste, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Absterben der Fürsten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau gelegene Grafschaft Gedern an das Haus Wernigerode, so daß dieses jetzt als der Haupt- und Stammsitz der Familie zu betrachten ist. Der jüngern Linie gehört die Grafschaft Stolberg in Thüringen. Diese sowohl als die Hauptlinie bekannten sich zur protestantischen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römisch-katholischen Kirche übertrat, macht von dem herrschenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es ist kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schicksale dieses Mannes und seines Bruders zu berühren. Es sei kurz derselben Erwähnung gethan, ehe wir zu den Frauen übergehen. Wir müssen hier an den Kreis von Dichtern und Dichterlingen erinnern, die sich um Gleim in Halberstadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer

und Rabener in Berlin sammelten. Die beiden Brüder, Grafen Stolberg, wanderten von einem dieser Musensitze zum andern, ließen sich von Jacobi hätscheln, von Gleim vergöttern und küssen, von den Berlinern elegant bekomplimentiren. Die erste Jugend der beiden Brüder fiel in die teutonische Begeisterung, in die Cheruskerzeit, in das affectirte Bardenthum, zu der Klopstock die Jugend Deutschlands heranlockte, und deren Schauplatz Göttingen bildete. Es breitete sich eine ungeheure Rohheit über alle Genossen dieses Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentrischen excentrisch; aber lange hielten sie es nicht aus, sie trennten sich vom Bunde und zogen, Gedichte spendend und Liebschaften anknüpfend, in Deutschland umher. So fand sie Goethe, und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Gesinnung hatten die beiden Brüder doch noch so viel von dem Urdeutschthum beibehalten, daß sie den stillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten und den spießbürgerlichen Anstand auf eine betrübende Weise verletzten, wie wir in Goethe's Erinnerungsblättern sehr ergötzlich zu lesen bekommen. Endlich wurden die Brüder still und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu Münster, in

deren heiligen Schatten schon die schlanke Gestalt der Gräfin Galitzin verschwunden war. Er schwur den protestantischen Glauben ab, und diese That machte unbegreiflicher Weise ein nicht endendes Aufsehen in Deutschland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibsel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der sich darin gefiel, derb roh und poetisch bis an's Ende seiner Tage zu bleiben, ein Mann, der mit Holländer Uebersetzungen und Holländer Flüchen Deutschland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den allerärgsten Schmähungen über den armen katholisch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der diesen gewaltigen Spectakel verursachte. Die Thatsache selbst war gar nicht so wichtig.

Was die dichterischen Productionen der beiden Brüder betrifft, so waren diese auch nicht sehr bedeutend und beschränkten sich auf Nachahmungen der Dichterweise ihrer begabteren Freunde. Man entdeckt Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleist, und später an Goethe. Eigenes und Eigenthümliches giebt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Uebersetzungen des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyrischem Sylbenmaße, und des jüngern

Zeitgedichte als bedeutsame Erscheinungen beansprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholisch geworden, eine „Geschichte Jesu" heraus, die der Papst in's Italienische übersetzen ließ. Unter den Frauen des Geschlechts ist nächst Louise gleichfalls Auguste Stolberg bekannt geworden, indem auch sie das Geschick in den Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen sehr kühlen, wenn nicht beinahe sogar frostigen von Seiten des Dichters; denn Goethe's Briefe an Auguste Stolberg sind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet Willens war, seine in Jena aufgespeicherten Schätze nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel; sie betrachtet ihn, wie eine Andächtige ihren Beichtvater. Ganz zufrieden, ihm in unaufhaltsam fließenden Bekenntnissen ihr Herz ausgeschüttet zu haben, begnügt sie sich gern mit ein paar undeutlich gemurmelten Worten, die ihr aus der Tiefe des Beichtstuhles entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantasie rege zu erhalten und den Geist auf der frisch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu lassen, ist es ganz recht, wenn sie den Mann, mit dem sie verkehren, nie zu Gesichte bekommen; sie tragen auch kein Verlangen danach, sich mit ihm, wie mit einem Individuum, zusammen-

geführt zu sehen. Mit Frauen, die da lieben, ist es freilich etwas Anderes: denen ist gerade die sichtbare und faßbare Gegenwart der Person die Hauptsache, und der schönste Gedanke, das lieblichste Phantasiespiel ist ihnen nicht so viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Mundes, ein Druck der Hand. Gräfin Auguste war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den sie nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam; Gräfin Louise war nur glücklich, wenn sie den schönen, zwanzigzährigen Alfieri in nächster Nähe hatte.

Wir haben schon bemerkt, daß Gräfin Louise, oder Aloyse, wie sie sich auch nannte, von der Linie Stolberg-Gedern abstammte, die in den Reichsfürstenstand erhoben worden war. Ihr Vater war Gustav Adolph, Fürst von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Gronigstein und Wernigerode, ihre Mutter hieß Elisabeth Philippine Claudia und war die Tochter des Fürsten Maximilian von Horn-Montmorency. Fürst Gustav Adolph war k. k. General-Feldzeugmeister und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geschlechts war Karl Heinrich, ebenfalls General-Feldzeugmeister und zugleich Gouverneur der Veste Philippsburg; er starb

unvermählt 1804, wonach die Herrschaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Wernigerode überging. Die Mutter Louisens hielt sich in den österreichischen Niederlanden auf und starb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schwestern Louisens war die ihr zunächstfolgende, Karoline Auguste, zuerst mit Fitzjames, Herzog von Berwick, vermählt, nach dessen Tode mit dem Fürsten von Castelfranco; die zweite, Franziska Claudia, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; sie starb 1836; und die jüngste, Therese Gustavine, lebte zu Brüssel als Stiftsdame, und starb daselbst als die letzte dieser Linie im Jahre 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede sein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfünfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürstin die Hand bot, wenigstens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von seiner Seite nicht das Motiv, um das Band zu schließen; denn welche Vortheile konnte es dem verliebten Königssohne gewähren, sein Geschick mit einem machtlosen kleinen deutschen Fürstenhause zu verbinden? Aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrscheinlich, sondern sogar ziemlich gewiß, daß Gründe selb-

stischer Berechnung, welche die vergrößerte Macht ihres Hauses zum Ziele hatten, vorwalteten. In Deutschland hielt man damals noch an dem Glauben fest, daß das Haus Hannover sich unmöglich auf dem englischen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, welche die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größten Theile der damaligen Politiker in Deutschland, die das Schwanken der Meinungen im Parlament beobachteten, keineswegs für chimärisch, wofür Frankreich und Italien, nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Karl Eduard unternommen, sie ansah. Es war demnach Nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für sich in Aussicht stellte, als es diese Heirath veranstaltete. Louise selbst scheint zwar um diese hochherzigen Plane ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber sorglos, wenig sich kümmernd um die Verhältnisse um sie her, brachte sie ihren persönlichen Ehrgeiz nicht mit in's Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein in Mons; und diese Damen, die eine große persönliche Freiheit genossen und ihrem Stifte Feste gaben, gewährten der jungen Fürstin eine so heitere Existenz, wie sie sich solche nur wünschen konnte. Man darf also hier nicht von dunkelen Mauern, engem Verschluß, lästiger Be-

wachung träumen, um das Verlangen Louisens, sich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für sie war dieser Schritt wenig mehr als ein romantisches Abenteuer; es reizte sie, ihren Freunden im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauspiel zu gewähren; zugleich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernstlich an die zukünftige Krone; Louise spielte nur mit ihr, wie mit einem hübschen, blitzenden Spielwerke der Phantasie. Wir sagen, es scheint uns, daß sie damals so dachte; später hat sie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, diese leichtsinnige Einwilligung in den Plan, den nur thörichte Eitelkeit und eine gewissenlose Eigensucht entworfen, zu bereuen.

Karl Eduard schloß den Bund, als er eben von seinem gescheiterten Versuche — dunkle Gerüchte sagen zwar, er habe später nochmals sein Glück versucht — zurückgekehrt war. Wir müssen von diesem letzten Versuche Etwas sagen, zugleich von den früheren Schicksalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jakob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand sagt, daß man sie

eine nützliche nennen sollte, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation sei hierbei nicht wohl zu denken, den Thron verloren, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 14. Mai 1701 die bekannte Ausschließung der katholischen Stuarts von der Thronfolge. Jakob II. überlebte diese grausame Parlamentsacte nur wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt, mit Wilhelm III. zu unterhandeln, fest bei dem Grundsatze beharrend, daß sein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht von einem Machtspruche eines Usurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunsten der Jakobiten. Der Prätendent, damals zwanzig Jahre alt, machte den ersten Versuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, dann später im Jahre 1716, wo er bei Peterhead landete und wo sich dann auf das Unglücklichste seine Sache, wenige Monate darauf, entschied. Er lebte hierauf unter dem Namen eines Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gastlichste Aufnahme; zugleich erzeigte man ihm fürstliche Ehren und nannte ihn nicht anders als König Jakob III. Seine Ver-

mählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johann's III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papstes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 versuchte Jakob zum dritten und letzten Mal sich die Krone seiner Väter zu erkämpfen. Im Juni desselben Jahres sehen wir ihn in Rom. Die Gunst, die Clemens XI. ihm geschenkt, verdoppelte wo möglich noch sein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Palast Sachetti beschenkte und ihnen noch außerdem hunderttausend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftausend, das der vorige Papst gegeben und dieser bestätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemessenster Form nach wie vor dem Flüchtlinge erwiesen. Jakob befand sich daher sehr wohl in Rom, und da er nicht König jenseit des Meeres sein konnte, war er zufrieden, es wenigstens in Rom zu sein. 1720 wurde ihm der Sohn Karl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm. Auch unterließ Jakob nicht, die Geburt sämmtlichen Pairs seines Königreichs in einem feierlichen Circulair anzuzeigen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedikt, der spätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von Bona und St. Albans an.

Von dem Charakter dieses Chevalier de St. George oder dieses Jakob III. ist wenig Erhebliches zu sagen. Er besaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edlen Stolz seines Vaters, der, wie wir gesehen haben, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung kundgab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben seiner Väter scheint er nicht fest zu halten Willens gewesen zu sein, denn er gab zu verstehen, daß er sich zum Uebertritt allenfalls entschließen könne. Der Vater war auch hier fest und unerschütterlich, und darum ehrenwerth. Ein treuloser Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante seiner Kinder ein anstößiges Verhältniß, das seiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, so großen Kummer verursachte, daß sie sich endlich, 1727, in das Kloster Santa Cäcilia in Trastevere zurückzog. Sie starb im Alter von dreiunddreißig Jahren geradezu aus Reue und gekränktem Stolz.

Karl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich; dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich; er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß,

das zwischen dem Vater und der Mutter stattfand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm sich der Mutter an, und verdarb es dadurch für späterhin mit dem Vater, welcher daran arbeitete, ihn aus dem Hause zu entfernen. Es gelang, den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie an den Tag legte, in eine vortheilhafte Stellung unter dem Befehl des Herzogs von Liria, nachmals Herzog von Berwick, eines Verwandten des Hauses, zu bringen, wo er den Lombardischen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im Oesterreichischen Kriege thätig gewesen war und bei der Belagerung der Festung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf diese kriegerische Epoche folgte eine Zeit der Reisen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albani, miteinander machten. Diesen Namen legte Karl Eduard später nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geschick dem Sohne der Stuarts zu ersparen nicht Willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir gesehen haben, frühzeitig resignirt und sich in seine Lage, als Scheinkönig in Rom zu residiren, gefunden, nicht so der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die selbst bei dem unkräftigsten, energielosesten Charakter

auf kurze Zeit heroische Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuart's nicht ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jakobiten, reiche und einflußbegabte Familien, die beständig zwischen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, sich der Straße anzuschließen, welche die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter sie ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Karl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zustand in der Heimath schilderten und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu beginnen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beistand sollicitirt. Man erlangte vom französischen Ministerium Zusage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ Karl Eduard, unter dem Namen eines Marchese Spinelli, Rom, und sah der alternde Vater die Scenen seiner eigenen Jugend vor seinen Augen sich erneuern. Frankreich, Italien und Deutschland, die alle drei auf gleiche Weise an dem Geschick dieser unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, sahen nun wieder einen Sprößling dieses Stammes die abenteuerliche Fahrt beginnen, sahen nun von Neuem einen verfolgten Flüchtling den

Kahn besteigen, um sich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber diese drei Mächte, die sich mit dem Geschick der Stuarts beschäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutschland hatte in seinen eigenen Angelegenheiten gar viel zu thun; der Krieg wüthete an allen Ecken und Enden des heiligen römischen Reiches. Ein junger genialer König und eine eigensinnige herrschbegierige Kaiserin setzten alle Streitkräfte in Bewegung und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Interesse für den Namen der Stuarts, und für den Helden, der jetzt darin auftrat, erlosch sichtlich. Dies fühlte Karl Eduard, und Nichts demüthigte ihn so sehr, als daß sein Geschick aufhörte seinen Zeitgenossen schlaflose Nächte zu machen und aus den Augen der schönen Zeitgenossinnen Thränen zu entlocken. Es war so süß gewesen, als man noch an den Küsten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jakobitenlied: „The black bird“ vernahm, das Volk zuhorchte, der Priester segnete und schöne Frauen weinten, und nun als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppe zu treten, wo das Geflüster: Das ist er! Seht, der Abkömmling eines so tapfern und so unglücklichen Geschlechts! langsam verhallte. Der alte Chevalier

hatte noch diese Romantik an sich empfunden; Karl Eduard hatte es nicht mehr so gut. Man hatte allgemein so ziemlich die Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; er wurde an sein Dasein erst erinnert, als er seine Fahrt begann. Den Vater hatte man aus den Augen gelassen.

Ein Umstand, der günstige Erfolge versprach, war die fortgesetzte Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem englischen Throne zu kämpfen hatte; aber man muß leider hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünscht wurden, und daß die Partei in Schottland, die sich in der That mühte, den Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, sehr klein war.

In Paris angelangt, fand Karl Eduard die Stimmung für ihn äußerst wenig Hoffnungen erregend; dennoch wollte er vorwärts. Er schrieb dem Vater: „Der Würfel ist geworfen; fest steht mein Entschluß, zu siegen oder zu sterben, um meine Stellung zu behaupten, so lange noch ein Mann mir zur Seite steht." Einen Monat darauf landete er mit nur sieben Mann an der Küste Schottlands. Zu Glenfuimen versammelte er die hochländischen Clans um sich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jakob IV.

im fünfundvierzigsten Jahre seiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh, die Schlacht von Preston-Pans fiel günstig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geschlagen; der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig englische Meilen von London, vor. Da entstanden Uneinigkeiten unter den Führern, und rasch folgte diesem das Mißgeschick. Die gegen den General Hawlay gewonnene Schlacht nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit seinen verminderten Kräften tiefer in's Gebirge sich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erschien nun als ein Urtheilsspruch über das Geschick der Jakobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, mit Verbannung; ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Plätze wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der bretagnischen Küste; die Tragödie seines Lebens hatte nicht, wie beim Vater, fünf lange Akte, sondern drängte das schauervolle Interesse in einen einzigen Akt zusammen, wo Exposition, Fortgang und Schluß der Handlung rasch aufeinander folgten. Mit dem ersten Tritt, den sein Fuß auf den Boden Frankreichs setzte, war seine Jugend, sein Heldenthum,

seine Größe, sein ganzes geistiges Leben beendet und beschlossen; die übrigen Tage, die er noch zu leben beabsichtigte, war er sein eigener Todtschläger, der Feind seiner selbst; — denn ein Mann, von dem man erwartet hatte, daß er siege oder sterbe, der aber statt dessen besiegt wird und ruhig weiter lebt, hat sich selbst zum unerbittlichsten Feinde. Die Welt kann Dem nie verzeihen, der sie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günstlinge, wenn sie nicht passend zu sterben wissen, mit unerbittlicher Strenge. Karl Eduard, der Nichts erreicht hatte, Karl Eduard, der mit leeren Händen nach Hause kam, Karl Eduard, der jetzt, da er nicht König sein konnte, ein ehrlicher Hausvater sein wollte an der Seite eines jungen, hübschen Weibes, umgeben von Kindern, Karl Eduard wurde jetzt seinen Zeitgenossen langweilig und lästig. Er fühlte diese giftige Luftströmung in seiner geistigen Lebensatmosphäre und wurde jetzt sehr kleinmüthig, viel kleinmüthiger, als es sein Vater gewesen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltsam; nach Abschluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt umher. In Rom begann er mit seinem Bruder zu zanken, der sich mittlerweile beim Papst Bene-

dikt XIV. eingeschmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Interesse, geschweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück; als er jedoch erfuhr, daß man ihm daselbst die königlichen Ehren, die sein Vater daselbst genossen hatte, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und siedelte sich in Florenz an. Hier war es, wo er sein Ehebündniß schloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen, schönen Braut über. Die Prinzessin von Stolberg-Gedern hatte, bevor sie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erste Jugend in Wernigerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Gespiele gewesen, und es hatte sich ein Band jugendlicher Neigung zwischen Beiden geknüpft. Dieser Liebe hatte der Tod einen tragischen Schluß gegeben. Der Jüngling starb im Kriege, und Louise bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußsüchtig; sie suchte die Welt auf und ließ sich von ihr zerstreuen. Kaum war sie aus den romantischen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauschen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten

und nach Brüssel zu ihrer Mutter gekehrt, in das laute, geräuschvolle, elegante Brüssel, in das helle, mit seinen silberglatten Kanälen, weiten Ebenen und von Menschen wimmelnden Städten prunkende Niederland, so wich aus ihrer Seele jene träumerische Gestalt des blonden jungen Mannes mit den blassen Wangen und der tiefen Herzenswunde, aus der Blut quoll, die sie in ihren Träumen einst wachend und schlummernd stets vor sich gesehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte schon eine Menge Liebschaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er sich später an den Höfen ausbildete, sondern ein ritterlicher Held, der sich den jungen Marschall von Sachsen zum Vorbild gewählt hatte. Er machte Louisen den Hof und wußte die Aebtissin des Stifts, eine Prinzessin von Carignan-Delft, zu seinen Gunsten zu stimmen; dann war noch ein junger Franzose da, ein Graf von Larochefaucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Palestrava, ein Maltheserritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen, um die junge Stiftsdame zu heirathen; dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Ge-

meinde seine Stätte fand, wo er starb. Kurz, man sieht, es fehlte der jungen schönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm sie ihn und verabschiedete alle Anderen. Die Ehe ward in Macerata am 17. April 1772 geschlossen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geschmeichelt, auf welcher die Bildnisse des neuverbundenen Paares dargestellt waren, mit der Königskrone geziert und mit der prunkenden Inschrift umgeben: „Carolus III Magnae Brit. Rex et Ludovica M. Brit. Regina.“ Was konnte man mehr wünschen? Der alte Fürst von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß diese Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück; allein wer konnte behaupten, daß sie nicht einst doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübsche blitzende Krone, packte Alles heiter zusammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schicksal, das sich freute, die Hoffnungen der Stuarts und Derer, die ihr Geschick mit diesen vereinigte, zu vereiteln, machte sich doch sogleich grausam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern grausam zu vernichten. Das

Erste war, daß ihr Mann sich dem Trunke zu ergeben anfing; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeschick, eine Art Unglück, dem eine anständige Frau mit aller Mühe nur irgend eine erträgliche Seite abzugewinnen, und durch diese sich mit ihrem Manne wieder zu versöhnen vermochte. Karl Eduard trank, wie die komischen Helden in den Smollet'schen Romanen, die alten Hafen-Capitaine auf halbem Sold, zu trinken pflegen, so anhaltend und so überwältigend, und mit so groben, derben Zusätzen an Späßen und Redensarten, daß die elegante deutsche Frau sich vor ihm entsetzte und auf keine Weise sich Rath zu schaffen wußte. Sie hatte wohl schon gehört, daß die Engländer zu Zeiten sehr die Flasche liebten; sie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Gesellschaft ihrer eigenen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Tafel begann, aber sie hatte sich nimmermehr träumen lassen, daß die Exaltation eines englischen Trinkers einen so hohen Grad erreichen könne, wie sie es jetzt in nächster Nähe leider zu beobachten die Gelegenheit hatte. Sie war untröstlich, sie ging jammernd umher und rang die Hände. Karl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er

nicht lachte, so drohte er, zankte und polterte, und zwar drohte er, wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüst. Wenn er nüchtern war, so war er Graf Albani, ein Mann gänzlich ohne Bedeutung; war er trunken, so war er Karl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grausames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieses armen Mannes trieb.

Der Gesellschafter der interessanten Dame.

Da wir die interessante Frau jetzt genauer kennen gelernt haben, wird es Zeit, sich mit ihrem Begleiter zu beschäftigen, und hierzu dienen einige Notizen, die wir über den Grafen Alfieri beibringen wollen.

Ungefähr sechs Jahre hatte die Ehe mit Karl Eduard und der Prinzessin Stolberg gedauert, als das Paar den Grafen Alfieri kennen lernte. Dieser Graf Alfieri war in eben demselben Maße ein sonderbarer und merkwürdiger Mann, wie jene Zwei in ihrem Schicksal ausgezeichnet und vielfach wunderlich waren.

Es giebt zweierlei Arten von Poeten. Die eine schreibt ihre Inspirationen in schönen Versen nieder, und bildet so das Entzücken und die Lust der Nachwelt; die andere Art macht meist gar

keine Verse, erlebt aber die merkwürdigsten Schicksale und die wunderlichsten Erfahrungen. Diese letztere Art von Poeten nennen die Franzosen poètes en action. Ein solcher poète en action war nun der Graf Victorio Alfieri. Er war unermüdlich thätig von der Zeit seiner frühesten Jugend an, und reiste überall hin, in die unfruchtbarsten und unbewohntesten Gegenden, wo noch Niemand hingedrungen war, blos um Etwas zu erleben. Er erlebte auch die seltsamsten Schicksale und hatte die wunderlichsten Ansichten. — Wir sind in Deutschland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles, was sie sind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus sich selbst das Gespinnst hervorzaubert, und scheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von diesen Dichtern läßt sich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar Nichts erzählen; der allerscharfsinnigste und geschickteste Biograph findet auch nicht den kleinsten Umstand, der sich zu erwähnen lohnte, nicht einmal eine kleine Reise, ein Stündchen, anderswo vollbracht, als zwischen den vier Mauern, wo dieses Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wo es sein Weib hinbrachte, wo es seine Kinder aufzog, und wo es endlich stirbt und als Leiche auf demselben Schreib-

tische liegt, von dem man eben das letzte Manuscript hinweggenommen hat. Nichts, Nichts, was einem Ereigniß ähnlich sieht, selbst auch nur der blassen Abspiegelung einer That; und öffnet man die Bücher dieses Mannes, so erblickt das Auge des Lesers eine köstliche Fülle der bewundernswürdigsten Thaten in Worten darin ausgeschüttet; Gefühle und Gedanken an Thatsachen geknüpft, die eine mächtige und gewaltige Weltanschauung verkündigen. Und doch sah dieses Auge im Leben Nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms in seinem Dorfe und hörte Nichts als den einförmigen Gesang der Hirten, welche die Heerde heimtrieben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht; es ist eben das Genie, es ist eben der geborene Dichter. Diese Gattung Dichter blüht besonders in Deutschland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da sehen wir Poeten, die ihre köstlichen Reime unter dem beständigen Lärm der Waffen entstehen lassen, die, auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verse niedergleiten lassen, oder wie Blumen sie gleichsam hervorzaubern. Hier sehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und schöne Bücher vorzuzeigen vermögen. Wir sehen Dante aus den

Thoren von Florenz sich flüchten, mitten in einen Heerhaufen wilder Krieger geschlossen von kriegerischem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben, wie schon Tasso am Hofe zu Ferrara eine gewagte, kecke Rolle spielte, halb Abenteurer, halb beneideter Günstling, immer durch seine Verse wieder gutmachend, was seine Degenspitze verbrach. Unter diesen Poeten giebt es einige, die ihre Verse nicht niederschreiben, die sie nur erleben. Unter den Neueren war Byron ein poète en action, in der vollsten Bedeutung des Worts; er war es in dem Grade, daß er weit stärker durch sein Leben und durch seine Schicksale, als durch seine Worte die Zeitgenossen angereizt und erschüttert hat. Byron, ohne seine Liebesabenteuer, ohne seine wilden Reisen, ohne seinen Streit mit der Geistlichkeit und ohne seine bekannte Flucht aus dem Vaterlande, so wie seine Betheiligung an dem griechischen Kampfe hätte lange nicht diese ausgeprägte Gestalt in dem Spiegel der Geschichte erhalten. Mit Byron sehr große Aehnlichkeit zeigend, steht nun Graf Victorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der durch sein Leben wie durch seine Dichtungen, oder viel mehr durch sein Leben als durch seine Dichtungen Interesse einflößt. Die Dichtungen sind

kalt, gemessen, oft sogar frostig und starr, das Leben ist wild, bewegt, leidenschaftlich und ewig in den heftigsten Schwingungen pulsirend. Wenn es irgendwo nöthig ist, den Dichter aus seinen Erlebnissen zu deuten und zu erklären, so ist es in diesem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Gesinnung eines attischen Weisen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in sich einte, zugleich aber dieser Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Aristokrat und verachtete die Fürsten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maße, daß er im Stande gewesen wäre, auf die Herrschaft zu verzichten, wenn sie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, schalt er auf die Despotie, weil er sie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's ist gerade wie die Byron's. Beide waren herrschsüchtige, monarchische Naturen, die nur Freiheit predigten, weil sie Niemandem anders als sich selbst die unbedingte Gewalt gönnten. Abgesehen von diesem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich stark; es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Martyrkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in

Demuth und Selbstverläugnung: wie jedes Werk der Liebe fordert dieses, vielleicht höchste, Werk der Liebe der innigsten und heiligsten Nächstenliebe, die völlige Entäußerung ihrer selbstischen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine solche Selbsttödtung an sich vorzunehmen? Es soll dies kein Tadel sein, eine Natur ist anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, so würde man seinen Versen ihre Wirkung nehmen; gleichviel aus welcher Quelle diese Wirkung entspringt, wollen wir uns freuen, daß sie überhaupt da ist. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch Das, was große Geister thun, sondern auch durch Das, und sehr oft nur durch Das, was sie unterlassen. In die sichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt sich dann rasch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in zu großer Fülle gegeben ward.

Nachdem Alfieri, ein wilder Knabe, in dem Jesuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen war, entschlüpfte er frühzeitig diesem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angesehener Familie,

konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerksamkeit und Dienstgeflissenheit entgegenkam; allein der scheue Wildfang ging jeder ehrbaren Gesellschaft aus dem Wege und trieb sich mit seinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei sich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen; er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging er in's andere, von einer Stadt in die andere, immer müssig, immer unruhig in wüster Gedankenlosigkeit fortstürmend. Er hat diesen beklagenswerthen Zustand selbst beschrieben und man muß gestehen, es giebt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von diesem vagabondirenden Jugendleben einer an sich edlen und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Lebensstellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebschaft in England endigt so demüthigend für ihn, daß der stolze Jüngling die Versuchung fühlt, sich sein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will keine Frau mehr kennen lernen, er verachtet das Geschlecht: in Brüssel sehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht so arg betrogen, aber er

findet doch lange nicht das edle, warme Herz, das er sucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poesie aus dem Schlummer und er fängt an zu lesen und sogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er diese Versuche übermüthig bei Seite und schwärmt weiter. In Paris, wo er sich anfangs gewohnter Weise langweilt, erblickt er zuerst Spuren jenes glühenden Tyrannenhasses, die Gott, wie er meint, ganz ausschließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in seinen Busen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu sein, die Menschheit von einer ihrer drückendsten und beschämendsten Fesseln zu befreien. Wenn diese Entschlüsse auch zu weiter Nichts führen, so führen sie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Autoren, der Rhetoren und Philosophen liest, die ihn auf der Jesuitenschule angewidert hatten, weil er mit ihrem Inhalte Nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt sich jetzt in einen männlichen, und der unbeugsame Eigenwille erhält eine wissenschaftliche Berichtigung, indem große Muster von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem Eigenwillen anfingen und ihn später zu einer männlichen Energie ausbildeten, vor deren Auftreten die Welt sich zu beugen hat.

Wäre es Alfieri vergönnt gewesen, Thaten zu verüben, so wäre die Anlage ursprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italienischen Fürstenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das seiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er nicht wählen. In dieser mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiste, war er dem Wahnsinn nahe, wenn er bedachte, daß das Schicksal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu sein und zu bleiben. Da in seiner Verzweiflung griff er wieder zur Poesie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, sich zu einem Dichter auszubilden, legte er nun die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an sein Herz, damit sie es kühlen und beruhigen möchten. Unversehens wuchsen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete sein erstes Trauerspiel „Philipp." Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die ihn oft auf so schauerliche Weise eingehüllt hatten, theilten sich; er hegte Hoffnung, daß doch noch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten hatte, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in sein Leben, das rastlose Hin- und Herschweifen hörte auf, und der Beobachter, der

dieses stürmische Leben an sich vorübergehen läßt, empfindet Wohlbehagen, wenn er an die Kapitel gelangt, welche die Ueberschrift führen: „Wirkliche Befreiung," „Studien," „Ruhe." Um zu zeigen, wie heftig dieser Mann liebte, wie er gleichsam wüthete, stehe hier die Stelle, wo er der Dichter unwürdige Liebe beschreibt, der er unterlag und die ihm grausam mitspielte.

„Dieser direkte Liebesrausch war wahrhaft schädlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenstand einer neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet an Geburt und von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahre älter als ich. Eine flüchtige Freundschaft hatte zwischen uns schon statt gehabt bei meinem allererstes Eintritt in die Welt, als ich noch in der ersten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun sechs oder mehrere Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr sehr begünstigt sah, ein Müssiggänger war, und vielleicht zu den Geistern gehörte, von denen Petrarca mit so viel Gefühl sagt:

So di che poco canape si allaccia
Un anima gentil, quand ella è sola
E non è chi per lei difesa faccia!

„Und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf diesem außerordentlichen Wege mich zu sich rufen wollte, geschah es, wiewohl ich sie anfangs nicht liebte und nie schätzte, und selbst an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit keinen Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendliche Liebe zu mir glaubte, nach und nach sie wirklich liebte und bis an die Ohren in Liebe versank. Es gab für mich weder Lustbarkeiten noch Freude mehr; selbst die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachlässigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt, da zu sein, und doch unfähig, nicht da zu sein; bizarrer und peinlicher Zustand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februar 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieses Umgangs von früh bis spät wüthete, mußte meine Gesundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber eine sehr heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeister, an denen es in Turin nicht fehlte, witziger Weise sagten, ich hätte sie ausschließlich für mich erfunden. Sie fing damit an, daß ich mich wohl sechsunddreißig Stunden hintereinander

erbrach, und da keine Flüssigkeit mehr da war, löste sich das Erbrechen in einen gewaltsamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte, auch die kleinste Portion Wasser zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuße zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach; dagegen ergriff mich eine so starke und allgemeine Convulsion und Erschütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, bald in den fürchterlichsten Zuckungen mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles stieß, was sich in meiner Nähe befand. Am sechsten Tage endlich ließ der Krampf nach in Folge eines sehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Wasser, in welchem ich den Tag fünf bis sechs Stunden zubrachte. Die Länge des Fastens und die Anstrengungen während des Erbrechens waren so groß gewesen, daß in der Bauchgabel zwischen den beiden Knochen, welche sie bilden, eine solche Lücke entstanden war, daß sie ein Ei von mittlerer Größe fassen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin diese unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatte mir diese seltsame Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg

für mich sah, diesem schädlichen Labyrinth zu entkommen, so hoffte und wünschte ich zu sterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte sehr fürchteten, ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelassen, um mich zu vermögen, zu beichten und mein Testament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich Beides verlangte und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. Nach überstandener Krankheit nahm ich unseliger Weise meine Liebeskette wieder auf. Im Januar 1774 geschah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld sein, wiewohl ich es nicht glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenste Ruhe und Stillschweigen erforderte, saß ich treulich am Fuße ihres Bettes, sie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis spät die Zeit zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu schaden, wenn ich sie zum Sprechen nöthigte. In diesen gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langweile fünf oder sechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, so ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht, soll ich sagen von einem Lustspiel oder Trauerspiel, von einem, oder von fünf oder zehn Akten hinzukritzeln."

Wir brechen hier ab, denn unsere Absicht ist es, die Leidenschaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eigenen Worten zu schildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe, wie mußte eine würdige Liebe, wie die ist, zu deren Schilderung wir sogleich übergehen, sein ganzes Wesen erschüttern, es umgestalten, es vergeistigen, seine Kraft erhöhen. Es war im Jahre 1777, als Alfieri in Florenz die Bekanntschaft der Gräfin Albani machte, die demnach schon fünf Jahre in kinderloser Ehe lebte und vierundzwanzig Jahre alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, so wollen wir zuerst einen Zeitgenossen sprechen lassen, der sie öfters in Florenz sah und unpartheiischer betrachtete, als der Dichter; später wollen wir auch diesen hören. Dutens, der Verfasser der „mémoires d'un voyageur qui se repose," giebt folgendes Bild von ihr. Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geist und ihre Schicksale eine höchst interessante Frau. Sie war mittlerer Größe, aber „de taille bien prise" und von sehr weißem Teint; sie hatte sehr schöne Augen, vollkommen schöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und bescheidene Haltung. Ihr durch die Lektüre der besten Schriftsteller genährter Geist

hatte aus ihnen das Vermögen geschöpft, scharf und richtig zu unterscheiden und die Leichtigkeit erlangt, Menschen wie Werke des Geschmacks gut zu beurtheilen. Der Graf Alfieri, ein Piemontese von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernst gestimmt und abhold dem Getöse der großen Welt, hatte er sich ganz ihrer Gesellschaft gewidmet. Sie lebte sehr zurückgezogen, da die Laune ihres Mannes sie in Allem hinderte. Alfieri hatte Letzterem sich angenehm zu machen gewußt, und theilte seine Zeit zwischen seinen Studien und der Gesellschaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch seine Freundschaft und die Annehmlichkeiten seines Umgangs erheiterte.

Alfieri selbst sagt von diesem ersten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie gesagt, ganz in Florenz zubrachte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine himmlisch schöne Dame vor Augen gekommen, welche, da sie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungesehen und unbemerkt bleiben konnte, und noch unmöglicher war es, daß sie, gesehen und bemerkt, nicht Jedem auf's Höchste gefallen mußte. Aber obwohl ein großer Theil der adeligen

Herren von Florenz und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, so hatte ich dennoch, versenkt in meine Studien und in Melancholie, abstoßend und ungesellig von Natur und immer bedacht, von dem schönen Geschlechte diejenigen am Meisten zu fliehen, die mir anmuthiger und schöner schienen, aus diesen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen lassen; dagegen hatte ich sie im Theater und auf Spaziergängen öfters gesehen. Der erste Eindruck war mir auf das Süßeste in den Augen und ihrem Herzen zurückgeblieben. Eine sanfte Gluth in den schwarzen Augen, die, was höchst selten ist, mit der weißesten Haut und mit blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es schwer war, nicht davon getroffen und gefesselt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den schönen Künsten und Wissenschaften, köstliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den sie im Ueberfluß besaß, drückende und lästige häusliche Verhältnisse, die sie nicht, wie sie sollten, glücklich und zufrieden sein ließen: Zu groß waren diese Vorzüge, um ihnen zu widerstehen."

Da mir nun in diesem Herbste von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen,

und ich mich für stark genug hielt, wagte ich's, mich ihr zu nähern; aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichsam unvermerkt gefangen sah. Schwankend zwischen dem Ja und Nein dieser neuen Flamme, machte ich im December dieses Jahres einen Ausflug nach Rom mit der Post zu Pferde, eine thörichte und höchst beschwerliche Reise, die mir weiter Nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Buccano übernachtete, wo es mir nicht gelang, auch nur ein Auge zuzuthun. Hinreise, Aufenthalt und Rückreise dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreisen sah ich in Siena meinen Freund Gori, der mir von diesen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich schon mehr als halb umwunden war, und so legte die Rückkehr nach Florenz sie bald mir auf ewig an. Aber die Annäherung dieses meines vierten Herzensfiebers äußerte sich glücklicherweise für mich mit Symptomen, die von den drei ersten sehr verschieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenschaft des Verstandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in sie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbestimmte Mischung

hervorbrachte, die zwar etwas minder ungestüm und glühend, aber desto tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die sich seit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenschaften und Gedanken stellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir verlöschen wird. Da ich nach zwei Monaten sah, daß dies eine wahre Dame sei, weil ich, statt wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß meines literarischen Ruhms, eine Störung in nützlicher Beschäftigung und, ich möchte sagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn, einen Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand, so ergab ich mich ihr, sobald ich den köstlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das Unbedingteste. Und ich irre gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieses niederschreibe, eingetreten in die bereits unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens schwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Gesetzen der Zeit jene flüchtigen unwesenlichen Schönheiten schwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, bessert sich durch sie von Tage zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu sagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und stärkt."

Wir richten uns in diesen Auszügen nach einer Uebersetzung, die leider nicht gut gerathen ist, wie der Leser an Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri schrieb eine meisterhafte Prosa.

Ein solches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenstande seiner Neigung giebt, hebt natürlich den Werth derselben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernster Selbstprüfung sprechen, der es darum zu thun, von sich selbst wie von seiner Umgebung, so weit es menschlichen Kräften gestattet ist, die Nebel der Täuschung zu entfernen. Mit wenigen Worten ist hier der volle Werth der schönen Frau angegeben, ihr Bild, ebenso anmuthig als geistig hoch gestellt, tritt dem Beschauer mit Klarheit entgegen. Wie sehr gönnen wir dem ewig in der Irre umhergetriebenen Dichter eine bleibende Stätte, wie er sie hier gefunden; an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erst wird er seinem guten Genius anvertraut, jetzt seine Poesie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von der dämonischen Maske wilder und zerstörender Leidenschaften hinweggescheucht zu werden.

Er sagt an einer andern Stelle: „In diesem

Sommer (1778) schrieb ich einige Liebesverse, theils um meine Dame zu preisen, theils um die große Beängstigung auszulassen, in der ich wegen ihrer häuslichen Verhältnisse manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf sie beginnen mit dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dulce fuoco ardenti.

„Alle verliebten Verse, welche diesen folgen, beziehen sich auf sie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau singen. Und mir scheint, sie mögen nun mit mehr oder minder Glück und Zierlichkeit aufgefaßt sein, daß in ihnen am Meisten jener unendliche Affekt durchschimmern müsse, der mich zwang zu schreiben, und den ich mit jedem Tage für sie zunehmen fühlte, und das läßt sich, wie ich glaube, am Meisten an den Versen bemerken, die ich dichtete, wie ich lange von ihr entfernt war."

Fernere Schicksale der interessanten Dame.

Da wir nunmehr die Dame und ihren Begleiter kennen gelernt haben, so wird es an der Zeit sein, sich um ihre ferneren Schicksale zu kümmern. Sie wohnt nicht immerfort in dem Palast Gianfigliazzi, gegenüber dem Gebirge von Carrara, wir wollen sie auf ihren Ausflügen und Unternehmungen begleiten.

Zuerst sehen wir sie mit Mr. Gehegan und der Gräfin Orlandini auf dem Wege nach dem Kloster Bianchetti, dessen Nonnen besonders in dem Rufe geschickter Künstlerinnen stehen. Die Damen wollen das Kloster sehen; sie werden eingelassen, doch sogleich hinter ihnen schließt sich die Thür. Der Graf und Herr Gehegan sind ausgeschlossen. Der Graf will durchaus hinein, es ist keine Möglichkeit! Er zürnt und droht

endlich, Lärm zu machen; da erscheint die Aebtissin des Klosters: Herr, Herr, erwidert sie auf die Fragen des Grafen, man kommt auf diese Weise hier nicht herein. Aber wo ist meine Frau? Ich will sie wiederhaben, sagt der Graf. Ihre Frau Gemahlin, tönt die Antwort, befindet sich in unserem Schutz, wird von der Frau Großherzogin protegirt und bleibt für's Erste hier. Das ist der Teufel! zürnt der Graf, ich werde sie mir holen und sollte ich Ihr Kloster in Brand stecken! Die Aebtissin verläßt den Wüthenden, der umsonst wehrt, man öffnet ihm nicht und läßt ihn auch seine Gemahlin nicht sehen. Er muß sich endlich beschämt zurückziehen; indem er fortgeht, schwört er dem Kloster Rache.

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri selbst über dieses auffallende Ereigniß sagt. „Es sei mir genug, zu sagen, daß ich eine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und stets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß im Allergeringsten ihre Ehre gekränkt oder der Anstand auch im Entferntesten verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die besonderen Umstände der höchst drückenden Gefangenschaft, in welcher sie langsam hinstarb, gewußt und in der Nähe gesehen hat, wird der Meinung sein, daß es nicht leicht war,

sich gehörig zu benehmen, und die Sache, wie es geschah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerst ging sie in ein Kloster in Florenz. Ihr Gemahl selbst führte sie dahin, unter dem Schein, den Ort zu sehen, und mußte sie dann zu seiner nicht geringen Befremdung auf den Befehl und die Veranstaltung des damaligen Machthabers in Florenz daselbst zurücklassen. Nach einigen Tagen wurde sie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derselbe wohnte, und hier zog sie sich in ein anderes Kloster zurück. Die Ursachen dieses Bruches zwischen ihr und ihrem Gemahl waren so vielfach und so offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde.

„Nachdem sie gegen Ende des December nach Rom abgereist war, blieb ich wie eine verlassene Waise in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innersten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne sie nur ein halber Mensch sei, denn ich fand mich zu jeder Thätigkeit und jedem Werke der Kunst schlechterdings unfähig, und war weder um den glühend gewünschten Ruhm, noch um mich selbst im Geringsten bekümmert. Ich hatte also in dieser Sache so eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und zu meinem Verderben, denn nie konnte mich ein größeres

Unglück treffen, als sie nicht mehr zu sehen. Schicklicher Weise durfte ich ihr nicht so bald nach Rom folgen; auf der andern Seite war es mir nicht möglich, lange in Florenz zu bleiben. Ich blieb noch den ganzen Januar da, und diese Wochen schienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lektüre, noch sonst Etwas fortsetzen, ich ergriff daher den Ausweg, nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie man leicht sieht, Neapel, weil der Weg dahin über Rom ging. — Ich kam an, ich sah sie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke; ich sah sie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder mißhandelt als in Florenz, aber ich sah sie aus anderen Gründen nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wissen, auf wie lange wir es sein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß sie wenigstens nach und nach ihre Gesundheit wieder erlangen könnte, und als ich bedachte, daß sie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinschlummern, nicht stets zittern vor dem unzertrennlichen lauten, zornigen Schelten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß sie leben dürfe; schienen mir alsdann die schrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grausam und

minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in diesen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunstbewerbungen und Kunstgriffen, die ich nicht um die Herrschaft der Welt in's Werk gesetzt haben würde; Gunstbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhmes erschien, und wiewohl ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen würde, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnnen wollte, die ihn bewachen oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich, Visiten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing. Ich will mich nicht über die Person dieser beiden Brüder verbreiten, sie waren damals allgemein bekannt; und wenngleich die Zeit sie in gänzliche Vergessenheit begraben haben mag, so erwarte man nicht von mir, daß ich sie daraus hervorziehe, denn loben kann ich sie nicht und tadeln will ich sie nicht. Der Umstand jedoch, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten.

„Die Angelegenheiten meiner Dame wurden unterdeß etwas leichter; gegen Ende des März hatte sie vom Papst die Erlaubniß erhalten, das

Kloster zu verlassen und, gleichsam stillschweigend von ihrem Manne getrennt, sich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, welche ihr ihr Schwager in seinem Palaste in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen, und fühlte doch vollkommen wohl, daß dies nicht ging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwischen Liebe und Pflicht erfährt, sind die fürchterlichsten und tödtendsten Gefühle, die ein Mensch jemals bestehen kann. Ich zögerte den ganzen April, und auch den Mai hatte ich mir vorgenommen so hinzuschleppen, aber den zwölften war ich, ohne es zu wissen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich, von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den schon begonnenen Lauf höfischer Bewerbungen und Gewandtheiten fortsetzte und vollendete, um nur dieselbe Stadt, wie die Geliebte, bewohnen und die Theure daselbst sehen zu können. So war ich denn nach vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anstrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Visiten abstattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmessenden Menschen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachsuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in

Rom, geduldet von jenen Gewaltigen, und selbst von den Geistlichen begünstigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder sich einmischten. Aber gut für sie war es, daß sie von ihrem Schwager und seinem elenden Anhang nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subsistenz abhing, die sie im Ueberfluß und auf eine ehrenvolle und vor der Hand sichere Weise wo anders her hatte."

Bei diesen betrübenden Vorfällen ist allerdings Einiges noch besonders herauszustellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Besitz seiner Gattin gleichsam, oder vielmehr nicht gleichsam, sondern ganz offenbar betrogen wurde, hatte etwas, das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu setzen. Der Besuch im Kloster, dann die Entführungsweise nach Rom, und dabei alle jenen Anstalten, die von einer Perfidie und Geschicklichkeit zeugen, die einem italienischen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günstiges Licht auf die Verbündeten und lassen Karl Eduard, der sonst unbedingt die öffentliche Stimme gegen sich hat, verzeihlich erscheinen, wenn er sich über Verrath und niedere

Treulosigkeit beklagt, denn er hatte Alfieri gastfreundlich und vertrauend in sein Haus aufnommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfasser der römischen Briefe nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe sich der unehrerbietigsten Ausdrücke und des lautesten Tadels gegen den Mann seiner Dame bedient. Die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maß und Schonung über ihn spricht. „Da ich ihn nicht loben kann und ihn nicht tadeln mag, so will ich über ihn schweigen," sagt er, und diese Aeußerung ist mild und rücksichtsvoll, wie man sie in solchen Verhältnissen nur immer verlangen kann.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es scheint, auf eine freie, ungezwungene Weise. Die Gräfin lebte im Palaste des Cardinals, ihres Schwagers; Alfieri, der die Villa Strozzi zu seinem Wohnorte gewählt hatte, besuchte sie täglich, und in einem Kreise von Freunden und Gleichgesinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich seine Antigone. Später jedoch brachen Klatschereien aller Art aus, und Alfieri mußte Rom verlassen. Auch die Gräfin schied 1784 aus dieser Stadt, und erst nach sechsmonatlicher Trennung sahen sich Beide in Colmar im Elsaß wieder.

Mittlerweile war der Graf Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder genesen; allein seine völlig zu Grunde gerichtete Gesundheit ließ keine lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahre 1785 begab er sich zu seinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die er Gräfin Albani nannte und welche die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkingshaw, war. Sein Tod fällt in's Jahr 1788, er wurde 68 Jahre alt und starb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht. Eine pomphafte Inschrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn hinbettete, diesen Unglücklichen, dessen Unglück nicht einmal mehr Interesse einzuflößen im Stande war, so weit weg war die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von ihm und seinem Geschlechte abgelenkt.

Unsere schöne Gräfin, denn schön war sie noch und blieb es auch, wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben schenken wollen, bis in ihr spätestes Alter, war nun frei und konnte jetzt ihrer Neigung folgen. Diese trieb sie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grausamen Prüfung auszusetzen, seine Tage in Einsamkeit und getrennt von ihr hinzubringen. Im Jahre 1778, also schon vor dem Ableben des

Grafen, befand sie sich in Paris, Alfieri begab sich ebenfalls dahin. Nach dem Tode des Grafen lebten Beide, nicht mehr getrennt, in einem Hause, und Jedermann sah die Ehe für geschlossen an, obgleich öffentlich keine Bekanntmachung hierüber in's Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung des Todes ihres Gemahls auf die Gräfin sagt Alfieri: „Wiewohl dieser Tod wegen der wiederholten Zufälle, die seit mehreren Monaten ihn betroffen hatten, schon seit geraumer Zeit vorherzusehen war, und wiewohl die Wittwe dadurch völlig unabhängig wurde, und sie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte, so war ich bei dem Allen zu meinem Erstaunen Augenzeuge von einem gewiß nicht verstellten, noch vergrößerten Schmerz, der ihre Seele tief durchdrungen hatte, denn keine Verstellung kam je in dieses reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverlässig hätte ihr Gemahl, unerachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beste Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er sie nicht unaufhörlich durch sein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieses Zeugniß der reinen Wahrheit schuldig."

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris

machten die Gräfin und Alfieri Pläne, die Stadt zu verlassen; sie schwankten jedoch so lange, wohin sie sich wenden sollten, daß der ausbrechende Sturm sie immer noch am Platze fand und sie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr veranstalten konnten. Die Beschreibung dieser Abreise ist mit so lebhaften Farben und so lebendig gemalt, daß wir uns nicht versagen können, hier einen kleinen Auszug zu geben. „Am Sonntage, den 18. nach Mittag, reisten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welche für uns der nächstliegende Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denis nach Calais zu gehen, wohin wir uns aufmachten, um auf das Schnellste aus diesem unseligen Lande zu kommen, als wir daselbst drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden, mit einem Offizier, der, nachdem er unsere Pässe gesehen, sich entschloß, uns das Gitter dieses ungeheuren Gefängnisses zu öffnen und uns unseres Weges ziehen zu lassen. Aber neben der Barrière war eine Kneipe, aus welcher sich auf einmal einige Dreißig von jenen Henkern des Pöbels hervorstürzten, nackt, betrunken und rasend. Diese, sobald sie zwei Kutschen sahen, beschwert mit Koffern und Mantelsäcken und einem Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Bedienten, er-

hoben ein Geschrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und sie in Elend und im Weh zurücklassen wollten. Darauf begann ein Zank zwischen den wenigen und armseligen Garden und jenen vielen und schändlichen Bösewichtern, da jene uns herauslassen, diese uns zurückhalten wollten. Ich sprang aus dem Wagen mitten unter den Schwarm, alle sieben Pässe in der Hand, und zankte und schrie und tobte noch ärger als sie, wodurch man immer mit den Franzosen fertig wird. Sie lasen Einer nach dem Andern die Beschreibungen unserer Personen, und ließen sie sich vorlesen von Denen, die da lesen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in diesem Augenblick die entsetzliche Gefahr zu kennen, in der wir schwebten, wohl drei Mal meinen Paß in die Hand und schrie mit lauter Stimme: Da seht! hört, Alfieri ist mein Name; ein Italiener, kein Franzose, groß, hager, blaß, rothes Haar! Bin ich das? Seht mich an, der Paß ist mein! Wir haben ihn auf gesetzmäßige Weise von Dem erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus, und bei Gott, wir werden hinaus kommen! Länger als eine halbe Stunde dauerte dieser Auftritt auf der Gasse, ich zeigte richtige Fassung, und das rettete uns. Es

hatten sich indessen mehrere Menschen um die Kutschen versammelt und Viele schrieen: Wir wollen die Wagen verbrennen; Andere: Wir wollen sie mit Steinen werfen; Andere: Sie fliehen, es sind Adelige und Reiche, wir wollen sie zurückführen auf's Stadthaus, damit Gericht über sie gehalten werde. Doch kurz, die schwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch Etwas für uns sagten, und mein wildes Toben und Schreien mit einer wahren Ausruferstimme, und mehr als Alles die halbe Stunde und darüber, in welcher die Affentiger des Zankens müde geworden waren, erschlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wache gab mir einen Wink, in den Wagen zu steigen, in welchem ich meine Dame gelassen hatte, man kann denken, in welchem Zustande; ich stieg daher ein und die Postillone setzten sich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum, und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünschungen dieses Gesindels. Nachdem wir dieser Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wohl vierzig Male unsere Pässe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die ersten Fremden waren, die nach der Katastrophe des zehnten August aus Paris

und aus dem Lande gingen. Auch sagte man uns, daß am 20. August, den ich glücklicherweise um zwei Tage anticipirt hatte, dieselbe Section, die uns die Pässe gegeben hatte, in pleno gekommen sei, um die Dame zu verhaften und in's Gefängniß zu führen. Man beschuldigte sie, weil sie adelig, reich und untadelhaft war. Mir, da ich immer weniger gegolten als sie, erwies man diese Ehre nicht. Da sie uns nicht fanden, hatten sie unsere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiscirt, dann unsere Einkünfte sequestrirt und uns Beide für Emigranten erklärt."

Die Fliehenden begaben sich zuerst nach Brüssel, von dort im Herbste durch das südliche Deutschland über die Alpen nach Toscana. Am Lugarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuser der Familie Gianfigliazzi, als eine schöne Aussicht auf die Bosketts des unteren Flußufers und auf die Marmorberge Seravazza's und Carrara's gerichtet. Hier wohnte er und die Wittwe Karl Eduard's bis an ihr Lebensende, und hier haben wir sie gleich bei Beginn unserer Erzählung getroffen.

Die englische Familie, die wir geschildert, war nicht die einzige von den Fremden, die Einlaß begehrten; es fanden sich noch mehrere andere,

die alle kamen, um die interessante Wittwe ihres Königs zu sehen, sie wurden jedoch alle zurückgewiesen, dieses eigensinnige Paar hatte sich entschlossen, Niemandem den Eintritt zu sich zu gewähren.

Wir wollen nun auch Einiges über ihre späteren und letzten Lebensjahre berichten.

Als die Franzosen in Florenz erschienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieser ihm so verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog seine Freundin, mit ihm zu gehen und seine Villa zu beziehen. Sie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluste an ihrem Vermögen erlitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abstoßender und verschlossener gegen die Gesellschaft stimmte, sahen sie fast keine Leute bei sich, und lebten in einer Einsamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin damals an der Seite ihres Gemahls geschmachtet hatte. Hier war jedoch die treueste Freundschaft, die zärtlichste und bis an's Ende unveränderte Liebe die versüßende Zugabe dieser Einsamkeit.

Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernstlich, am 14. Mai 1803 beendete er seine Selbstbio-

graphie, und am 8. October desselben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, stets besorgt, sein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anspruch, um die Stätte, wo die irdische Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Geschlechtern durch den Pomp und den Glanz der künstlerischen Schöpfung eines gefeierten Meisters bezeichnen zu lassen. Seltsamer Weise hatte beim Ableben Karl Eduard's Canova ebenfalls einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für denselben zu fertigen. Er hatte schon etwa zehn Jahre vor seinem Tode bei Anlaß einer sehr heftigen und dauernden Krankheit sich selbst eine Grabschrift und auch eine für seine Dame gesetzt. Diese selbstgewählte Schrift nahm man nun jetzt nicht, statt ihrer eine von der Dame angegebene.

Wie schon gesagt, malte François-Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri's. Beider Bildnisse sind in der Gallerie der Uffizien, in demselben Saale, wo die französische Schule aufgestellt ist. Wir entsinnen uns eines Bildes der Prinzessin Stolberg, das wir in einem Zimmer des Palastes zu Wernigerode gesehen zu haben uns erinnern, das aber nicht mehr daselbst

zu finden ist. Sie muß von einer seltenen Schönheit und Anmuth gewesen sein; aus dem Charakterbilde, das wir so eben von ihr entworfen, geht hervor, daß die Schönheit ihrer Seele noch die des Körpers überragt habe. Eine interessante Frau war sie jedenfalls, vollkommen des Ruhms, den sie bei ihren Zeitgenossen genoß, würdig, und diesen Ruhm wird ihr auch die Nachwelt spenden.

Sie lebte, da der Genosse ihrer schönsten Jahre von ihr genommen war, in einem kleinen Kreise auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang, sie zu sehen, die Wittwe eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters, war groß, doch nur Wenigen öffneten sich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverschämt und zudringlich wie immer, stets in brüsker Ungenirtheit in jedes Asyl ihre klatschhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die eine einsame Frau in ihrem stillen Schmerz um einen geliebten Todten um sich gezogen, und die vagabondirend-gelehrte Dame hatte die Grausamkeit, ein Witzwort in diesen Räumen, in denen der Athem trüber und großer Geschicke geweht hatte, ertönen zu lassen. Sie nannte die Gräfin „grande reine" und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade stattfindenden Tod Georg's III. Man konnte

nicht boshafter über die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die Familie Stolberg anspielen, wenn diese solche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani starb in Florenz in einem Alter von 72 Jahren am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauses, jener vielerwähnte Künstler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle zu Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs sind darauf angebracht. Die Inschrift ist dieselbe, die Alfieri entworfen hatte, nur hat man die Zeile weggelassen, die von seiner Liebe Zeugniß giebt, sie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albani Comitessa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissima
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV. d. IX
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
Monumentum.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Hinrichs, Dr. H. F. W., ordentlicher Professor an der Königl. Universität zu Halle. Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. (Unveränderter Abdruck.) gr. 8. broch. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. 2 Bde. gr. 8. broch. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. gr. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Südslaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Opitz, Theodor, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. 8. broch. 8 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Professor, Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck, gezeichnet von C. Merkel. Zweite Auflage. 8. In Umschlag cartonnirt. 1¼ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Mikroskopische Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils color. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Erster Band. 8. broch. 27 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Die Versteinerungen, deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit 7 lithogr. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Zweiter Band. 8. broch. 1¼ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Reiseerinnerungen aus Spanien. Mit Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Karte. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. broch. $2^5/_6$ Thlr.

Schmid, Dr. G. V., Historisches Taschenbuch oder chronologische Uebersicht der Welt- und Culturgeschichte. Zweite vermehrte Aufl. 8. broch. 6 Ngr.

Sigismund, Carl, Natur und Landbau im innigen Zusammenhange. Praktische Winke für den deutschen Landwirth. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Zweite Auflage. 8. broch. 16 Ngr.

Souvestre, Emile, Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift. Dritte Auflage. Ausgewählte Schriften. Erster Band. 8. broch. 15 Ngr.

Souvestre, Emile, Aus dem Leben eines Handwerkers. Deutsch von P. H. Sillig. Zweite Auflage. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. 8. broch. 15 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Wallace, Sigismund, Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Die

Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck

nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. 1 starker Band. eleg. broch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldschnittband 4 Thlr. 20 Sgr.

Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Oct. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände in Deutschland, wie in England und Frankreich, eine so überaus günstige Aufnahme und in der periodischen Presse eine so einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlagshandlung schon jetzt zur Besorgung einer zweiten wohlfeilen Volks-Ausgabe schreiten mußte. Sie giebt nachstehend aus der großen Summe der in deutschen Zeitschriften erschienenen Kritiken einige Auszüge zu gefälliger Notiz Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. Die englische Ausgabe erschien bei Longman u. Comp. in London, die französische bei H. Georg in Genf.

Urtheile der deutschen Presse in gedrängten Auszügen.

Das Werk soll ein Seitenstück zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt sein und verdient seinen Platz neben diesem Meisterwerke in dem Bücherschrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. sind außerordentlich lebendig und mit Geschmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu schwungvoll, wenigstens für Den, der die zu allen Ueberschwenglichkeiten der Naturbegeisterung hinreißende, unnennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht selbst geschaut hat. **Roßmäßler, Aus der Heimath.**

Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie den Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen, zugleich auch für den, welcher sich die eigene Anschauung der gewaltigen Gebirgsscenerie und des Lebens in derselben versagen muß, die anziehendste Lektüre.

Giebel u. Heintz,
Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften.

Dieses treffliche Buch enthält sehr anziehende Schilderungen der Alpen und namentlich ihrer Bewohner. Wer die Schweiz und Tyrol kennt, oder wer sie kennen lernen will, dem empfehlen wir, um zum Verständniß seiner Reisegenüsse, also zum doppelten Genusse zu gelangen, Berlepsch' Buch auf das Angelegentlichste. Der Verfasser ist in den Naturwissenschaften, namentlich in der Geologie zu Hause, und weiß uns vortrefflich das Charakteristische der Alpenlandschaften und ihre ästhetischen Wirkungen nach den großen Naturgesetzen zu erklären; er eröffnet uns gleichsam das geologische Verständniß des Erhabenen oder Schönen, den naturhistorischen Sinn der Formen und ihrer Wechsel.

Das Ausland.

Wer in der Alpenwelt sich umgesehen und deren großartige Natur aus eigener Anschauung kennen gelernt, wer selbst in Berg und Thal umhergewandert ist, der wird sich unwillkürlich angezogen fühlen von dem Bilde, das hier vor seinen Augen sich entrollt und in aller Treue und Wahrheit in frischen Farben ihm Das vorführt, was er selbst gesehen und zum Theil wenigstens auch erlebt, — nicht ohne mannigfache Aufklärung und Belehrung über Alles das, was die Welt der Alpen Eigenthümliches in ihren Natur-Erscheinungen bietet. Und wer diese Wunder der Natur noch nicht mit eigenen Blicken erschaut und in die Alpenwelt sich vertieft hat, der wird nicht minder ergriffen, er wird von Verlangen und Sehnsucht erfüllt werden, mit eigenen Augen das zu erblicken, was seinem Geiste hier in einer so frischen und lebendigen, anziehenden Darstellung entgegentritt und ihn durch die reiche Belehrung befähiget, mit größerem Erfolg die Wanderung in die Alpen anzutreten.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Seit Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt" ist kein Werk über die Schweiz erschienen, das die Natur des großen Europäischen Gebirges mit einer so frischen, von wissenschaftlichem Geist durchdrungenen Wahrheit darstellte, wie dieses. Berlepsch ergänzt seinen Vorgänger recht eigentlich. **Europa. Chronik der gebildeten Welt.**

Noch ehe wir dieses niederschreiben, wird Berlepsch's schönes Werk in manchem Leser die Erinnerung an den Genuß, den ihm einst die Wanderung durch die Alpen gewährte, wohlthuend aufgefrischt, in vielen anderen die Sehnsucht nach eigener Anschauung jener herrlichen, großartigen Gebirgswelt erweckt haben. Mit hingebender Liebe für die Alpen-Natur, die er mit gründlicher Kenntniß beschreibt, führt der Verfasser eine lange Reihe einzelner Bilder in anziehender poetischer und allgemein verständlicher Sprache vor, u. s. w. — Zog uns schon das Wort, die lebensvolle Schilderung, bisweilen unvermerkt in die Täuschung hinüber, als erlebten und sähen wir all das Liebliche und Schöne, das Schreckensvolle und Erhabene, so wird diese Wirkung noch erhöht durch die wahrhaft künstlerischen Illustrationen; selten haben wir in derartigen Werken so genial gezeichnete und durch Holzschnitt so vorzüglich wiedergegebene Bilder angetroffen. **Petermann's Mittheilungen.**

Das vorliegende Werk gehört zu denen, welche, ohne des gediegenen, wissenschaftlichen Inhaltes zu entbehren, dennoch vorzugsweise ihrer gefälligen Form wegen ansprechen und gelesen werden. Der Verfasser ist weit entfernt, die Gegenstände dieser seiner Darstellung poetisch auszuschmücken, wie es so viele andere Schriftsteller gethan haben; seine Schilderungen tragen vielmehr das Gepräge der gewissenhaftesten Wahrheit, der nüchternsten Betrachtung und machen nichtsdestoweniger den Eindruck von Kunstwerken, weil sie die Eigenthümlichkeit der zu beschreibenden Gegenstände in feinster Weise erfassen und in scharfen, bestimmten Umrissen zur Anschauung bringen. **Berliner Revue.**

Der Verfasser ist in dem schönen Lande seit Jahren ansässig und hat dasselbe auf vielfachen Wanderungen, so wie im täglichen Verkehr nach allen Seiten hin gründlichst kennen gelernt; er umfaßt es mit heißer Liebe und diese ist ihm ein Sporn

geworden, die Eigenthümlichkeiten des Landes nicht blos an der Oberfläche aufzufassen, sondern sie auch in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhang zu studiren. Allerdings gehören dazu mannigfache Vorkenntnisse, namentlich auf naturhistorischem Gebiet: Doch zeigt der Verfasser sich derselben durchweg Meister und ebensowenig fehlt es ihm an jener Gabe anmuthiger und fesselnder Darstellung, welche vor Allem dazu gehört, um Büchern dieser Art, unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Gediegenheit, den Weg in das größere Publikum zu öffnen. In dieser Weise, ohne sich irgendwie in ein schwerfälliges Detail zu verlieren, aber auch ohne jemals den sicheren Boden der Thatsachen zu verlassen, schildert der Verfasser zunächst u. s. w. Was dieser Wanderung nun aber einen ganz besonderen Reiz verleiht und den Schilderungen des Verf. sozusagen ein doppeltes Leben einhaucht, das ist die treue und liebevolle Unterstützung, die er an der Kunst des Zeichners gefunden. Die Bilder sind wahre kleine Meisterwerke.

Prutz, Museum.

Es hat uns oft gewundert, daß Tschudi keinen ebenbürtigen Mitbewerber gefunden hat. Dieser Concurrent ist jetzt in die Schranken getreten: „Die Alpen ꝛc. von Berlepsch" sind werth, neben Tschudi einen Platz in den Familien-Bibliotheken zu erhalten. Beide Werke sind durch Gegenstand, Ton und Ausstattung einander zur Ergänzung bestimmt. Berlepsch erreicht in stylistischer Beziehung, in der Einfachheit der Mittel bei weitem seinen Vorgänger nicht; ihm fehlt jene naive Unmittelbarkeit, jene Ursprünglichkeit, die bei Tschudi so bezaubernd auf den Naturfreund wirkt; er reflectirt mehr, seine Phraseologie ist wissenschaftlicher, nach und nach aber gewinnt man ihn lieb und lernt sich auch auf diesen vielkundigen Alpenkenner verlassen. Wer die Alpen lieb hat, wird an Berlepsch's Natur- und Lebensbildern seine Freude haben. Die Illustrationen von derselben Meisterhand, wie die zu Tschudi's Thierleben, sind durchweg ansprechend, zum Theil wahre kleine Meisterstücke. Die Erfindung ist höchst geistvoll, die Zeichnung gut und die Ausführung fein und geschmackvoll. Wir haben diese Alpenbilder bei Kindern die Probe bestehen lassen; der Anklang war glänzend, der Jubel wollte nicht enden.

Kölnische Zeitung.

Reisen
in
Südwest-Afrika bis zum See Ngami
in den Jahren 1850 bis 1854.

Von

Charles J. Andersson.

Aus dem Schwedischen
von
Dr. H. Lotze.

Mit 16 Stahlstichen in Tondruck von Alexander Alboth und zahlreichen Holzschnitten, nebst einer Karte.
Lex.-Oct. 2 Bde. broch. 5½ Thlr.

Forschungsreisen
in
Arabien und Ost-Afrika,
nach den Entdeckungen
von
Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt
und Anderen
in zwei Bänden bearbeitet von
Karl Andree.

Nebst 8 Tonbildern, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und einer Karte von Afrika, gezeichnet von
Dr. H. Lange.
Gr. 8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.
